GRUNDRISS

DER

SPRACHWISSENSCHAFT

VON

Dr. FRIEDRICH MÜLLER

Professor an der Universität, Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Mitglied u. d. Z. Vice-Präsident der anthropol. Gesellschaft in Wien, Mitglied der kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau und der anthropol. Gesellschaft in Paris.

I. BAND

I. ABTHEILUNG.

EINLEITUNG IN DIE SPRACHWISSENSCHAFT.

WIEN 1876.

ALFRED HÖLDER

K. K. UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

EINLEITUNG

IN DIE

SPRACHWISSENSCHAFT

VON

Dr. FRIEDRICH MÜLLER

Professor an der Universität, Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Mitglied u. d. Z. Vice-Präsident der anthropol. Gesellschaft in Wien, Mitglied der kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau und der anthropol. Gesellschaft in Paris.

WIEN 1876.

ALFRED HÖLDER

K. K. UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

P201. M9
v. 1

Alle Rechte vorbehalten.

Vorrede.

Eine richtige Methode ist oft mehr werth als die Untersuchung selbst.

Mit der Veröffentlichung dieses Buches, von dem die erste Abtheilung des ersten Bandes, die Einleitung in die Sprachwissenschaft enthaltend, ich hiemit dem gelehrten Publikum übergebe, beabsichtige ich allen jenen, die sich für die Sprachwissenschaft im weiteren Sinne interessiren, einen Leitfaden zu liefern, in welchem sie den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft vertreten finden sollen. Das Buch ist zunächst für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium für jene bestimmt, die sich mit der Sprachwissenschaft in ernsterer Weise beschäftigen; es will daher mehr studiert als einfach gelesen werden. Ich bin absichtlich von der mehr populären Weise anderer Schriftsteller abgegangen und war bestrebt mich überall kurz zu fassen in der Meinung, dass, gleichwie in den exacten Wissenschaften, die systematisch-übersichtliche, knappe Form der Darstellung von grösserem Nutzen für die Wissenschaft und den Studierenden selbst sein dürfte als die breite feuilletonistisch angehauchte Methode, wie sie in neuester Zeit auf diesem Gebiete beliebt geworden ist.

Für den, wie ich glaube, ziemlich correcten Druck bin ich Herrn Dr. Val. Hintner, Professor am hiesigen akademischen Gymnasium, zu besonderem Danke verpflichtet. Derselbe nahm, um mein krankes Auge zu schonen, mir eine Correctur ab und hat mir auch sonst manche nicht unwichtige Bemerkungen zukommen lassen.

Wien, September 1875.

F. Müller.

12254

Inhalt.

Seite

A) Die Sprache an und für sich (in abstracto) 1
§. 1. Zweck und Umfang der Sprachkenntniss 1
§. 2. Sprachkunde und Sprachwissenschaft 4
§. 3. Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik 8
§. 4. Stellung der wissenschaftlichen Grammatik 10
§. 5. Stellung der Sprachwissenschaft im Kreise der Natur- und Geisteswissenschaften 10
§. 6. Stellung der Sprachwissenschaft innerhalb der Geisteswissenschaften, speciell ihr Verhältniss zur Logik und Psychologie 14
§. 7. Sprechen und Denken und ihr Verhältniss zu einander . . . 16
§. 8. Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache 20
§. 9. Psychischer Entwicklungsgang 24
§. 10. Verhältniss der Sprache zum Lernenden, speciell zum Kinde 42
§. 11. Verhältniss der Sprache zum menschlichen Geiste 43
§. 12. Stoff und Form in der Sprache 45
§. 13. Berechtigung über Stoff, Form und andere Sprachkategorien bei unseren Untersuchungen zu sprechen 48
B) Die Sprache als Individuum (in concreto) 50
§. 1. Ueber Einheit oder Mehrheit des Ursprungs der menschlichen Sprachen 50
§. 2. Die Merkmale der Sprachverwandtschaft 57
§. 3. Art des Beweises für die Merkmale der Sprachverwandtschaft 61
§. 4. Classification der Sprachen 63
I. Als selbstständiger Organismen.
A) Mit Rücksicht auf die Form (Morphologische Classification) 64
B) Mit Rücksicht auf den Stoff (Genealogische Classification) 71
II. Im Verhältniss zum Denken (Psychologische Classification) 77
§. 5. Uebersicht der Sprachen der Erde nach dem genealogischen System 82
C) Die Elemente der Sprache 99
I. Der Satz 99
II. Das Wort 102
§. 1. Der Sprachstoff an und für sich 102
§. 2. Der Sprachstoff im Verhältnisse zum Denken 107

Seite

§. 3. Verhältniss der Wort-Kategorien zur Wurzel 111
§. 4. Entwicklung der beiden Wort-Kategorien Nomen und Verbum 112
A) Nomen 112
B) Nomen-Verbum 123
C) Verbum 125
§. 5. Die Form der Worte im Allgemeinen 128
§. 6. Die Sprachformen im Dienste des Gedankens 129
§. 7. Das Wesen der Form 131
§. 8. Entwicklung der Sprache 132
A) Historische Entwicklung der Sprache 133
B) Embryonale Entwicklung der Sprache 136
III. Der Laut (Phonologie) 140
I. Vocale 140
II. Consonanten 142
D) Darstellung des Gedankens durch die Schrift 150
E) Verhältniss der Schrift zur Entwicklung der Sprache 175

Seite
. . . 111
Verbum 112
. . . 112
. . . 123
. . . 125
. . . 128
. . . 129
. . . 131
. . . 132
. . . 133
. . . 136
. . . 140
. . . 140
. . . 142
. . . 150
. . . 175

A) Die Sprache an und für sich (in abstracto).

§. 1. Zweck und Umfang der Sprachkenntniss.

Das Erlernen von Sprachen hat je nach der damit verbundenen Absicht einen dreifachen Zweck:

I. Einen praktischen. Die Sprache dient dabei als Mittel zum Verkehre mit der jetzt lebenden Welt. Sowohl Form als auch Stoff der Sprache sind dabei im Grunde gleichgiltig. Die Sprache dient blos dazu, um die Form seiner Gedanken in die eines anderen Individuums, welches einem fremden Volke angehört, umzusetzen. Es handelt sich blos um die praktische Erlernung und leichte Handhabung der betreffenden Sprache; ein inneres Verständniss der Sprache ist dabei Nebensache. Diese Richtung der Sprachkenntniss ist ohne wissenschaftlichen Werth und kommt daher innerhalb der Wissenschaft gar nicht in Betracht.

II. Einen philologischen. Die Sprache ist zwar innerhalb dieser Richtung ebenso Mittel wie innerhalb der vorigen, sie unterscheidet sich aber dadurch wesentlich von jener, dass sie nicht blos Mittel ist zum Verständniss des ersten besten Individuums, sondern Mittel zum Verständniss der literarischen Denkmäler irgend eines geistig bedeutenden Volkes. Da nun zum richtigen Verständniss dieser Denkmäler sowohl die Beurtheilung ihrer Ueberlieferung als auch ihres Verhältnisses zum Schriftsteller selbst und seiner ganzen Zeit erforderlich ist, es sich also hiebei um eine Kritik dieser Denkmäler handelt, so ist innerhalb dieser Richtung nicht so sehr eine Vertrautheit mit einer bestimmten Form der Sprache als vielmehr eine umfassende Kenntniss der ganzen Sprache nothwendig. Diese Kenntniss beschränkt sich aber stets auf das

Gegebene, positiv Vorhandene; auf eine tiefere Erklärung der Sprachformen, das Begreifen ihrer Entwicklung kommt es im Grunde dem Philologen nicht an. Dies ist erst bei dem letzten Zwecke, dem

III. Sprachwissenschaftlichen, der Fall. Dem Sprachforscher ist die Sprache nicht Mittel, wie dem Praktiker und dem Philologen, sondern Zweck selbst. Der Sprachforscher frägt nicht nach der Wichtigkeit der Sprache für den täglichen Verkehr oder für das Verständniss irgend einer Literatur, wie die beiden vorhergenannten, sondern ihn interessirt die Sprache als solche selbst Und zwar interessirt ihn nicht diese oder jene Sprache, sondern eine jede Sprache. Der Sprachforscher bleibt nicht wie der. Praktiker und der Philolog bei den Formen als etwas Gegebenem stehen, sondern er frägt nach deren Entstehen und ihrer Entwicklung. Ja er geht über die einzelne Sprache hinaus und frägt nach der Form der Sprache überhaupt, nach der Verschiedenheit der Sprachen, nach dem Verhältniss der Sprache zum sprechenden Menschen, nach dem Ursprunge der Sprache und anderen ähnlichen Problemen.

Auf diese Weise kann ein und derselbe Gegenstand, je nachdem man ihn verschieden betrachtet, Object einer oder der anderen der oben angedeuteten Richtungen sein. Die Kenntniss des Französischen z. B. als einer weit verbreiteten Umgangssprache und Sprache der Diplomatie hat als Mittel zum Verkehr einen bedeutenden praktischen Werth für den Kaufmann, den Diplomaten, den Gastwirth und andere Individuen; dagegen ist ihr Werth vom wissenschaftlichen Standpunkte, falls nicht eine andere Anwendung derselben noch hinzutritt, gleich Null anzusetzen. Jener, dem es um das Erlernen der französischen Sprache zu diesem Zwecke zu thun ist, begibt sich am besten nach Paris, dem Mittelpunkte der französischen Gesellschaft und übt sich fleissig im täglichen Verkehr und der Lektüre der jetzt erscheinenden Literatur, ohne Rücksicht auf deren Gehalt, da es ihm lediglich auf das Erlernen der jetzt geltenden Sprachformen ankommt.

Ganz andere Zwecke und ein ganz anderes Verfahren verfolgt der Philolog. Diesen interessirt vor allem die sogenannte classische Literatur, wenn auch deren Formen heut zu Tage veraltet und unverständlich sind. Er erlernt das Französische nicht so sehr um es zu sprechen, als vielmehr um die in demselben

verfassten literarischen Denkmäler zu verstehen und zu erklären.

Ganz andere Zwecke als beide verfolgt der Sprachforscher. Diesen interessirt das Französische weder als weitverbreitete Verkehrs- noch als hochbedeutende Literatursprache, sondern als romanische Sprache, als Tochter des Latein, als Mitglied der grossen indogermanischen Sprachfamilie. Während der Praktiker und der Philolog bei den gegebenen Formen stehen bleiben, geht der Sprachforscher über diese hinaus und frägt nach der Entstehung und Geschichte derselben. — Zu diesem Zwecke bedarf er nicht blos eines Bildes der Sprache dieser oder jener Zeit oder Literatur-Epoche, sondern vielmehr der ganzen Sprache. Um dies zu erlangen, muss er oft auf die unscheinbarsten Dialekte eingehen. Ja diese haben für ihn einen ganz besonderen Werth, da sie manches Alterthümliche, das in der Literatur- und gebildeten Umgangssprache verloren gegangen ist, aufbewahrt haben.

Während es dem Praktiker darauf ankommt zu wissen, wie der heutige Franzose sich ausdrückt, und der Philolog eine Kenntniss jener Sprache anstrebt, in welcher dieser oder jener hervorragende Schriftsteller sich ausgedrückt hat, strebt der Sprachforscher nach einem Bilde der französischen Sprache überhaupt von ihrem Entstehen an aus der altrömischen Volkssprache bis auf die Neuzeit in allen ihren Entwicklungsphasen und in allen durch die verschiedene Oertlichkeit bedingten dialektischen Verschiedenheiten.

Dasselbe was vom Französischen bemerkt wurde, gilt auch von anderen Sprachen z. B. vom Arabischen, Chinesischen u. A.

Während der Geschäftsmann und der Diplomat beide Sprachen als Mittel zum Verkehr mit den Völkern der Jetztzeit erlernen und es ihnen dabei blos auf die Kenntniss der gegenwärtig üblichen Formen ankommt, also des Vulgär-Arabischen und der jetzt üblichen chinesischen Umgangssprache, studirt der Philolog Arabisch und Chinesisch als Sprachen, welche uns als die Träger zweier der bedeutendsten Literaturen des Orients gelten müssen. Da nun die letzteren einer nun weit hinter uns liegenden Zeit angehören, deren Ausdrucksformen gegenwärtig ganz veraltet sind, so leuchtet von selbst ein, dass die Wege des Philologen ganz andere sein müssen als der beiden vorher erwähnten Individuen.

Umgekehrt würde der Geschäftsmann wenn er den philologischen Weg einschlagen und ins Land, wo die betreffende Sprache gesprochen wird, also nach Vorderasien und China käme, beim ersten Versuche der Unterredung entweder gar nicht verstanden oder höchstens als gelehrter Pedant verlacht werden.

Ganz andere Zwecke als der Praktiker und Philolog verfolgt der Sprachforscher. Ihm gilt es weder sich in einer der beiden oben genannten Sprachen fliessend und leicht auszudrücken, noch Denkmäler ihrer Literatur zu verstehen und zu erklären, sondern sein Hauptaugenmerk ist auf die Geschichte und Entstehung der beiden Sprachen gerichtet. Das Arabische interessirt ihn blos als Glied der semitischen Sprachfamilie und das Chinesische tritt ihm vor allem als einsilbige Sprache entgegen und ruft eine Reihe von Fragen über diese eigenthümliche Form der Sprachthätigkeit und deren Zusammenhang mit den anderen Formen der menschlichen Sprache in ihm wach.

Es kann Sprachen geben, die weder in praktischer noch in philologischer Hinsicht eines Studiums werth erscheinen, während sie dennoch für den Sprachforscher von der allergrössten Wichtigkeit und dem höchsten Interesse sind. So z. B. das Zigeunerische, das Litauische und sämmtliche Sprachen der sogenannten wilden Völker. Der Sprachforscher befindet sich hierin im Gegensatze zum Philologen und Praktiker in demselben Verhältnisse wie der Botaniker im Gegensatze zum Gärtner und der Zoolog im Gegensatze zum Viehzüchter und Jäger. Während Gärtner und Oekonom einen Unterschied zwischen Nutzpflanzen, Nutzthieren und wilden Pflanzen, wilden Thieren aufstellen, sind dem Botaniker und Zoologen solche Unterschiede ganz und gar unbekannt.

§. 2. Sprachkunde und Sprachwissenschaft.

Während die Sprachkunde im weiteren Sinne d. i. die Kenntniss mehrerer Sprachen überall dort sich findet, wo mehrere Völker auf einen näheren Verkehr unter einander angewiesen sind, und die Philologie überall in der Reihe der Wissenschaften auftritt, wo eine Epoche bedeutender literarischer Production abgelaufen ist, beide Richtungen also wenigstens eben so alt sind, als die menschliche Cultur, müssen wir die Sprachwissenschaft d. i. das Studium und die wissenschaftliche Untersuchung der Sprachen an und für sich als ein Product der neuesten Zeit

bezeichnen. Wie kein Wissenszweig hängt die Sprachwissenschaft mit der Idee der Menschheit und des Volksthumes aufs innigste zusammen, einer Idee, die bekanntlich zu den jüngsten Errungenschaften der modernen Weltanschauung zu rechnen ist.

Die Alten hatten trotz ihren bewunderungswürdigen Leistungen in Kunst und Wissenschaft, trotz ihrem geläuterten sittlichen Gefühle keine rechte Ahnung dieser Idee. Der Grieche und der Römer kannten eigentlich nur jenes Volk, dem sie selbst angehörten und hier vornemlich jenen Theil, der im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte sich befand, — das ausserhalb des Volkes stehende Individuum war Barbar, der an den bürgerlichen Rechten nicht theilnehmende Mitmensch war Sclave, und als solcher keine Person sondern eine Sache. — Alles was nicht dem auserwählten Volk Gottes angehörte, galt dem Hebräer für goj „Volk", daher der neutestamentliche Ausdruck τὰ ἔθνη (hebr. gojim) für „Ungläubige." Alle jene Völker, deren Sprachen der Inder nicht versteht oder die nicht am Brahmanismus Theil nehmen, nennt er „Mlecchâs" — „die Unverständlichen", ebenso wie der Araber den Fremden mit dem Ausdrucke adscham „unverständlich Redender" bezeichnet.

Trotzdem die griechischen Weisen und Gelehrten alles irgend nur Wahrnehmbare in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen und uns mitunter unschätzbare Nachrichten darüber hinterlassen haben, so ist es doch nicht bekannt, dass ein alter Schriftsteller mit dem tieferen Studium irgend einer fremden Sprache sich beschäftigt und die Grammatik derselben zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hätte.

Erst das Christenthum hat hierin einen Fortschritt angebahnt, indem es die Idee der Menschheit über jene des Volksthums setzte und den Menschen ohne Unterschied der Nation und des Standes zum Weltbürger proclamirte. Gleich allen neuen, revolutionären Lehren, die das Bestehende über den Haufen zu werfen drohen, appellirte das Christenthum nicht an die vornehme reactionäre Gesellschaft, sondern vielmehr an das gemeine Volk mit seinem gesunden Sinn, „die Armen im Geiste", denen nach der Lehre seines Stifters das Himmelreich gehört. Dadurch gewann die Sprache des Volkes plötzlich eine früher ungeahnte Wichtigkeit und man muss es äusserst sinnig finden, dass unter den Gaben

des heil. Geistes die Gabe fremde Sprachen zu reden aufgeführt wird. Mit bewunderungswürdigem Eifer wurden die heiligen Schriften in die Sprachen jener Völker, welche der neuen Lehre sich zuwandten, übersetzt, so dass die schlichten Worte des Heiles in einer Unzahl ganz verschiedener Sprachen wiederklangen.

Aber auch abgesehen von dem praktischen Werthe, welchen die Sprache für die neue Lehre gewann, wurden Hebräisch als die Sprache des alten Testamentes, Griechisch als die Weltsprache der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und erste Kirchensprache des Christenthums und Lateinisch als Welt- und Gelehrtensprache des Westens vom Beginne der ersten Jahrhunderte bis an die Schwelle der Neuzeit von der grössten Wichtigkeit und nahm ihr Studium die Geisteskräfte der ausgezeichnetsten Männer der Christenheit in Anspruch. Freilich traten im Westen die beiden ersten Sprachen gegen die letzte, das Latein, bedeutend zurück und mussten, nachdem die Tradition über das geschriebene Gotteswort den Sieg errungen, demselben das Feld gänzlich räumen.

Da trat beinahe gleichzeitig mit dem Sturze des byzantinischen Reiches im Osten die durch germanischen Freiheitsdrang ins Werk gesetzte Reformation im Westen auf. Beinahe die ganze germanische Welt ging durch die eingetretene Kirchenspaltung für die römische Kirche verloren. Gleichzeitig begann das wiedererwachte Studium der alten Griechen und Römer, angeregt durch die geflüchteten Byzantiner, sowie der hebräischen Urkunden der heiligen Schrift, gewaltig gefördert durch die Reformation, die Geister eifrig zu beschäftigen und weg vom Pfade des erstarrten Kirchenglaubens zu neuer selbständiger Gestaltung der religiösen Ideen anzuspornen.

Das was dem römischen Katholicismus an Boden in Europa durch die siegreiche Reformation genommen worden war, suchte er durch Eroberung neuen Gebietes jenseits des Oceans wieder zu ersetzen. In dem gleichzeitig erschlossenen fernen Asien und Afrika sowie in dem durch die vornehmste Säule der Kirche, Spanien, entdeckten Amerika wurden durch thätige Missionäre Rom neue Mitglieder zugeführt und namentlich einzelne Orden, welche zu diesem Zwecke gegründet worden waren, entfalteten auf diesem Gebiete eir rastlose Thätigkeit. Eine Menge Völker und Sprachen, von denen man bisher nichts gehört, wurden dadurch näher

bekannt und der Gelehrtenwelt Europa's vorgeführt. Es gab mehrere mit Verstand und Phantasie begabte Männer, welche die Wichtigkeit d[ie]s Wissenszweiges ahnten und sich mit der Sammlung und Bear[bei]tung des einschlägigen Materials eifrig beschäftigten. So bildete sich nach und nach die Völker- und Sprachkunde als ein besonderer Zweig der Gelehrsamkeit aus, ein Wissensgebiet, das zwar von manchen tüchtigen Köpfen angebaut wurde, das aber doch nicht als Wissenschaft gelten konnte da ihm eine feste Methode fehlte und es in Folge dessen auch nicht gelehrt werden konnte.

Diese Methode wurde erst zu Anfang unseres Jahrhunderts durch den Deutschen Franz Bopp gefunden. Bopp war es, welcher der Sprachkunde den Rang einer Wissenschaft verlieh — die Sprachkunde zur Sprachwissenschaft erhob.

Während man vor Bopp bei einer etwaigen Ahnung der Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachen unter einander (die semitischen Sprachen als Dialekte kommen hier nicht in Betracht) bei dem Vergleichen der einzelnen Worte stehen geblieben war, ging Bopp zuerst von der die Flexion begründenden Form aus, indem er speciell den Nachweis lieferte, dass Indisch, Griechisch, Latein und Deutsch in dieser Beziehung nur eine Form voraussetzen, aus welcher sie durch bestimmte lautliche Wandlungen hervorgegangen sind.*) So gelangte er nach und nach zur Ansicht, dass diese vier Sprachen mit noch anderen (Persisch, Slavo- Lettisch und Keltisch) eine Familie bilden, welche man nach den beiden Endpunkten ihrer geographischen Verbreitung, nämlich Indien und Island, die indogermanische benannte. Durch die genaue Analyse der Formen der indogermanischen Sprachen und den methodisch geführten Nachweis, dass alle Sprachen dieser Familie nach bestimmten Gesetzen aus einer ehemaligen Einheit hervorgegangen sind, welches alles am besten und ausführlichsten in seinem Hauptwerke „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen (und von Abth. II. an auch Altslavischen) Gothischen

*) Bopp, Franz. Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann. Frankfurt a. M. 1816. 8. XXXXVI. 312. SS.

und Deutschen." Berlin 1833—1852. 8. 6 Abtheilungen = 3 Bde.*) dargelegt wurde, hat Bopp die vergleichende, historische oder wissenschaftliche Grammatik überhaupt begründet.

§. 3. Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik.

Als Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik können wir kurz die Erklärung der Formen einer Sprache bezeichnen und zwar in der Weise, wie sie entstanden sind.

Nun lässt sich aber, wie wir wissen, das Gewordene nicht anders als durch die Beobachtung des successiven Werdens erkennen. Das Werden aber ist selbst nichts Reales, sondern nur aus den einzelnen Phasen des Gewordenen abstrahirt — woraus folgt, dass das Gewordene nur durch Kenntniss der einzelnen Phasen seiner Entwicklung hinreichend erkannt werden kann.

Um daher eine Sprache wissenschaftlich zu erklären ist eine Kenntniss der verschiedenen auf einander folgenden Zustände — als ihrer Entwicklungsphasen — behufs Vergleichung derselben mit einander nothwendig. Dadurch aber, dass die wissenschaftliche Grammatik die verschiedenen auf einander gefolgten Epochen einer Sprache mit einander vergleicht, um ein Bild ihrer Entwicklung, ihres Wachsthums und Verfalls zu liefern wird sie zur historischen Grammatik, für welche Art der Forschung die Arbeiten Jakob Grimms, in denen durch Vergleichung sämmtlicher — alter und neuer — Dialekte deutscher Zunge ein genaues Bild unserer deutschen Muttersprache entworfen wird, als unübertroffenes Muster dastehen.

Schon in der historischen Grammatik tritt das vergleichende Element hervor, indem verschiedene Zustände einer Sprache, behufs Einsicht in ihren Entwicklungsgang, mit einander verglichen werden. Eine noch grössere Wichtigkeit erlangt aber das vergleichende Element dann, wenn man über den historisch gegebenen Sprachzustand hinausgehen und auf die Betrachtung von Zuständen eingehen muss, für welche uns schriftliche Denkmäler jeglicher Art mangeln.

Ein Beispiel dürfte dies am besten erläutern.

Man ist durch Vergleichung sämmtlicher Dialekte deutscher Zunge dahin gelangt, den Entwicklungsgang der germanischen

*) 2. Auflage 1856—1861, 3. Auflage 1868—1871.

Sprachformen bis auf das Gothische und Althochdeutsche zurück zu verfolgen. Die Formen, wie sie in diesen beiden ältesten Entwicklungsphasen der germanischen Sprache uns so einfach und durchsichtig entgegentreten, haben sich im Laufe der Zeit nach und nach zu den zahlreichen und von einander so verschiedenen Formen der modernen germanischen Dialekte entwickelt und differenzirt. — Nun fragen wir weiter: wie sind das Gothische und Althochdeutsche *entstanden* — wie ist, da jene beiden Idiome nicht wie Mutter und Tochter, sondern wie zwei Schwestern zu einander sich verhalten, jene germanische Grundsprache *entstanden*, auf welche diese beiden alten Sprachrichtungen zurückgehen?

In diesem Falle bleibt uns nichts anderes zu thun übrig, als jenes Verfahren einzuschlagen, welches die Naturwissenschaften schon lange üben, nämlich dort, wo uns die Kenntniss der früheren Zustände eines Organismus mangelt (und die Sprache ist ein Organismus) — aus der Betrachtung der Entwicklungsgeschichte jener Organismen, welche mit dem in Frage stehenden verwandt sind — diese früheren Zustände zu *erschliessen*.

Man wird also, um der germanischen Ursprache auf die Spur zu kommen, mit dem Gothischen und Althochdeutschen es ebenso machen müssen, wie man es mit den germanischen Dialekten insgesammt gemacht hat, nämlich man wird sie mit ihren Schwestern, dem Slavischen, Litauischen, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Eranischen und Indischen vergleichen und aus dieser Vergleichung die germanische Ursprache einerseits und in letzter Folge die indogermanische Ursprache andererseits erschliessen.*) Ja dasselbe Verfahren könnte auch mit der indogermanischen Ursprache d. h. jener Sprache, auf welche sämmtliche Sprachen und Dialekte indogermanischen Charakters zurückgehen, wiederholt werden, wenn ein oder mehrere Sprachstämme vorhanden wären, welche der besonnenen Forschung Anhaltspunkte geben würden, an eine Verwandtschaft derselben mit dem indogermanischen Sprachstamme zu denken.

Auf dieser Stufe der Entwicklung wird die wissenschaftliche Grammatik im Gegensatze zur historischen zur *vergleichenden* Grammatik im engeren Sinne.

---

*) Wie es A. Schleicher wirklich gethan hat.

§. 4. Stellung der wissenschaftlichen Grammatik.

Die wissenschaftliche Grammatik, welche, wie wir gesehen haben, als historische Grammatik im engeren und als vergleichende Grammatik im weiteren Sinne bezeichnet werden kann, ist ein Theil der allgemeinen Sprachwissenschaft, welche

I. alle Sprachen des Menschen zum Object ihrer Untersuchung macht,

II. von der Betrachtung der Sprachen überhaupt die Frage über das Wesen der Sprache im Allgemeinen aufwirft,

III. das Verhältniss der Sprache zum Menschen erörtert,

IV. endlich die Frage über den Ursprung der menschlichen Sprache stellt.

Diese vier Fragen, obwohl sie jede für sich abgesondert einen Gegenstand behandeln, lassen sich dennoch im Grunde nicht von einander trennen und wir werden dieselben weiter unten bei unserer Untersuchung über den Ursprung der menschlichen Sprache im Zusammenhange betrachten müssen.

Ehe wir jedoch auf diese Fragen uns überhaupt einlassen, erscheint es nothwendig einige andere Fragen, welche sich auf den Charakter und die Methode der Sprachwissenschaft im Allgemeinen und der wissenschaftlichen Grammatik im besonderen beziehen, zu erörtern.

§. 5. Stellung der Sprachwissenschaft im Kreise der Natur- und Geisteswissenschaften.

Die Frage, welche hier in Betracht kommt, lautet kurz gesagt: Welcher der beiden Gruppen, in welche das grosse Gebiet der Wissenschaften zerfällt, der Natur- oder der Geisteswissenschaften gehört die Sprachwissenschaft an? Wir müssen diese Frage um so mehr in Erwägung ziehen, als sie einerseits von der Auffassung des Wesens der Sprache abhängig ist und umgekehrt, die Auffassung des Wesens der Sprache von ihr abhängt, andererseits in Betreff derselben noch keine Uebereinstimmung erzielt worden ist, da bedeutende Sprachforscher sie theils in diesem, theils in jenem Sinne entschieden haben.

Bekanntlich bildet der Mensch als einzelnes Individuum, wir möchten sagen als Exemplar der zoologischen Species „Homo“ ein Object der Naturwissenschaften, während er dagegen als Glied einer sittlichen Gesellschaft in Bezug

auf sein Thun und Lassen den historischen Wissenschaften also dem Bereiche der Geisteswissenschaften angehört. — Es ist zwar nicht zu läugnen, dass die Gesetze, nach denen der Mensch in der letzteren Richtung handelt, ebenso unwandelbar und streng sind, wie die Gesetze der ersteren Richtung und dass also in dieser Beziehung zwischen diesen beiden Richtungen kein eigentlicher Gegensatz besteht — aber ein wesentlicher Unterschied bleibt doch aufrecht erhalten, insofern als das in der ersteren Richtung Geschehende auf natürliche Ursachen zurückgeht, an denen der Mensch als moralischer Charakter keinen Antheil hat, während das in der letzteren Richtung Geschehende von Ursachen abhängig ist, die im Menschen selbst als moralischen Individuum gelegen sind. Es wirkt also — wir möchten sagen — die Natur im ersteren Falle unmittelbar, im letzteren Falle dagegen mittelbar — durch den Menschen, daher uns denn auch die Gesetze im ersteren Falle als so einfach und bestimmt, im letzteren Falle dagegen als so verwickelt und regellos erscheinen, dass Manche im letzteren Falle statt des Gesetzes nur Willkühr und Zufall zu sehen, glauben!

Nun aber bezieht sich die menschliche Sprache auf die menschliche Gesellschaft und hängt nicht mit der Rasse, sondern mit dem Volksthum des Menschen aufs innigste zusammen. Wir sind daher schon deswegen vollkommen berechtigt, die Sprachwissenschaft dem Objecte nach, das sie behandelt, nicht zu den Natur- sondern zu den Geisteswissenschaften zu rechnen.

Aber noch ein anderer Punkt ist es, der uns wesentlich bestimmen muss, die Sprachwissenschaft den Geisteswissenschaften zuzuzählen. — Die Sprache nämlich ist kein selbständiger Organismus wie die anderen natürlichen Organismen, sondern sie wurzelt in der jedesmaligen geistigen Thätigkeit des Menschen. Sie hat ausserhalb des menschlichen Geistes kein selbständiges Dasein.

Daher fasst Wilh. v. Humboldt mit Recht die Sprache als ἐνέργεια — nicht als ἔργον.

In dem Umstande aber, dass die meisten Sprachforscher die Sprache als ein ἔργον betrachten, liegt nach unserer Ueberzeugung der hauptsächlichste Grund des in neuester Zeit so weitverbreiteten Irrthums die Sprachwissenschaft unter die Natur-

wissenschaften zu rechnen. Nur unter der Voraussetzung, dass die Sprache mit der durch die Schrift fixirten Literatursprache (eine Ansicht, die wohl so ziemlich jeder Philolog haben dürfte) identisch sei, lässt sich Schleicher's Behauptung „die Sprachen leben wie alle Naturorganismen" begreifen. Nun ist es aber unter den Sprachforschern so ziemlich allgemein ausgemacht, dass die Sprache nicht so sehr in der impotenten Literatursprache (von der mumienhaften Verwandlung derselben im Lexicon und in der Grammatik ganz zu schweigen) als vielmehr in der zeugungskräftigen gesprochenen Volkssprache repräsentirt wird, die nicht im engen Buche wohnt, sondern im Herzen des Volksgeistes ihren Sitz hat, wo sie jeden Augenblick mit immer neuer Kraft sich erzeugt.

Damit aber, dass wir die Sprache dem Gebiete der Naturwissenschaften entrissen, haben wir ihr Hineinragen in dieses Gebiet durchaus nicht geläugnet. Auch die Sprache gehört theilweise dem Gebiete der Naturwissenschaften an, aber nur insofern, als man von den an die einzelnen Laute geknüpften Bedeutungen absieht. — Was in diesem Falle von der Sprache übrig bleibt, das sind die einzelnen, die Sprachformen bildenden Laute, deren Erzeugung durch den menschlichen Sprachorganismus uns die Physiologie (eine rein naturwissenschaftliche Disciplin) erklärt.

Gerade aber bei der Betrachtung der Laute und der aus ihnen zusammengesetzten Formen der menschlichen Rede tritt der ganz subjective Charakter der Sprache hervor. Während physikalische und chemische Gesetze und die verschiedenen Formen der organischen Wesen objective Giltigkeit haben, kommt diese den Sprachformen durchaus nicht zu. Formen wie *dêvas*, *bharati*, φέρει, *fert* u. s. w. sind an und für sich nichts anderes — als Verbindungen von Consonanten und Vocalen, falls nämlich nicht das subjective Verständniss irgend eines denkenden Wesens hinzutritt.

Daher ist wohl die Sprachphysiologie aber nicht die Sprachwissenschaft als ein Zweig der Naturwissenschaften zu betrachten.

Im tiefsten Grunde dürfte aber der Irrthum, die Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften zu rechnen, daraus entsprungen sein, dass die Methode, deren sich die Sprach-

wissenschaft bedient, von jener der anderen Geisteswissenschaften gänzlich abweicht und sich an die Methode der Naturwissenschaften genau anschliesst. Die Methode, auf welcher diese Wissenschaften sich bewegen ist die sogenannte inductive und deductive Methode, welche psychologisch auf der subsumirenden und schöpferischen Apperception beruht (wo nämlich das Besondere durch das Allgemeine appercipirt und wo das appercipirende Moment in der Apperception selbst erst geschaffen wird). Ganz im Gegensatz zu derselben befindet sich die casuistische Methode der Geisteswissenschaften, welche psychologisch auf die harmonisirende Apperception sich stützt (wo die verschiedenen Sphären der Apperception zu einander in einem äusserlichen Verhältnisse z. B. Gegensatz oder Indifferenz stehen). In Folge dessen sind auch die Resultate beider Richtungen von einander sehr verschieden. Während die inductiven und deductiven Wissenschaften es zu vollkommen sicheren Schlüssen bringen, kommen die Wissenschaften mit casuistischer Methode (z. B. die Geschichte) über Enthymemata d. h. höhere Wahrscheinlichkeiten nicht hinaus.

Wie nun Jedermann, der mit dem Gegenstande näher vertraut ist, weiss, gehen Philologie und Sprachforschung in der Betrachtung der Sprache ganz verschiedene Wege. Während es der Philologie stets im tiefsten Grunde auf die Betrachtung und Beurtheilung eines concreten Falles ankommt, also ganz wie auf dem Gebiete der Geschichte die casuistische Methode zur Anwendung kommt, sucht die Sprachwissenschaft jeden einzelnen Fall als speciellen Ausdruck eines allgemeinen Gesetzes zu begreifen. Während also die Philologie die einzelnen Sphären der Wahrnehmungen und Erkenntnisse unter einander in ein harmonisches Verhältniss zu bringen trachtet, sucht dagegen die Sprachforschung jeden einzelnen Fall durch eine allgemeine Apperceptionsmasse zu appercipiren oder aus den der Betrachtung unterliegenden Fällen ein Apperceptions-Moment sich zu gestalten. — Während also die Sprachforschung auf diese Weise zu einer Reihe gewisser allgemein giltiger Gesetze gelangt, ist die Philologie nur im Stande einen bestimmten Fall aufzuklären und denselben mit anderen coordinirten Fällen in Uebereinstimmung zu bringen. Für den Sprachforscher ist der einzelne Fall der Ausdruck eines bestimmten Gesetzes, das auch dann, wenn dieser bestimmte Fall nicht vor-

handen wäre, in den anderen Fällen zum Ausdrucke gelangen und begriffen würde. Für den Philologen dagegen ist der einzelne Fall ein bestimmtes Individuum, das speciell erkannt und auf dem Wege harmonisirender Apperception begriffen werden muss.

Nach diesen Bemerkungen müssen wir die Sprachwissenschaft als echte Geisteswissenschaft bezeichnen, die sich aber nicht der Methode ihrer Schwestern, sondern vielmehr der mit ihr nicht näher verwandten naturwissenschaftlichen Disciplinen bedient.

§. 6. Stellung der Sprachwissenschaft innerhalb der Geisteswissenschaften, speciell ihr Verhältniss zur Logik und Psychologie.

Nachdem wir nun die Sprachwissenschaft als Geisteswissenschaft bezeichnet haben, bleibt noch die Frage zu erörtern übrig, welche Stellung sie im Kreise der Geisteswissenschaften einnimmt, speciell wie sie sich zu den beiden Geisteswissenschaften im engeren Sinne, der Logik und Psychologie nämlich, verhält.

Wir müssen gleich hier bemerken, dass wir die Psychologie allein erwähnt hätten und an der Logik, ohne ihrer zu gedenken, vorüber gegangen wären, wenn nicht auch jetzt noch bald offen bald stillschweigend die Ansicht verbreitet wäre, die Wissenschaft der Sprache, speciell die Grammatik, stehe mit der Logik in irgend welchem näheren Zusammenhange. Es erscheint also nothwendig gleich hier die Frage über den vermeintlichen Zusammenhang der Grammatik mit der Logik einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Um nun das wirklich Unbegründete, wir möchten fast sagen — völlig Ungereimte dieser Ansicht einzusehen, braucht man nur Natur und Ziel beider Wissenschaften ein wenig genauer zu betrachten.

Die Logik ist, wie bekannt, eine rein beurtheilende ganz und gar formale Wissenschaft, die gleich der Mathematik zur Darstellung ihrer Sätze der abstracten algebraischen Formeln sich bedient, die Grammatik dagegen eine historische Wissenschaft, die mit ganz bestimmten, realen Formen rechnet. Während die Logik mit Begriffen operirt, die in Betreff ihrer Darstellung gar nicht an die menschliche Sprache geknüpft sind (denn der Logiker übersieht und begreift die Formel, ohne sie, gleich dem Mathematiker, aussprechen zu müssen) arbeitet die

Grammatik mit bestimmten Worten, die nur innerhalb der menschlichen Sprache ihre Existenz haben.

Wäre die menschliche Sprache nichts anderes als verkörperte Logik und die Grammatik dem entsprechend nichts anderes als angewandte Logik, so wäre ja, bei der Einheit der Logik, jene Mehrheit und Verschiedenheit der menschlichen Sprachen, wie sie factisch existirt, ein reines Ding der Unmöglichkeit. Wenn ferner die einzelnen Redetheile der Sprache (wie aus der obigen Ansicht mit Nothwendigkeit sich ergibt) eine Verkörperung der logischen Kategorien wären, so wäre eine nothwendige Folge davon, dass sie sich in allen Sprachen gleichmässig entwickelt vorfinden müssten. Nun verhalten sich aber gerade in dieser Hinsicht die einzelnen Sprachen ganz verschieden.

Um nur das Hauptsächlichste zu berühren, so bemerken wir, dass es eine Reihe von Sprachen gibt (mehrere malayische Sprachen in Asien, die Algonkin-Sprachen in Nordamerika u. a.), welche gar kein Verbum besitzen. Mehrere Sprachen haben kein Gefühl für die grammatische Kategorie der Zahl, während wiederum andere neben dem uns überflüssig scheinenden Dual noch einen Trial entwickelt haben. Und zum Schlusse fragen wir: ist das Geschlecht, welches innerhalb der flectirenden Sprachen an den Nominalformen eine so bedeutende Rolle spielt, überhaupt eine logische Kategorie?

Wie verschieden von einander die Objecte beider Wissenschaften sind und welch' verschiedene Anforderungen sie an dieselben stellen, erhellt schliesslich daraus, dass etwas, was vom Standpunkte der einen Wissenschaft richtig ist, vom Standpunkte der anderen ganz unrichtig sein kann. Es kann also Sätze geben, die vom Standpunkte der Logik richtig, vom Standpunkte der Grammatik dagegen unrichtig sein können, und umgekehrt kann Etwas grammatisch richtig dargestellt sein, ohne vom Standpunkte der Logik sich als richtig zu erweisen. Der Satz z. B. „der Kreis ist viereckig" kann vom Standpunkt der Grammatik nicht angefochten werden, während er vom Standpunkte der Logik, wie man weiss, vollkommen unrichtig ist. Dagegen ist der Satz „Circulus est rotunda" vom Standpunkte der Logik vollkommen richtig, während die Grammatik in demselben einen Fehler

gegen das Gesetz der Congruens zwischen Adjectiv und Substantiv erblickt und ihn in Folge dessen für unrichtig erklärt.

Wir sehen also aus den vorhergehenden Betrachtungen zur Genüge, dass Grammatik und Logik nichts mit einander zu thun haben, dass es also vollkommen verkehrt ist, (wie es noch immer von manchen Sprachforschern geübt wird) die Gesetze der Grammatik aus den logischen Kategorien abzuleiten.

Nachdem wir nun die Grammatik aus dem Bereiche und Zusammenhange mit der Logik losgelöst haben, wäre es unsere Aufgabe, das Verhältniss derselben zur Psychologie zu untersuchen. Da jedoch diese Untersuchung mit der Frage über den Ursprung der Sprache zusammenhängt und dort ohnedies behandelt werden wird, so begnügen wir uns hier damit zu bemerken, dass die Grammatik und die ganze Sprachwissenschaft überhaupt auf psychologischer Grundlage basirt — mithin Grammatik und Psychologie aufs innigste mit einander zusammenhängen.

§. 7. Sprechen und Denken und ihr Verhältniss zu einander.

Es bleibt uns hier noch im Anschluss an die bereits abgehandelte Frage über den Zusammenhang zwischen Grammatik und Logik die Natur des Sprechens und Denkens und ihr Verhältniss zu einander zu erörtern übrig. Gerade so oft wie die Ansicht „Grammatik ist verkörperte Logik" hört man die andere „Sprechen ist lautes Denken" — „Sprechen und Denken sind identisch" — ja man kann sagen beide Ansichten sind nur Ausflüsse einer verkehrten Grundanschauung über das Wesen der menschlichen Sprache, die über das innere Getriebe des Denk- und Sprechprocesses sich nicht klar geworden ist.

Damit man das Nachfolgende besser begreife, bemerken wir gleich hier: „Sprechen ist nicht Denken" — sondern es ist nur Ausdruck des Denkens; es ist nicht das Denken selbst, sondern es bedeutet nur das Denken. Ferner das Sprechen ist auch nicht das todte Product des Denkens, sondern es ist das frei geschaffene und frei verwendete Organ des menschlichen Denkens selbst.

Wären, wie man vielfach behauptet, Sprechen und Denken identisch, so wäre, wie wir schon oben bei Besprechung des Verhältnisses der Grammatik zur Logik bemerkt haben, nur eine

Sprache möglich, da ja das Denken seiner Natur nach nur Eines sein kann. Und es wäre in der That gut mit dem menschlichen Geschlechte, wenn dies der Fall wäre! Welch' ein riesiger Fortschritt wäre es für das Menschengeschlecht, wenn das Denken, welches bekanntlich zu den schwierigsten Dingen gehört, gar nicht gelehrt zu werden brauchte und einfach durch Sprachfertigkeit ersetzt werden könnte! Der fliessendste Redner, der unverschämteste Schwätzer wäre dann der grösste Denker und was dann die Hauptsache sein würde — ein Begriff der undenkbar ist, z. B. ein viereckiger Kreis wäre dann unmöglich, da der Mund, beim ersten Versuch diesen Begriff auszusprechen, alsogleich verstummen müsste. Dass nun aber Sprechen und Denken nicht identisch sind, geht, abgesehen von dem Umstande, dass Denken ohne jegliches Sprechen (z. B. das mathematische Denken) und Sprechen ohne jegliches Denken (gedankenloses Sprechen) möglich sind, namentlich aus einer näheren Untersuchung des Sprechens selbst hervor.

Das Sprechen hat bekanntlich zwei Seiten, eine äussere, das durch das Gehör vernehmbare Wort und eine innere, die Anschauung oder den Begriff, welche das Wort repräsentirt. Diese beiden Bestandtheile sind aber von einander ablösbar und das Erlernen fremder Sprachen beruht ja hauptsächlich darauf, dass man den Zusammenhang, welcher zwischen der Anschauung und dem diese repräsentirenden Worte der Muttersprache besteht, auflöst und die nun losgelöste Anschauung mit dem Worte der fremden Sprache verknüpft.

Diese beiden Momente — nämlich Inneres und Aeusseres oder Anschauung und Wort — haben jedes für sich seine eigene Geschichte und ist die Entwicklung beider von einander vollkommen unabhängig. Ja das Wort und die Anschauung auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung als Begriff stehen mit einander oft in keinem inneren Zusammenhange.

Um diese, auf den ersten Anblick geradezu paradox klingenden allgemeinen Sätze zu verstehen, erscheint es nothwendig sie durch einige concrete Fälle zu erläutern.

Wer denkt nicht bei dem Worte *„königlich“* an Pracht und Adel — die Attribute der höchsten irdischen Würde! Das Wort *„königlich“* kommt von *„König“* in der älteren Form *kuning*, *kunig*, welches mit dem litauischen *kuningas*, dem slavischen

knězi (beide Lehnworte aus dem Germanischen) identisch ist, aber im Slavisch-lithauischen schon nicht den Begriff „König" repräsentirt. Das Wort *kuning*, *kunig* selbst geht auf *kuni* für *kun-yâ* zurück, welches „Geschlecht" bedeutet. Die Wurzel *kun*, die dem *kuni* zum Grunde liegt, ist mit dem grichischen γεν, dem indischen *ǵan* „geboren werden", „gezeugt werden" identisch und es bedeuten somit *kunig*, *kuningas* so viel als das griechische γνήσιος zum „Geschlecht (γένος) gehörig, vollbürtig, edel."

Wir fragen nun, welche Verbindung vermag man zwischen dem heutigen Begriffe König und dem Begriffe des geboren — gezeugt werdens zu entdecken? Diese Verbindung bestand allerdings zwischen der Ur-Anschauung des Anführers als des dem edlen Geschlecht κατ' ἐξοχήν Entsprossenen und der Anschauung des geboren werdens, sie ist aber gegenwärtig, nachdem die Anschauung König eine so bedeutende Geschichte durchgemacht hat, wesentlich gelockert wenn nicht ganz zerrissen worden.

Und nun ein zweites noch schlagenderes Beispiel.

Unser Wort „*Münze*" ist bekanntlich dem lateinischen *moneta* entlehnt. Dieses Wort stammt von einem Beinamen der Juno (Juno Moneta) her, in deren Tempel sich die erste Münze in Rom befand. *Moneta* selbst kommt her von *monêre*, „mahnen", welches wiederum eine Causativbildung der Wurzel *man* „denken" ist. Das Wort *monêre* altind. *mânayâmi* bedeutet also eigentlich „zum Nachdenken veranlassen." *)

Wir fragen nun: welcher innere Zusammenhang lässt sich zwischen unserem Begriffe „Münze" und dem Begriffe „Denken" wahrnehmen? Wer wird Angesichts dessen behaupten wollen der Begriff Münze, wie wir ihn heut zu Tage denken, sei mit dem Worte Münze identisch! Und nun vollends wenn wir die Entwicklung der Anschauung mit jener des Wortes vergleichen! Hier (abgesehen von dem durch Veränderung des Accents bedingten Ausfall des e) einzig die Veränderung des t in z — dort dagegen der Fortschritt von der Anschauung eines im Tempel der Juno Moneta geprägten Metallstückes zum Begriffe unserer heutigen Münze!

---

*) Whitney W. D. Language and the study of language II. ed. London. 1868. 8. pag. 130 (deutsch von J. Jolly. München, 1874. S. 202).

Ein drittes Beispiel!

Welche Reihe von Anschauungen und Gefühlen steigen Manchem bei Nennung des Wortes „*sich geniren*“ auf! Das Wort ist bekanntlich dem französischen *gêner* entnommen, einer Ableitung des Substantivums *gêne* „Folter, Zwang“, welches im Altfranzösischen *gehene* lautet. Dieses ist wiederum dem neutestamentlichen γέεννα entnommen, welches „Hölle“ bedeutet. Das griechische Wort ist selbst wiederum ein Lehnwort, da es das im alten Testamente vorkommende *gê-hinnôm* repräsentirt, welches eigentlich „Thal des Wimmerns“ bedeutet und der Name eines Thales ist, südöstlich von Jerusalem, wo man dem Moloch Kinder opferte.

Wir fragen, welcher innere Zusammenhang besteht zwischen unserem „sich geniren“ (in den meisten Fällen wegen einer Lappalie!) und dem von uns so weit entfernten Thale Hinnom, von dessen Existenz gewiss Mancher, der sich jeden Augenblick zu geniren pflegt, gar nichts weiss!

Und nun zum Schlusse noch ein viertes Beispiel.

Welche Fülle von Gedanken knüpft sich an den lateinischen Ausdruck „*animus*“ Geist! Ein Wesen eigenthümlicher Existenz, von der christlichen Welt-Anschauung mit dem Prädicate der Unsterblichkeit ausgestattet! Wie verschieden wird es nicht von den verschiedenen philosophischen Schulen gefasst! Doch was bedeutet ursprünglich *animus?* Die Sprachforschung belehrt uns, dass es mit dem griechischen ἄνεμος identisch ist, das nichts mehr wie „Wind“ bedeutet. Also ist lateinisch *animus* ursprünglich selbst nichts anderes als „Wind — Hauch“ gleich dem semitischen Ausdrucke für Seele (hebr. *nepheš* arab. *nafs*; oder hebr. *ruach* arab. *ruch*), welcher ursprünglich ebenso wie der lateinisch-grichische „Hauch, Wind“ bedeutet. Die Wurzel von *animus* — ἄνεμος ist *an* — welcher im Sanskrit die Bedeutung „wehen, blasen, athmen“ zukömmt.

Wie verschieden ist nicht unsere Auffassung des Geistes von jener unserer Vorfahren! Dort der Repräsentant des Lebens, das besonders im Athmen zu bestehen scheint, und mit dem Aufhören desselben sein Ende erreicht — hier ein wahrnehmendes, denkendes Wesen, das eine eigene Gedankenwelt sich schafft und von Raum und Zeit nicht beengt zu sein scheint! Und dennoch werden beide durch einen und denselben Ausdruck repräsentirt!

Wir denken wohl, dass aus diesen Betrachtungen unwiderleglich hervorgeht, dass Sprechen und Denken nicht identisch sind, dass Wort und Begriff sich nicht decken, sondern vielmehr, dass das Sprechen nur das Denken bedeutet, dass die Worte nur die Andeutungen der Begriffe darstellen.

Ein gleiches Verhältniss besteht ja auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Musik u. a. Disciplinen zwischen Aeusserem und Innerem. Das Bild, die Melodie sind nicht die Ideen selbst, welche diesen Schöpfungen zu Grunde liegen, sondern sie sind nur Ausdrücke dieser Ideen, sie bedeuten diese Ideen. Wie nun das Bild, die Melodie die ihnen zu Grunde liegenden Ideen bei Anderen anregen und erzeugen, so regt an und erzeugt die Sprache auch das Denken im Anderen. Wie das Bild durch die Farbenharmonie, die Musik durch die Tonharmonie die Idee in Anderen anregen, ebenso auch die Sprache durch die aus einzelnen Lauten bestehende Ton-Anschauung des Wortes.

§. 8. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache hat die Geister lange beschäftigt und zwar wurde sie, die das letzte Ziel der Sprachwissenschaft bildet, frühzeitig aufgeworfen, schon damals als die ersten Grundlagen dieser Wissenschaft noch nicht gelegt waren. Pflegt es doch allen Wissenschaften ebenso zu ergehen, dass nämlich gleich beim ersten Beginn derselben die höchsten und wichtigsten Fragen aufgeworfen worden — ein Zeichen schwellender Entwicklung und — Unreife.

Wir glauben nicht ausdrücklich bemerken zu müssen, dass man damals, wo man von der Idee der Entwicklung der Organismen und des Geistes noch keine Ahnung hatte (da ja dieselbe erst der jüngsten Neuzeit angehörte), dass man damals Sprache und Geist in ihrer entwickelten Form, wie sie uns beim Menschen entgegentreten, fasste, und den Zusammenhang beider zu vermitteln suchte. Man dachte sich die Sprache als ein Werkzeug, dessen der menschliche Geist sich bemächtigt hat, ein Werkzeug, dessen Verbindung mit dem Geiste kaum inniger gedacht wurde, als — wenn wir uns eines trivialen Beispieles bedienen dürfen, die Verbindung der Hand mit dem über sie gezogenen Handschuhe.

Man kann die Antworten, die auf die Frage: wie entstand die menschliche Sprache? — gegeben wurden, in zwei Richtungen theilen, je nachdem man dieselbe als Product menschlichen Scharfsinnes oder als eine Schöpfung göttlicher Weisheit ansah, d. h. je nachdem man sie als von den Menschen erfunden oder von der Gottheit diesen geoffenbart betrachtete.

Beide Antworten enthalten eine Reihe grosser, nicht zu lösender Schwierigkeiten und Widersprüche. Ist die Sprache von dem Menschen erfunden, so setzt sie behufs ihrer Mittheilung an Andere — ein Medium dieser Mittheilung, also Sprache voraus, abgesehen davon, dass man nicht begreift, wie ein Mensch ohne Sprache, also ohne entwickeltes Denken einen so complicirten Organismus, wie es die Sprache ist, überhaupt geschaffen haben kann.

Ist die Sprache dagegen eine Offenbarung Gottes, so begegnen wir denselben Schwierigkeiten wie im ersten Falle, d. h. es lässt sich die Mittheilung an Andere ohne Kenntniss einer Sprache nicht begreifen. Eine grosse Schwierigkeit bietet weiter der Umstand, dass die menschliche Sprache sich verändert und degenerirt, was mit der Idee der göttlichen Schöpfung, als der denkbar vollkommensten, nicht in Einklang gebracht werden kann.

Doch wollen wir dies vor der Hand auf sich beruhen lassen und die Erfindung der Sprache (um diesen Ausdruck zu gebrauchen) gleich jeder anderen Erfindung z. B. jener der Dampf-Maschine, des Telegrafen uns etwas genauer ansehen!

In dieser Beziehung wissen wir nichts Besseres zu thun als die Worte Steinthal's, mit denen er seine Betrachtungen über die heut zu Tage geltende Auffassung des Ursprunges der Sprache einleitet, unverändert herzusetzen.*)

„Man macht einen Unterschied zwischen der Anfertigung eines Dinges und der Erfindung desselben, und nur letztere scheint das eigentlich Grosse und Bemerkenswerte. Die erste Dampfmaschine, die man construirt hat, zieht die Neugier an, nicht die hunderttausende, die man darauf aller Orten gebaut hat, die wie die Schatten jener ersten erscheinen. — Erfinden ist das Schwere, Nachahmen und Lernen ist gewöhnlich. — Wie die Erfindung gemacht worden ist, wie die Sache angefangen

*) Abriss der Sprachwissenschaft. Berlin. 1871. 8. I. pag. 78.

hat, wie man auf den Einfall gekommen ist, wie man den glücklichen Einfall verfolgt hat: das möchte man wissen. Gerade so hat man — bis heute, kann man sagen — von einer Erfindung der Sprache durch die Urmenschen geredet. Erfindung will man es freilich nicht mehr nennen; man nennt es Schöpfung. Das Erlernen der Sprache durch die Kinder sah man wie neue Anfertigungen desselben schon erfundenen Dinges an. Die erste Schöpfung der Sprache kennen zu lernen — darauf gingen die Untersuchungen über den Ursprung der Sprache. Wie Adam und Eva im Paradiese gekost haben, das hätte man gar zu gerne wissen mögen. Was man aber nicht wusste und gern wissen mochte, das träumte man. —

Es werde nun zugestanden, dass die Erfindung der Dampfmaschine wichtiger ist als ihre heutige Vervielfältigung — aber dass die Geschichte der Anfertigung der ersten Maschine anziehender sei, als die Beschreibung des Verfahrens, welches man heute beim Baue derselben anwendet, möchte ich schon nicht mehr behaupten. Nichts desto weniger gibt es doch etwas Wichtigeres und Anziehenderes sowohl als dieses, wie als jenes, nämlich die Naturgesetze zu erforschen, welche sowohl bei der ersten, wie bei jeder heute gebauten Maschine die bezweckte Wirkung hervorbringen. Denn während uns die Erzählung der Erfindung und allmäligen Verbesserung eines Dinges doch nur Zeitliches und mehr oder weniger Zufälliges bietet, so lehren uns jene Gesetze das diesem Zeitlichen zu Grunde liegende Ewige. — Es handle sich um die Erfindung des Schiesspulvers und Feuergewehres. Es wisse Jemand von einem Mönche, Namens Berthold Schwarz, der in seinem Laboratorium kochend und brauend, vielleicht den Stein der Weisen suchend, das Pulver erfand; er wisse, wie man zuerst in Nürnberg Feuergewehre verfertigte, wie man sie im 30jährigen Kriege, und wie später die Franzosen sie verbesserten und so fort bis auf Dreyse und Chassepot. — Ein Anderer wisse von all dem nichts; aber er kenne die chemische Zusammensetzung des Pulvers und die Bedingungen und die Weise seiner Zersetzung nebst den physikalischen Erscheinungen, welche solche Zersetzung begleiten und ihr folgen müssen. Wer von diesen beiden weiss Mehr, Besseres, Wissenswürdigeres? Jener kennt doch nur Anekdötchen; dieser weiss — was allein Wissen zu-

lässt — Ewiges, für alle Zeiten Giltiges, was Geltung hatte vor jenem Mönch und gelten wird zu allen Zeiten und für alle Weisen, in denen je Pulver angewendet werden wird. Und so schliessen wir auch für die Sprache, dass es wichtiger und anziehender ist, die Gesetze zu erforschen, nach denen sie sowohl ursprünglich bestand und lebte, als auch heute noch besteht und lebt, und dass weniger daran liegt, die Besonderheiten zu kennen, unter denen die erste Schöpfung von Statten gegangen sein mag.

So gestaltet sich also die Frage nach dem Ursprunge der Sprache schon ganz anders, selbst wenn wir die rohe Anschauungsweise gelten lassen, welche die Sprache als ein Ding ansieht, und welche der obigen Analogie zu Grunde liegt. Und sie zunächst noch nicht abändernd, fahren wir fort, indem wir darauf hinweisen, dass es doch nicht gleichgiltig ist, in welchem Zeitalter diese Erfindung gemacht ist. Jede Erfindung setzt die Anlage dazu im Geiste der Menschheit voraus, nicht blos eine angeborene Fähigkeit, sondern eine gewisse vorläufige Bildung und Bekanntschaft mit anderen Erfindungen. — Ohne diese Vorbereitung des erfinderischen Geistes würden ihm die günstigsten Zufälle ungenutzt vorübergehen. Gewisse Erfindungen sind unmöglich, wenn nicht schon gewisse andere gemacht sind, oder wenn nicht gewisse Ansichten, Erkenntnisse und Bestrebungen vorhanden sind; sie werden überflüssig gemacht durch spätere, die aber unmöglich gewesen wären, wären ihnen nicht jene vorangegangen; sie würden unbeachtet geblieben und wieder vergessen worden sein, kämen sie nicht gewissen Bedürfnissen entgegen, unterstützten sie nicht andere Erfindungen und Bestrebungen. Es lassen sich also Zustände der Zeiten begreifen, in denen eine Erfindung fast nothwendig, leicht, natürlich erscheint; denn selbst das Zufällige, das allemal noch hinzukommen musste, konnte derartig sein, dass es, wie es auch fiel (und fallen musste doch der Zufall nothwendig) die Erfindung oder Entdeckung fördern musste. Lehrreicher nun, als zu wissen, nach welchen mancherlei Irrgängen und nach wie vielen missglückten Versuchen eine Erfindung gelang, in welcher Ordnung die Stücke einzeln erfunden wurden, welches zuerst und welches zuletzt, und wie sie zusammengefügt wurden — lehrreicher als dies, sage ich, ist es, jene Zustände zu erforschen, welche ebensowohl das vielfache Misslingen als das endliche Gelingen bewirkten, sowohl die

Hindernisse als auch die Mittel, diese zu überwinden, darboten. Wirklich **begriffen** ist die Geschichte der Erfindung auch nur dann, wenn man diese geistigen Zustände begreift und daraus die Erfindung und ihren Gang gewissermassen ableiten kann. Indem man dies thut, erhebt man sich ebenfalls über die Zeitlichkeit und das Zufällige in das Reich des Nothwendigen und allwaltender Gesetze. So heisst uns denn auch, den **Ursprung** der Sprache erforschen, nichts Anderes als die geistige Bildung kennen lernen, welche der Spracherzeugung unmittelbar vorangeht, einen Zustand und gewisse Verhältnisse des Bewusstseins als Bedingungen begreifen, unter denen die Sprache hervorbrechen **muss**, und dann einsehen, was der Geist durch sie gewinnt, und wie sie sich gesetzmässig weiter entwickelt."

Dadurch aber, dass die Naturgesetze, welche der Sprach-Erfindung zu Grunde liegen und die Zustände, welche die Erfindung bedingten, bei der Sprache im Grunde Ein und dasselbe sind, ferner dass das Material zu dieser neuen Erfindung nicht von aussen kommt, sondern in der Seele selbst gelegen ist, dadurch unterscheidet sich die Sprach-Erfindung von den anderen Erfindungen.

„Die Sprache ist also gar nicht mit den Erfindungen zusammen zu stellen, sondern, obwohl durchaus geistig, doch der Art der Entstehung nach, wie ein Erzeugniss der Natur, ein wachsender Organismus zu betrachten. Ein Keim, in gewisser Weise organisirt, in bestimmte Bedingungen physikalischer oder organischer Art gebracht, entwickelt sich, nicht weil er **weiss** und **will**, sondern weil das ewige Gesetz der Schöpfung es so bestimmt. So gibt es im Menschen gewissermassen einen Keim, der sich zur Sprache entfaltet; und damit dies nicht Phrase bleibe, ist es die Aufgabe, die Zusammensetzung dieses Keimes darzulegen und die Bedingungen und Gesetze zu erkennen, unter denen er aufgeht: wie ganz analog die Botanik diese Aufgabe für die Pflanzen, und die Physiologie für das Thier zu lösen hat. Für die Sprache ist es die **Psychologie**, an die wir uns zu wenden haben."

§. 9. Psychischer Entwicklungsgang.

Nachdem uns im Vorhergehenden die Psychologie als jene Wissenschaft bezeichnet worden ist, von der wir die Lösung des

Problems des Ursprunges der menschlichen Sprache erwarten können, so werden wir im Nachfolgenden die Seele auf ihrem Entwicklungsgange von den einfachsten Aeusserungen ihres Lebens an begleiten bis zu jenem Punkte, wo sie hinreichend entwickelt erscheint die Sprache aus sich heraus zu schaffen und die menschliche Sprachthätigkeit überhaupt zu begründen.

Auf der untersten Stufe des Seelenlebens steht das Gefühl; die Auffassung der Veränderungen, welche in dem mit der Seele verbundenen Organismus vor sich gehen. Das Gefühl findet sich überall, wo animalisches Leben vorhanden ist, es ist allen Thieren — gegenüber den Pflanzen eigen.

„Das Gefühl als solches ist mit dem Nerv schlechthin gegeben; es findet sich überall im Körper, wo Nerven sind, wenn sie mit dem Central-Organ im unverletzten Zusammenhange stehen.“ *)

Dadurch, dass das Gefühl den Zustand, das Allgemeinbefinden der Nerventhätigkeit, nicht aber eine bestimmte Erregung eines bestimmten Nervs bedeutet, hat es auch keine objective Giltigkeit. Man kann daher auch das Fühlen nicht als Thätigkeit bezeichnen, es ist vielmehr das Sichbefinden in einem gewissen Zustande verbunden mit dessen Wahrnehmung. Und zwar ist diese Wahrnehmung im weitesten Sinne zu nehmen, nämlich als Wahrnehmung ohne damit verbundene Erkenntniss eines äusseren Dinges.

Das letztere, nämlich Wahrnehmung in Verbindung mit der Erkenntniss von etwas Aeusserem, beginnt erst auf der zweiten Stufe des Seelenlebens — der Empfindung. Die Empfindung ist dem Gefühl gegenüber viel begrenzter, intensiver, schärfer. Während das Gefühl überall dort, wo sensitive Nerven vorhanden sind, seinen Sitz hat, ist die Empfindung auf gewisse Sinnesnerven, die Leiter der Sinnesorgane, begrenzt, also localisirt. Während wir Gefühle beinahe mit jedem Theile des Körpers wahrnehmen — kommen uns die Empfindungen nur vermittelst der fünf Sinnesorgane: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl (d. h. Tastgefühl) zu. — „In den Empfindungen, in den Eindrücken der Sinnesorgane, wird uns der ganze Reichthum der äusseren Erscheinungen gegeben, in ihrer Gesammtheit sind sie der Reflex der ganzen äusseren Natur und

*) Steinthal. a. a. O. 308.

drücken sämmtliche Eigenschaften aus, welche wir den Dingen beilegen oder die sie für uns haben können; sie sind die Elemente von Allem, was wir überhaupt in und von der Welt wahrnehmen können." *)

Aber auch nur die Elemente und nicht mehr!

„Jede Empfindung eines Sinnesnerven, der Eindruck, den das Auge, das Ohr empfangen hat, pflanzt sich in der Seele fort und wird von ihr aufgefasst als die Wahrnehmung einer Eigenschaft, in der Seele entsteht ein inneres übersinnliches Bild von der äusseren, sinnlichen Qualität. Aber jede einzelne Empfindung gibt uns zwar einen bestimmten Eindruck von einer bestimmten Eigenschaft eines Dinges (z. B. seine Farbe, seinen Ton, seine Schwere), aber keine allein lehrt uns ein Ding kennen, durch keine einzelne Empfindung nehmen wir einen Gegenstand wahr. Es gibt in der gewöhnlichen Erfahrung kein so einfaches Ding von einfacher Beschaffenheit, dass wir es durch eine Sinnesempfindung wahrnehmen könnten; erst aus der Sammlung seiner Eigenschaften, d. h. erst aus der Verbindung der mehreren Empfindungen ergibt sich die Wahrnehmung eines Dinges; erst indem wir die weisse Farbe sehen, die Härte fühlen und den süssen Geschmack empfinden, erkennen wir ein Stück Zucker." **)

Diese Sammlung und Einigung der verschiedenen Empfindungen gemäss der in den Dingen verbundenen Eigenschaften heisst Anschauung, welche wir als die dritte Stufe des Seelenlebens bezeichnen können. Die Anschauung wird uns nicht durch die Sinnesorgane gegeben, denn jedes Organ liefert nur seine eigene, einzelne Empfindung. Die Anschauung ist vielmehr ein eigener Act der Seele, wenn auch kein bewusster und willkürlicher, sondern ein unbewusster — nothwendiger, eine Folge sowohl der Einheit der Seele als auch der Einheit des Objectes, dessen Einwirkung wir die einzelnen Empfindungen verdanken.

Die Bildung der Anschauungen aus den einzelnen Empfindungen ist aber nicht so einfach als man glaubt. Einerseits werden die einzelnen Empfindungen, durch deren Vereinigung eine

---

*) Lazarus. Das Leben der Seele. Berlin 1856—1857. 8. II. 66.
**) Lazarus a. a. O.

Anschauung zu Stande kommt, nicht gleichzeitig aufgefasst, indem eine Empfindung nach der anderen in die Seele tritt, oft sogar nur eine und durch längere Zeiträume getrennt succe[illegible]ve die anderen Empfindungen wahrgenommen werden. Es muss [illegible]on die Erinnerung hinzutreten, welche jedesmal die fehlenden Empfindungen ergänzt.

Z. B. die einzelnen Empfindungen: gelb, wohlriechend, flüssig, süss constituiren die Anschauung „Honig". Nicht immer aber ist es möglich alle vier Empfindungen unmittelbar wahrzunehmen z. B. wenn der Honig in einem gläsernen Gefässe verschlossen sich befindet, wo dann nur die Farbe und Flüssigkeit wahrgenommen werden kann.

Andererseits treten die Empfindungen, welche zu einer Anschauung gehören, nicht einzeln auf, sondern sind mit anderen zu ihnen nicht gehörenden verknüpft. In der Regel wird nicht eine Anschauung, sondern es werden mehrere Anschauungen zu gleicher Zeit gebildet, deren einzelne Empfindungen aus der Masse der vorhandenen Empfindungen herausgeholt und mit einander verknüpft werden müssen.

Aus den Einzel-Empfindungen „grün, duftend, feucht, rauschend, beweglich, fliegend, singend, glänzend, durchsichtig, murmelnd" werden die Anschauungen: Wiese, Baum, Vogel, Bach gebildet. Um diese Anschauungen zu bilden ist eine eigene Thätigkeit der Seele nothwendig. Es muss z. B. aus der Reihe der vorhandenen Empfindungen die Empfindung „duftend" mit den beiden Empfindungen „grün" und „feucht" combinirt werden, damit die Anschauung der Wiese daraus hervorgehe. Die Herstellung einer solchen Combination setzt aber eine gewisse Erfahrung voraus. Sonst könnte ja auch das Singen des Vogels auf die Wiese und das Murmeln des Wassers auf den Vogel bezogen werden.

Obwohl nun die Anschauung, welche wesentlich nach der Thätigkeit der Seele zu Stande kommt, uns ein Bild des äusseren Gegenstandes liefert, so gibt sie dennoch keine den Dingen entsprechende sinnliche Erfahrung. Sie ist noch voll von Mängeln und Fehlern, welche durch eine fernere Thätigkeit der Seele, welche wir die vierte Stufe der Seelenthätigkeit nennen wollen, corrigirt werden müssen. Es ist die Apperception, deren Product die Vorstellung erst dem entspricht, was wir

eine den Dingen entsprechende sinnliche Erfahrung nennen können.

Um den wesentlichen Unterschied, welcher zwischen dem Processe der Perception, auf welchem die Anschauung beruhte, und jenem der Apperception, durch den eine Vorstellung zu Stande kommt, zu begreifen, erscheint es nothwendig, beide mit einigen Worten zu erörtern.

„Unter Perception versteht man bekanntlich die Auffassung des Bildes, welches der Seele durch die Sinnesnerven dargeboten wird, unter Apperception aber hat man zu verstehen: die Aufnahme einer von Aussen gegebenen Anschauung in die Reihe der bereits vorhandenen und in der Seele befindlichen ähnlichen Anschauungen, welche gewöhnlich dadurch, dass eine neue, ähnliche gegeben ist, nach dem Gesetze der Reproduction ins Bewusstsein gerufen werden. Wir sagen also fast jede Perception wird von einer Apperception begleitet und ergänzt; d. h. jeder Auffassung von Aussen kommt eine Verbindung mit dem bereits Inneren und durch das neu Gegebene Reproducirten zu Hilfe und dient zu ihrer Ergänzung.

Ein deutliches Beispiel von der bedeutenden Rolle, welche die Apperception in der sinnlichen Auffassung überhaupt spielt, liegt in der Anschauung äusserer Dinge von grösseren Dimensionen. Treten wir z. B. in eine lange Strasse oder in eine schmale Allee von mässiger Länge, so erscheint sie unserem Auge als am entgegengesetzten Ende geschlossen; würden wir die innere Perception rein durch die sinnliche Auffassung vollziehen, so müssten wir nothwendig glauben, die Strasse sei in einem spitzen Winkel gebaut, die Allee als im Winkel gepflanzt. Aber nicht nur glauben wir dies nicht, sondern es entsteht auch nicht einmal der geringste momentane Zweifel, ob die Allee sich gegen das andere Ende verengere oder in geraden Linien parallel laufe. Dies kommt natürlich daher, weil wir unsere Vorstellung von der Allee, in die wir selbst zum ersten Male treten, gar nicht nach dem sinnlichen Eindrucke machen, sondern dieser wird unmittelbar durch die innere Apperception abgelöst, d. h. es tritt an seine Stelle jene in der Seele bereits vorhandene, nunmehr reproducirte, durch mehrfache Anschauung berechtigte, Anschauung der Sache. Ja wenn einmal eine Allee wirklich spitzwinklig wäre, so würden wir, sobald wir uns davon überzeugten, erstaunt

darüber sein und uns verwundern, dass wir es nicht gleich gesehen haben — und gleichwohl hatten wir es doch wirklich gesehen.“*)

Alle psychischen Processe bis einschliesslich zur Perception lassen sich ohne Sprache ausführen und vollkommen begreifen, die Apperception dagegen lässt sich nur an der Hand der Sprache denken. Während die Perception und das Product derselben — die sinnliche Anschauung keines festen Mittelpunktes bedarf, um den sie sich gruppirt, bedarf die Apperception und das Product derselben, die Vorstellung, eines solchen festen Mittelpunktes, um welchen die einzelnen Anschauungen, durch deren Verdichtung eben die Vorstellung gebildet wird, sich gruppiren können. Die Anschauung selbst kann diesen Mittelpunkt nicht abgeben, da ja die Anschauungen selbst um Etwas gruppirt werden sollen. Dieses Etwas muss also etwas von den Anschauungen Verschiedenes sein, muss aber so beschaffen sein, dass von ihm aus nichts Fremdes in die Anschauungen selbst einfliesst. Alle diese Anforderungen werden — wie uns weiter unten klar werden wird — nur von der Ton-Anschauung erfüllt, da sie die einzige von den vier übrigen Anschauungen ist, welche einerseits genug bestimmt ist, andererseits eine unmittelbare Mittheilung an Andere zulässt.

Wir müssen nun — um die von der Apperception und Vorstellung ausgehende Entwicklung zu begreifen — hier einen Halt machen, indem wir neben der auf die Erkenntniss der Aussenwelt gerichteten theoretischen Seite der Seele die bewegende praktische Seite derselben betrachten.

„Man unterscheidet für das Thier zweierlei Bewegungen 1. vegetative, d. h. welche zur Erhaltung des lebendigen Leibes in seinem organischen Bestand wirken und 2. animale, welche eine Veränderung entweder des Ortes, des ganzen Leibes oder der Lage einzelner Glieder desselben hervorbringen. Zu den vegetativen Bewegungen gehören alle chemischen und morphologischen Processe, die sich im thierischen Leibe vollziehen und auch die physikalischen Vorgänge an und in den inneren Organen, wie z. B. die Erweiterungen und Verengerungen des Brustkastens,

*) Lazarus II, 29.

durch welche ein- und ausgeathmet wird, die Zusammenziehungen und Ausdehnungen des Herzens und der Adern, durch welche das Blut in einem Kreislaufe durch den Körper getrieben wird u. s. w. Zu den animalen Bewegungen gehört das Gehen in allen seinen Formen, Ausschreiten, Springen, Tragen, aber auch das Stehen in den möglichen Stellungen, wozu auch das Knieen und Sitzen zu rechnen sind. Ferner aber sind animale Bewegungen die Streckungen und Beugungen und Drehungen der Gliedmassen und des Rumpfes wie auch des Kopfes.

Es ist klar, dass auch das Sprechen eine animale Bewegung ist, freilich eine solche, welche mit der vegetativen des Athmens in engem Zusammenhange steht. Im Allgemeinen sind die vegetativen Bewegungen der Willkür entzogen; jedoch hat der Wille auf einige derselben bis auf ein gewisses Mass eine regelnde Kraft, kann dieselben beschleunigen oder hemmen und verlangsamen, so z. B. gerade das Athmen. Wir können langsamer und tiefer, schneller und oberflächlicher und unregelmässig oder regelmässig athmen, wenn auch innerhalb nicht weiter Grenzen. Dies und namentlich die Kraft und Stärke, überhaupt die Modifikation des Ausathmens macht sich besonders beim Sprechen geltend. Ausserdem aber, dass das Sprechen durch ein modificirtes Athmen zu Stande kommt, beruht es ja auf Bewegungen der sogenannten Sprachorgane." *)

Die Träger der Bewegungen überhaupt sind die Muskeln, meist spindelförmige Massen mehrerer aus einzelnen mikroskopisch kleinen Fasern bestehender Gefässbündel, dasjenige, was man im gewöhnlichen Leben das Fleisch nennt. Sie sind mittelst eigener Bänder (Sehnen) an den Knochen befestigt und vollführen durch ihre eigene Zusammenziehung und Ausdehnung die Bewegung. Sie sind aber selbst nicht die bewegenden Factoren, dies sind die Nerven.

„Die Nerven sind Fäden, welche vom Central-Organ, d. h. dem Rückenmark und dem Gehirn entspringend, sich nach allen Theilen des Körpers hin erstrecken und eine Vermittelung zwischen dem Centrum und der Pheripherie des Leibes herstellen. Wo sie aus dem Central-Organ heraustreten, erscheinen sie als ziemlich starke Fäden, welche sich in ihrem Verlaufe immer weiter spalten

*) Steinthal. Abriss d. Sprachw. I. 263 ff.

und dünner werden, und so in den Theilen des Leibes verzweigen. Manche haben einen weiteren, manche einen kürzeren Verlauf. Anatomisch, chemisch und physikalisch verhalten sie sich alle gleich; physiologisch zerfallen sie aber in zwei Hauptabtheilungen, 1. in solche, welche Gefühle und Empfindungen und 2. in solche, welche Bewegungen verursachen. Die Nerven der einen wie der andern Art sind Leiter, sie leiten entweder die Eindrücke der Oberfläche des Körpers zum Centrum, und sind dann sensitive Nerven, oder sie leiten Erregungen vom Centrum in die Muskeln und sind motorische Nerven; sie wirken also theils centripetal, theils centrifugal. Ohne Nerv keine Empfindung und kein Gefühl und ohne Nerv keine Bewegung; denn der Muskel für sich würde sich nicht zusammenziehen; es ist vielmehr nur der Nerv, der ihn dazu nöthigt. Und bei der völligen Gleichheit aller Nerven wird die Verschiedenheit ihrer Wirksamkeit nur durch die Art und Weise des Ursprunges im Centrum und die Art der Endigung bedingt. Die motorischen Nerven endigen in den Muskeln, die sensitiven breiten sich in den Sinnes-Organen, über die Haut und überall da aus, wo wir Gefühle haben." *)

In der Regel wird der auf den sensitiven Nerv ausgeübte Reiz zum Central-Organ fortgepflanzt und dort verarbeitet, um dann gelegentlich auf den motorischen Nerv übertragen zu werden. Es gibt aber eine ganze Reihe von Fällen, wo ein auf den sensitiven Nerven ausgeübter Reiz sich in dem entsprechenden motorischen Nerven reflectirt d. h. wo die Erregung des sensitiven Nerven vermittelst der Central-Organe unmittelbar auf den motorischen Nerv übertragen wird. Man bezeichnet diese Bewegungen mit dem allgemeinen Namen der Reflexbewegungen.

Zu der einfachsten Form der Reflexbewegungen gehört das Schlingen in Folge der Berührung der hinteren Theile der Zunge, das Erbrechen in Folge eines ekelhaften Geschmackes, das Husten beim Eintreten eines fremden Körpers in die Luftröhre, das Niesen bei Reizung der Nasenschleimhaut u. s. w.

Verwickelter ist schon eine zweite Art der Reflexbewegungen, welche man im Gegensatze zur vorigen die begleitende nennen kann, „sie ereignet sich in Folge eines Lust- oder Schmerz- oder sonstigen Gefühles, und scheint eine Art von

*) Steinthal a. a. O. 267.

Ausgleichung des Gefühlseindruckes bewirken zu wollen. Von dieser Art sind die Bewegungen des Lachens und Weinens. Beide können sowohl durch rein äusserliche Veranlassungen wie Kitzel, körperlichen Schmerz, als durch innerliche, wie den Anblick oder die Vorstellung eines Komischen oder die Erregung eines Seelenleidens erzeugt werden.

Wir sehen also schon, dass innere Gefühle mit den äusseren den gleichen Erfolg haben; bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass alle Wirkungen der äusseren Reizung eines sensiblen Nerven ebenso durch eine blosse Vorstellung von der Ursache dieser Reizung erzeugt werden können. So kann die blosse Vorstellung einer Speise von ekelerregendem Geschmack die Bewegungen des Erbrechens und unter gewissen Umständen das Erbrechen selbst erzeugen." *)

Eine dritte Art der Reflexbewegungen ist jene der nachahmenden Bewegungen, „welche darin besteht, dass wir ohne irgend einen Grund, als weil wir eine Bewegung entweder mit den Augen sehen oder auch nur innerlich uns vorstellen, dieselbe Bewegung begleitend oder nachahmend ausführen. Gähnen ist ursprünglich eine Reflexbewegung der ersten, einfachsten Art; aber in den meisten Fällen gehört sie zu den nachahmenden Reflexbewegungen, denn man kann schwer Jemanden gähnen sehen ohne es ihm nachzuthun." **)

Ausser diesen drei Arten von Reflexbewegungen sind noch zwei andere Bewegungen zu erwähnen, welche bald unwillkürlich bald willkürlich vollzogen werden, nämlich 1. die sogenannten Mitbewegungen, nämlich diejenigen Bewegungen der Muskeln und motorischen Nerven, welche keine äussere oder innere Veranlassung haben, als weil ein anderer Muskel und motorischer Nerv in Bewegung begriffen ist. Dahin gehören die Bewegungen der paarigen Organe und der Finger. 2. Die sogenannten Associations-Bewegungen, die nicht auf dem natürlichen oder organischen Zusammenhange, welcher zwischen den sensitiven und motorischen Nerven stattfindet, sondern auf dem zufälligen Zusammentreffen ihrer Thätigkeit beruhen. Darauf beruht alle mechanische Uebung und Virtuosität. Der

*) Lazarus II. 39.
**) Lazarus II. 41.

Anfänger im Clavierspiel erlernt es bald, dass mit dem Anblick der einzelnen Note die entsprechende Bewegung auf der Taste erfolgt; aber bei einem neuen Musikstück wird es ihm dennoch schwer, die mannigfaltig verschiedenen Bewegungen, die auf einander folgen, so schnell zu vollziehen, wie er die Noten mit dem Auge überblickt; die Pausen zwischen den Tönen sind merklich, aber je öfter er uns das Stück spielt, desto inniger wird die Verbindung der Bewegungen unter einander, die Pausen werden allmählig unmerklicher, jeder einzelne Anschlag wirkt auf die Reproduction des folgenden je öfter, je stärker, bis er das Stück, wie man zu sagen pflegt, in den Fingern hat, d. h. die vollkommene Wirkung der Association der Bewegungen auf ihre reihenweise Reproduction macht sowohl die andauernde, für jede Note ursprünglich zu wiederholende Absicht, als auch den Einblick in die Noten überflüssig."*)

An diese kurze Erörterung über die Natur der Bewegungen soferne sie unserem Zwecke, auf den wir weiter unten zu sprechen kommen werden, dienen, wollen wir noch die Bemerkung reihen, dass die grösste Mannigfaltigkeit der Reflexbewegungen (weil die grösste Reizbarkeit der sensitiven und die grösste Beweglichkeit der motorischen Nerven) in den Athmungswerkzeugen und in der Region der vier obersten Sinne, also in der vorderen Hälfte des Kopfes stattfindet.

Blicken wir nun von da aus auf die Seele, die wir durch die drei Stufen: Gefühl, Empfindung und Anschauung bis zur Vorstellung verfolgt haben, zurück und sehen wir zu, wie sie in praktischer Beziehung sich entwickelt hat.

Schon die unterste Stufe des Seelenlebens, das Gefühl, ist insoferne für die Seele nicht gleichgiltig, als die damit verknüpfte Wahrnehmung des Angenehmen oder Unangenehmen eine Affirmation oder Negation des betreffenden Zustandes hervorruft, d. h. dieser Zustand wird von der Seele entweder begehrt oder verabscheut. Es entwickeln sich also gleichzeitig mit der durch äussere Eindrücke bedingten Wahrnehmung Affecte, Triebe, Begierden, welche auf die einzelnen Wahrnehmungen Bezug haben.

*) Lazarus II, 44.

Sowohl die Gefühle und Empfindungen als auch die Vorstellungen derselben bringen Reflexbewegungen hervor, welche namentlich in den Stimmorganen zum Ausdrucke gelangen. „Eine solche unwillkürliche Reflexbewegung ist der Schrei des Thieres und des Menschen in Folge von Schmerzgefühlen, ebenso die Töne, welche den Ausdruck der Lust beim Thiere andeuten, sammt dem Gesange der Vögel. Beim Menschen schliesst sich hieran ächzen, stöhnen, jauchzen, schmatzen, schnalzen. Ebenso sind alle übrigen Interjectionen, die sogenannten Empfindungslaute, nichts anderes als Reflexbewegungen in den Stimmorganen.“ *)

„Der Process der eigenthümlich menschlichen Laut-Erzeugung, die Articulation der Töne, die Hervorbringung von Vocalen und Consonanten, ist demnach auf rein physiologischem Boden gegeben — in der ursprünglichen Natur des menschlichen psychisch bewegten Organismus begründet, und wird vor aller Willkür und Absicht also ohne Einwirkung des Geistes, obwohl auf Veranlassung von Gefühlen und Empfindungen vollzogen.“ **)

Um nun das Nachfolgende zu begreifen, erscheint es nothwendig, einen Blick auf den sprachlosen Urmenschen zu werfen, den wir hier vor der Hand als nichts weiter denn ein wissenschaftliches Postulat betrachten wollen.

Vor allem dürfen wir dem Urmenschen durchaus nicht unseren hoch entwickelten Gedanken- und Gefühlskreis beilegen, da ja seine Culturstufe eine sehr geringe gewesen sein muss (wenn überhaupt hier von Cultur geredet werden kann) und auch die Lebensbedingungen, unter denen er lebte, von unseren heutigen ganz und gar abwichen.

Gewiss müssen wir annehmen, dass der Urmensch noch viel tiefer stand, als selbst die heutigen primitivsten, wildesten Menschenstämme, da ihm selbst jene materielle Cultur, jene socialen Einrichtungen und sittlichen Ideen, deren sich diese Stämme erfreuen und die das Product Jahrtausende langer Entwicklung sind, noch ganz fehlten. Der Urmensch stand also gewiss tiefer als der heutige Australier, Hottentote und Buschmann.

In demselben Verhältnisse aber als die Entwicklung der Intelligenz zurückstand, überwog die Stärke der Gefühle und

*) Lazarus II, 46.
**) Lazarus II, 47.

Affecte, die sich in mächtigen Reflexbewegungen Luft machten. Wir sehen ja noch heut zu Tage den Wilden dort singen, tanzen und wild begeistert toben, wo der civilisirte Mensch kühl und gelassen sich beträgt und auch das Kind, dessen Geisteskräfte noch unentwickelt schlummern, zeigt eine grössere Erregung auf sinnliche Reize, die in mannigfaltigen Reflexbewegungen sich manifestirt.

Zu allem diesen müssen wir noch die gewaltige, durch menschliche Cultur noch nicht veränderte Natur hinzufügen, die den Urmenschen umgab, und je nach ihrer Beschaffenheit mannigfache Gefühle der Freude und Trauer, des Schmerzes und Grauens in ihm wachrief. Alles, was er sah, war ihm neu und wirkte mit mächtiger Gewalt auf sein Gemüth.

Wir können sagen: jede Anschauung eines neuen Dinges brachte eine neue Empfindung im Urmenschen hervor (und zwar haben wir die Anschauung hier im ganz individuellen Sinne zu nehmen, da die Sprache, der Ausdruck der Vorstellung, noch nicht vorhanden ist) und jede neue Empfindung reflectirte sich wiederum in einem neuen, individuellen Laute. Wir können sagen, kein äusserer Eindruck wurde empfangen, keine Bewegung wurde vollzogen, ohne dass der Organismus des Menschen nicht in Töne ausgebrochen wäre.

Diese unwillkürlichen, aus Anlass der Anschauungen und Gefühle hervorgebrachten Töne sind nun die Elemente der Sprache. Sie sind zwar Anfangs bedeutungslos — sie können aber bedeutungsvoll werden.

Alles, was in unserem Inneren vorgeht, wird von der Seele wahrgenommen. Sobald durch gewisse äussere Einflüsse in Folge einer Combination mehrerer Empfindungen eine Anschauung entsteht, nimmt die Seele dieselbe wahr. Diese Anschauung hat — in Folge der durch eine der Empfindungen hervorgebrachten Reflexbewegung in den Stimmorganen — einen Laut zum Begleiter, welcher in gleicher Weise wie die Anschauung von der Seele wahrgenommen wird. Diese beiden Wahrnehmungen, nämlich jene der Anschauung und jene des Lautes, verbinden sich miteinander vermöge ihrer Gleichzeitigkeit im menschlichen Bewusstsein. Es findet also eine Association der Laut-Anschauung mit jener der Sach-Anschauung statt, die Elemente der Sach-Anschauung bekommen an der Laut-Anschauung einen festen

Mittelpunkt, durch den die Anschauung zur Vorstellung sich entwickelt. Wir sind damit bei der menschlichen Sprache angelangt, welche also ihrem Wesen nach auf der Substituirung eines Klang- oder Tonbildes für das Bild einer Anschauung beruht.

Indem wir vor der Hand hier wiederum Halt machen, werden wir jene drei Fragen, welche wir als die Hauptprobleme der allgemeinen Sprachwissenschaft bezeichnet haben, nämlich das Wesen der Sprache, ihren Ursprung und ihr Verhältniss zum Menschen, speciell zum Denken desselben, leicht beantworten können.

Wir sehen nun ganz deutlich, dass die Sprache dem Menschen weder anerschaffen, noch von ihm erfunden ist, und dass sie auch kein der Menschheit von Seite der Gottheit geoffenbartes Gut repräsentirt — sondern dass sie parallel mit den theoretischen Anlagen des menschlichen Geistes aus unscheinbaren Anfängen aus der Tiefe des Geistes sich entwickelt und ein wesentliches Moment in der Entwicklung des menschlichen Geistes selbst bildet. Die Sprache ist dasjenige Element in der Entwicklung des menschlichen Geistes, mit dem erst das Bilden der Vorstellungen, also das eigentliche Denken beginnt. Nicht das Denken hat die Sprache erschaffen (wie man früher, wo man sie als Product menschlichen Nachdenkens und Scharfsinnes betrachtete, allgemein glaubte), sondern umgekehrt, die Sprache hat erst dem Denken, der Vernunft ihren Ursprung gegeben. An der Hand der Sprache hat sich die menschliche Seele aus der Thierseele losgelöst; erst mit der Sprache ist die völlige Trennung der Menschenseele von der Thierseele gegeben.

Das Thier hat keine menschliche Sprache, wenn auch nicht Sprache überhaupt. Diese, die thierische Sprache, besteht nur aus unarticulirten Tönen, deren Einerleiheit der Form durch die Mannigfaltigkeit der Tonhöhe ersetzt wird, ganz entsprechend dem Seelenleben des Thieres, das nur individuelle Anschauungen, aber keine Vorstellungen zu bilden vermag. Das Thier kennt nur Individuen, aber keine Arten und Gattungen; es kann wohl ein männliches Thier seiner Art von dem weiblichen unterscheiden, es hat aber gewiss kein Bewustsein eines Geschlechtes. Sicherlich macht der Hund einen Unterschied zwischen Hunden

und Katzen, dass er aber in Folge dieses Unterscheidungs-Vermögens die Species canis von der Species felis unterscheiden könne (wie manche Naturforscher behaupten), ist ein grober Irrthum, der in der völligen Unkenntniss der menschlichen Sprache und ihrer Leistungsfähigkeit für das Denken seinen Grund hat.

Man hat oft den Thieren die Fähigkeit zu denken zugesprochen, da viele derselben nach vorheriger Ueberlegung zu handeln scheinen. Wenn man aber genauer zusieht, so ist das, was man ein Urtheil, einen Schluss nennt, nichts Anderes als ein rein mechanischer auf der einfachsten Association der Anschauungen unter einander beruhender Process. Wenn der Hund z. B. vor der geschwungenen Peitsche davonläuft, so geschieht dies nicht etwa, weil er schliesst: „Die Peitsche wird gegen mich geschwungen — wird mir also Schmerzen verursachen — daher muss ich davonlaufen" — sondern die Anschauung der Peitsche ruft die Anschauung des Schmerzes, weil diese beiden Anschauungen mit einander associirt waren, hervor und treibt den Hund zur Flucht.

Kehren wir nun nach diesen Betrachtungen zu unserem Gegenstande wieder zurück.

Wir haben gesehen, dass der Urmensch die bei Gelegenheit der Anschauung durch die Empfindung erzeugten Reflexbewegungen in den Stimmorganen zur Schöpfung der Sprache insoferne benützte, als er die mit der Sachanschauung gleichzeitig im Bewustsein auftretende Tonanschauung mit jener verschmolz und also die zweite der ersteren substituirte.

„In der durch die Lautanschauung vermittelten Verbindung des Lautes mit der Dinganschauung liegt die eigentliche Bedeutung des Lautes d. h. die Natur des Lautes als Sprachlaut."*)

Diese Verbindung wurde beim Urmenschen nach und nach eine sehr innige, da einerseits der Zusammenhang zwischen den beiden Elementen einen hohen Grad der Festigkeit hatte (war ja der Laut für die Anschauung oder besser durch sie unwillkürlich nach organischen Gesetzen geschaffen), andererseits bei der Enge des Gesichtskreises sich oft Gelegenheit fand, Anschauung und Laut zu wiederholen.

*) Lazarus II, 76.

Nachdem wir nun den Process der Sprachschöpfung im Allgemeinen kennen gelernt haben, wenden wir uns einer kurzen Betrachtung der einzelnen Phasen seiner Entwicklung zu. „Wir wissen, dass irgend ein Inneres (eine Anschauung) auf Seiten der Seele, eine Reflexbewegung dieses Inneren in den Stimmorganen auf Seiten des Leibes und das Zusammenfassen beider durch die Seele die allgemeinen Elemente der Sprachschöpfung ausmachen. Jedes dieser Elemente kann aber in mannigfaltiger Gestalt zur Erscheinung kommen.“ *)

Auf der untersten Stufe der Sprachthätigkeit stehen jene Laute, welche nicht, so sehr Zeichen als vielmehr unmittelbare Ausdrücke des Gefühls repräsentiren, jene Laute, welche wir Interjectionen nennen. Sie sind nicht Zeichen, sondern Folgen, Erfolge der Gefühle. Da sie gegenwärtige, starke, unbestimmte Gefühle bedeuten, welche der Klarheit entbehren, so beziehen sie sich auch nicht auf irgend ein bestimmtes Object, sondern deuten nur im Allgemeinen den Zustand des Subjectes an. Die Interjectionen sind einerseits ebenso individuell wie die Gefühle, welche sie hervorgebracht haben, andererseits ebenso wenig subjectiv wie diese. Dadurch, dass sie überall verstanden werden, gehören sie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht zur Sprache; sie liegen aber noch aus einem anderen Grunde ausserhalb derselben, nämlich deswegen, weil sie einen gegenwärtig erzeugten Zustand der Seele, ein Gefühl, einen Trieb ausdrücken, aber keine Objecte. Dies zeigt auch ihre Stellung innerhalb der Sprache: die Interjectionen stehen in der Reihe der Wortformen isolirt da; sie sind nicht im Stande andere Wortformen aus sich zu erzeugen.

„Eigentliche Sprache beginnt erst da, wo der Ausdruck der Empfindung (oder richtiger Anschauung) nicht mehr die Empfindung sondern die Sache bedeutet, wodurch die Empfindung und deren Ausdruck angeregt sind. Wir erinnern uns, dass dieser Unterschied in der oben gezeichneten Natur des Gefühles und der Empfindung gegründet ist, dass, wenn wir eine Empfindung haben, wenn wir die Gestalt und Farbe eines Dinges in der Seele wahrnehmen, wir dabei nicht an die Veränderung, den Process, den Zustand in unseren Augen, sondern an die Sache denken,

*) Lazarus II, 81.

welche den Eindruck auf uns macht, und deren Bild wir durch diesen organischen Process in uns empfangen, und demgemäss bedeutet auch der Laut, welcher als Reflexbewegung der Empfindung hervorgebracht wird, nicht diese, sondern den Gegenstand, das Object derselben." *)

Und zwar können hier vornämlich drei Arten unterschieden werden — je nachdem der Laut mit der auf ihn bezogenen Anschauung verknüpft ist. Erstens der Laut repräsentirt einen Gefühlseindruck, welchen ein tönender Gegenstand auf das Subject hervorgebracht hat, wobei in der Regel an den bereits gegebenen Ton angeknüpft wird (Onomotopöe im engeren Sinne), oder zweitens der Laut ist der Reflex eines bestimmten Gefühles, welches gleichzeitig mit der Anschauung, die nun durch den Laut repräsentirt wird, auftrat, oder drittens der Laut ist Ausdruck der Anschauung selbst, die durch ihre eigene Stärke und Neuheit in Tönen hervorbrach.

An diese durch äussere Eindrücke bedingten Lautreflexe schliessen sich jene an, welche als Ausdrücke derjenigen Affecte gelten können, die des Menschen Triebe und Handlungen begleiten.

„In allen diesen Arten der Lauterzeugung haben wir das in der Natur des menschlichen Organismus begründete Streben nach einer Ausgleichung der Gewalt des Eindruckes durch den Ausdruck als die treibende Kraft erkannt: die Seele sowohl als der Organismus bedarf gleichsam einer Erlösung von den empfangenen Massen der Eindrücke und wir werden noch öfter sehen, wie aus dieser momentanen Erlösung eine dauernde Erhebung der Seele über diesen empfangenen Stoff sich gestaltet.

Aber neben den von aussen empfangenen Anschauungen regt sich auch die eigene Thatkraft der Seele; wenn sie Bilder der Dinge erfasst, wenn Gefühle durch diese in ihr angeregt werden, dann erwacht auch die eigene Anschauung über die Dinge. Ja man könnte sagen, dass nach Analogie des Körpers auch in der Seele selbst ein Streben nach Erlösung von der Gewalt der empfangenen Eindrücke durch eine eigene freie Thätigkeit erwachsen wird." **)

---

*) Lazarus II, 86.
**) Lazarus II, 95.

Wir müssen nun hier jenen Punkt, welcher dem psychischen Process der Sprachschöpfung — als der Substitution eines Tonbildes für ein Anschauungsbild — zu Grunde liegt, umsomehr hervorheben als er auch in der weiteren Entwicklung der Sprache eine Hauptrolle spielt. Bekanntlich beruht der Sprachprocess darauf, dass der Reflexlaut einer der Empfindungen, welche die Anschauung constituiren, von der Seele als Repräsentant nicht dieser einen Empfindung, sondern der ganzen Anschauung percipirt wird, dass also die ganze Anschauung mit den sie constituirenden Empfindungen um diesen Laut sich gruppirt. „Indem nun dieser Laut, das Wort, Zeichen der Sache, der ganzen Sache, wird, ist es zugleich Ausdruck und Erfolg der subjectiven Seite der Seele. Diese durch die Sprache, durch die Namengebung festgehaltene einseitige Beziehung der vielseitigen Sache zum Menschen nennt man die innere Sprachform, ein Ausdruck, der zuerst von Wilhelm von Humboldt gebraucht wurde und gegenwärtig in diesem Sinne in die Wissenschaft der Sprache übergegangen ist. Sie ist das zwar unwillkürliche, aber eigene Werk der Seele. Die innere Sprachform besteht also darin, dass eine aus mehreren Empfindungen gebildete Anschauung durch ihre Verbindung mit dem Worte in der Seele festgehalten wird, aber so, dass das Wort zwar das ganze Ding bedeutet, aber dennoch nur eine Empfindung, also eine Eigenschaft von demselben ausdrückt; die Anschauung wird also in derselben Weise und Richtung fixirt, in welcher sie percipirt worden ist, so nämlich, dass eine Empfindung über die andere vorwiegt und die ganze Anschauung repräsentirt.“ — „So macht denn die innere Sprachform jene Empfindung, durch deren Reflex der Laut gebildet ist, zum festen Mittelpunkt der ganzen Anschauung.“ *)

Die innere Sprachform behält bei der ferneren Sprachbildung ihre Wichtigkeit, ja diese zeigt sich hier immer grösser, da sie den Mittelpunkt der Apperception bildet, auf welcher die Sprachthätigkeit beruht. So wird das Gold als das „Glänzende“ aufgefasst (altind. *hiranya* = *haranya*, altb. *zaranya*, neupers. *zar* slav. *zlato*, got. *gulth* gehen sämmtlich auf *ghar* „glühen, glänzen“ zurück) aber auch die Galle (χολή, sl. *žlučь*) und das Gras (χλόη) werden von der Anschauung des Glänzens, Gelb-Seins

*) Lazarus II, 102.

(*ghar*) appercipirt. Die innere Sprachform ist für die Sprachwissenschaft insoferne von grosser Wichtigkeit, als sie die Grundlage der wissenschaftlichen Etymologie bildet. Denn die Aufgabe dieser Wissenschaft ist es, die Formen der Sprache in ihre Elemente zu zerlegen und in letzter Instanz die jedem einzelnen Worte zu Grunde liegende Wurzel mit ihrer ursprünglichen Bedeutung nachzuweisen, d. h. zu zeigen, welche Empfindung aus der Reihe der die ganze Anschauung constituirenden Empfindungen der sprachschaffende Mensch hervorhob, um mit dem Reflexlaute dieser die ganze Anschauung zu bezeichnen. Wenn die Etymologie nachweist, unser *Gold* (got. *gulth*) gehe auf die Wurzel *ghar* zurück, welche „glühen, glänzen, gelb sein" bedeutet, so hat sie damit nachgewiesen, dass dem sprachschaffenden Menschen unter den Empfindungen, aus denen die Anschauung „Gold" gebildet ist (hart, schwer, klingend, glänzend), die Gesichtsanschauung „glänzend" am auffallendsten erschienen ist, derart, dass er mittelst ihrer die ganze Anschauung bezeichnete, wenn auch wir nach dem Satze „nicht alles was glänzt ist Gold" besonders dieses Merkmal als das gerade nicht am meisten wichtige erklären.

Ein anderes nicht weniger instructives Beispiel haben wir oben bei Besprechung des Wortes *animus* bereits kennen gelernt.

Wenn man nun den ganzen Stoff einer Sprache oder eines Sprachstammes analytisch durchforscht, so gelangt man zu der festen Ansicht, dass der Apperceptionsstoff — das was wir die Wurzeln einer Sprache nennen — selbst bei den am reichsten entwickelten Sprachen ziemlich begrenzt ist (so dürfte die indogermanische Ursprache auf nicht mehr als 1000 Wurzeln zurückzuführen sein), ein Beleg für den engen Gedankenkreis des sprachschaffenden Menschen. Man muss dabei stets vor Augen behalten, dass vieles von dem, was wir für ursprünglich halten, in der That nicht ursprünglich, sondern abgeleitet, nicht appercipirend, sondern bereits appercipirt ist. So ist z. B. die Anschauung des Sehens (*ak*, *îkṣ*) nicht primitiv, da sie auf jene des „Durchdringens, scharf seins" zurückgeht — die Anschauung des „Anziehens, Bekleidens" (*av*: *ob-uti* — *iz-uti* — *in-uo* — *exuo*) geht auf jene des „Eingehens in Etwas" (*av*) zurück. Unser „*rufen*" (got. *hropjan*) lat. *clamare* sind nicht ursprünglich sondern sind Ableitungen der Wurzel *kru* „hören" (*śru*), indem sie nichts anderes als „hören machen" bedeuten; „*bauen*" ist gleichfalls

nicht primitiv, es bedeutet „sein machen“ und ist ein Causale von *bhû* (griech. φυ — latein. *fu*) „sein.“

Nachdem wir nun bis hieher die Sprache von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Ausbildung im Allgemeinen verfolgt haben, bleiben uns nur noch, ehe wir der weiteren Betrachtung der Sprache uns zuwenden, zwei Punkte zu besprechen übrig, nämlich 1. das Verhältniss der Sprache zum Lernenden speciell zum Kinde und 2. das Verhältniss der Sprache zum menschlichen Geiste.

§. 10. Verhältniss der Sprache zum Lernenden, speciell zum Kinde.

Dieses Verhältniss ist um so lehrreicher, als es uns zeigt, wie die Sprache vom Kinde gleichwie vom sprachschaffenden Urmenschen immer aufs neue erzeugt werden muss, wenn auch die Bedingungen insofern andere, günstigere sind, als das Material der äusseren Form, des Lautes, dem Kinde von aussen von den Erwachsenen zugeführt wird, während der Urmensch aus der Fülle seines Inneren es sich selbst erschaffen musste.

Das Kind lernt selbstständig die Erzeugung der Laute, sie werden ihm ebenso wenig wie die Mechanik des Säugens gelehrt, ja es wäre leichter dasselbe in mechanischen Fertigkeiten, als in der Handhabung der Stimmorgane zu unterrichten. Das Kind bildet aber auch die einzelnen Laute ganz frei nach Massgabe der Gehörseindrücke, die es von Aussen her empfängt. Dies beweist namentlich der Umstand, dass das Kind die Laute der gesprochenen Sprache sich ebenso zurechtlegt wie die wilden Völker heutigen Tages, sofern ihr Ohr an die Auffassung unserer Laute nicht gewöhnt ist und ihre Stimmorgane für dieselben — in Folge dessen — auch nicht die entsprechende Uebung besitzen. So spricht der Südseeinsulaner statt *David* — *Raviri*, statt *Samuel* — *Hemara*, statt *Blücher* — *Beluka*, statt *London* — *Ranana*, statt *Friedrich* — *Waritarihi* u. s. w. Erfahrungen, wie wir sie an unseren Kindern tagtäglich machen können.

Aehnlich wie beim Urmenschen fängt beim Kinde das eigentliche Sprechen erst da an, wo es seine eigene, der sinnlichen ungetrennten Anschauung entsprechende Sprache verlässt und die Sprache der Erwachsenen sich eigen macht. Das Wort als Zeichen der Vorstellung übt eine wahrhaft erlösende Macht auf das Gemüth des Kindes aus. Sowie das Kind das Wort ergriffen hat, haben seine verworrenen Anschauungen einen festen

Mittelpunkt gewonnen, um den sie sich gruppiren — und das eigentliche Denken beginnt.

Wenn das Kind den Hund mit *Wau-Wau* oder *Haw-Haw*, das Pferd mit *Hühü* bezeichnet, also Formen, die es gleichsam sich selbst geschaffen hat, so versteht es damit nicht nur den Hund, das Pferd als bestimmte Species, sondern vielmehr alle Hunde und Pferde die es sieht, sowohl lebendige als auch geschnitzte und gemalte — und nicht nur diese, sondern alles was zum Hunde und Pferde gehört (fahren, reiten u. s. w.). Der Laut *baba* „schlafen" bedeutet nicht bloss das Schlafen als eine bestimmte Art des Liegens, sondern vielmehr neben dem Schlafen auch alles was zum Schlafen gehört, die Wiege, das Bett, die Polster, Decken u. s. w.

Während also in dem Laute *Hühü* die ungeschiedene Anschauung des Pferdes, des Fahrens, des Reitens gelegen ist — trennt das Kind, sobald es den Ausdruck „*Pferd*" sich angeeignet hat, dieses von den verschiedenen Arten seiner Thätigkeit und lernt an der Hand desselben nach und nach die verschiedenen Pferde nach Farbe, Gestalt und Beschäftigung richtig unterscheiden.

§. 11. Verhältniss der Sprache zum menschlichen Geiste.

Schon oben bei Betrachtung des Ursprunges der menschlichen Sprache haben wir gesehen, dass die Sprache den eigentlichen Ausgangspunkt des menschlichen Denkens bildet, indem sie dem Denken, nicht das Denken ihr, das Dasein gegeben hat. Erst dadurch, dass die Anschauung mit Hilfe des Lautes sich zur Vorstellung entwickelt, also der Laut zum Worte umgeschaffen wird — ist eine Analyse der Anschauungen und Vorstellungen in ihre einzelnen Theile, also ein Urtheilen und Schliessen möglich.

Diese Bedeutung der Sprache für das Denken geht auch in der späteren Zeit, nachdem das letztere zum begrifflichen Denken sich entwickelt hat, nicht verloren, ja man kann den Läuterungsprozess des Denkens ganz parallel mit der Weiterentwicklung der Sprache gehend — ja von derselben bedingt genau verfolgen. Während nämlich in der ersten Zeit das Denken in lauter Anschauungen und Vorstellungen sich bewegt und die Ausdrücke dieser ganz bestimmte concrete Gebilde bezeichnen, erhebt sich in der späteren Zeit in Folge der lautlichen Verän-

derungen der Wortgebilde und der dadurch vergessenen Bedeutung des Apperceptionsstoffes — das Denken zum begrifflichen. Gerade so wie dann das Wort nicht mehr die einzelne auf einer bestimmten Qualitäts-Empfindung beruhende Anschauung bedeutet, sondern den aller Zufälligkeit, welche der Anschauung anklebt, entkleideten Begriff — ebenso vermag auch der Sprechende in der äusseren Gestalt des Wortes nicht mehr die Beziehung auf die zu Grunde liegende erste Anschauung zu entdecken. Die Etymologie des Wortes ist dann ganz vergessen, das Wort ist zu einer mathematischen Formel geworden, die den Anforderungen des begrifflichen Denkens vollkommen gerecht wird und es wesentlich unterstützt.

Während damals, wo die Form unseres Wortes „Gold" die zu Grunde liegende Anschauung der Qualitäts-Empfindung des Gelben durchblicken liess, die Vorstellung des Goldes sich eben auf das durch diese Eigenschaft ausgezeichnete Mineral beschränkte, umfasst der heutige Begriff des Goldes, wo uns die Beziehung auf die zu Grunde liegende Anschauung der Form abhanden gekommen ist, ganz andere Bestimmungen, gegen welche die gelbe, glänzende Farbe als etwas rein Aeusserliches zurücktritt. Das Wort „*Himmel*", got. *himin*, bedeutet als identisch mit dem slavischen *kamen*, lithauisch *akmen*, griech. ἄκμων, altind. *aśman*, altbaktr. *asman*, ursprünglich „Gewölbe", speciell „steinernes Gewölbe" von der Wurzel *ak* „durchdringen, scharf sein", da der Stein dem Menschen das erste schneidende Instrument lieferte. Es gab eine Zeit, wo man beim Aussprechen des Wortes an die zu Grunde liegende Anschauung mit ihrer vorzüglichsten Qualitäts-Empfindung des „Scharfen, Schneidenden" erinnert wurde; gegenwärtig jedoch, wo Niemand, der das Wort gebraucht (abgesehen von den Sprachforschern), die demselben zu Grunde liegende Anschauung kennt — gegenwärtig sagen wir, was knüpfen wir nicht Alles an das Wort „*Himmel!*" Welche Gedanken und Gefühle der sublimsten Natur werden durch dieses Wort in uns erweckt!

Werfen wir von hier aus noch einen Blick zurück, um das Verhältniss des Sprechens zum Denken, das wir schon bereits oben besprochen haben, noch einmal zu berühren, so wird uns nun vollkommen klar geworden sein, dass Sprechen und Denken in der That nicht identisch sind, sondern dass das Sprechen nur das Denken bedeutet! Die Worte sind nicht Begriffe, sondern

sie bedeuten blos die Begriffe und zwar vermittelst der ihnen zu Grunde liegenden Anschauungen. In Beziehung auf die letztere Bestimmung sind aber die einzelnen Sprachen und Sprachstämme von einander sehr verschieden.

§. 19. Stoff und Form in der Sprache.

Wir unterscheiden in der Sprache Stoff und Form, nicht etwa deswegen, weil jede Sprache auf diesem Unterschiede beruht, sondern weil die Sprache, will sie das leisten, was ihr der Natur nach zukommt, diesen Unterschied fassen und zur Anschauung bringen soll. Um diesen principiellen, den Charakter und Werth einer Sprache bezeichnenden Unterschied richtig zu erfassen, ist es vor allem nothwendig sich vor Augen zu halten, dass die Sprache Ausdruck des menschlichen Geisteslebens ist, und ausserhalb dieses kein selbstständiges Dasein hat.

Nur jene Richtung der Sprachbetrachtung, welche diese Natur der Sprache vor Augen hatte, hat auch den Unterschied zwischen Stoff und Form richtig erfasst, während jene Richtung, welche die Sprache als etwas Abgeschlossenes, in der Literatur Aufbewahrtes oder aber als einen selbstständigen Organismus fasste, über das Wesen von Stoff und Form sich nie klar werden konnte.

Stoff ist etwas auf äussere oder innere Reize der Seele Zukommendes, Form dagegen die Bearbeitung, Theilung und Beziehung des Stoffes. „Form wird nicht wahrgenommen, sondern ist reines Erzeugniss der Selbstthätigkeit der Seele.“ *)

Dadurch, dass die Sprache die Verschiedenheit dieser beiden Elemente, nämlich des Wahrgenommenen und des durch die Energie der Seele zu diesem Wahrgenommenen Erzeugten, wahrnimmt und auch in lautlicher Beziehung verschieden wiedergibt, zeigt sie Sinn für die Auffassung beider, während sie dann, wenn sie beide als gleichwerthig betrachtet, d. h. die Form ebenso für Stoff hält und beide lautlich identificirt, Stoff und Form mit einander vermengt — keinen Sinn für die Auffassung beider verräth.

Es ist klar, dass Sprachen, welche Sinn für die Auffassung von Stoff und Form besitzen, im Laufe ihrer Entwicklung auch

*) Steinthal. Charakteristik. p. 78.

ursprüngliche Stoff-Elemente zur Bezeichnung der Form (immer aber der Inhaltsbestimmung, nie der Beziehung)*) benützen können, daraus aber zu folgern, dass zwischen Stoff und Form kein principieller Unterschied bestehe, ist vollkommen unrichtig, da ja dann formlose Sprachen, in denen ein diesen analoger Vorgang wahrzunehmen ist, es zu wirklichen Formen bringen oder gebracht haben müssten, was, wie man weiss, nicht der Fall ist.

Aus den gothischen Bildungen *sva-leika* „so beschaffen", *hvi-leika* „wie beschaffen" hat unsere deutsche Muttersprache in Folge lautlicher Veränderungen die Formen „*solcher*", „*welcher*" entwickelt. Beide Formen, die gothischen und neudeutschen nämlich, weichen principiell insoferne von einander ab, als in den ersteren das Element *leika* wenigstens theilweise dem Sprachbewusstsein klar vorliegt, in den letzteren dagegen, sowie in den auf gleiche Weise gebildeten Formen *gast-lich*, *freund-lich* *fried-lich*, das Suffix-*lich* dem Sprachbewustsein gegenüber keine andere Stellung einnimmt, als etwa die Silbe *-er* in dem Substantivum „*Alter*" gegenüber dem Adjectivum „*alt*".

Freilich werden die gothischen *sva-leika*, *hvi-leika*, ebenso wie die griechischen πη-λίκο „wie gross", τη-λίκο „so beschaffen, so alt", von der Sprache nur halb verstanden und blos das Altindische kann mit seinen entsprechenden Formen *tâ-dṛśa* „so beschaffen" (für *tad-dṛśa* eigentlich „diesen Anblick gewährend") *kî-dṛśa* „wie beschaffen" (für *kit-dṛśa* eigentlich „welchen Anblick gewährend" worin *kit* gleichwerthig dem sonst üblichen *kim*) eines vollen Verständnisses des allen diesen Bildungen zu Grunde liegenden Elemente *dṛśa* (von der Wurzel *dṛś* = griech. *δερκ* abgeleitet) sich rühmen.

Aus diesem Umstande, dass nämlich noch unter unseren Augen ursprünglich bedeutungsvolle Suffixe in Folge lautlichen Verfalles und der daraus folgenden Verdunkelung ihres ursprünglichen Sinnes zu stammbildenden formalen Elementen herabsinken, hat man den im Allgemeinen gewiss richtigen Schluss gezogen, dass alle jene Elemente, welche in unseren Sprachen als form-

*) Es liegt also in diesen Fällen, die man so gern als Gegenbeweis gegen die von uns ausgesprochene Ansicht citirt, eine Wortzusammensetzung, nicht aber eine neue Flexion vor.

bildend auftreten, also sowohl die Stammbildungs- als auch die Flexions-Elemente, aus ursprünglich bedeutungsvollen Elementen hervorgegangen sind.

Wir haben, wie schon bemerkt, gegen die Richtigkeit dieses Schlusses nichts einzuwenden, indem nach unserer Ueberzeugung das successive Werden der Sprache nur auf dem Wege der sogenannten Agglutinationstheorie (Wachsen der Formen durch lautliche Vermehrung von Aussen her) genügend erklärt werden kann, wir können aber nicht umhin, die dabei stattfindende Vermengung zweier so grundverschiedener Processe, wie es die nähere Inhaltsbestimmung (Stammbildung) und die Beziehung (Flexion) der Anschauung (beziehungsweise der Wurzel) sind, als vollkommen ungerechtfertigt zu bezeichnen. Gerade hierin, dass zwar Stoffelemente (aus Wurzeln herausgebildete Stammbildungen) wiederum nur als Stoff (als Stammbildungssuffixe), nie aber als Form (als Flexions-Elemente) verwendet werden, zeigen unsere Sprachen, dass sie noch immer für den Unterschied von Stoff und Form ein klares Bewustsein haben, folglich es auch von jeher gehabt haben müssen.

Man wende uns nicht Fälle ein, wo, wie in den Casus-Bildungen der neu-indischen Sprachen, in der That die Substituirung eines reinen Nomens für das entschwundene Casussuffix vorliegt. So z. B. im gudscharatischen *dêv-mã* „im Gotte“ im hindustanischen *ãdhê-mẽ* „im Blinden“, wo die Suffixe *mã*, *mẽ* wörtlich „in der Mitte“ das verschwundene Localsuffix *i* ($a + i = ê$) ersetzen, oder im nepalesischen *mânis-viṣê* „im Menschen“ eigentlich „in des Menschen Sache“, wo das Suffix *viṣê* für das abgefallene Localsuffix substituirt erscheint. Hier sind in der That sowohl *mã*, *mẽ*, als auch *viṣê* ursprünglich Substantiva, indem sie den altindischen Stämmen *madhya* „Mitte“ und *viṣaya* „Ding, Sache“ entsprechen. Trotzdem dürfen wir daraus nie und nimmermehr folgern, dass, nachdem wir sie dort finden, wo ehemals ein Flexions-Suffix formaler Natur stand, sie ganz gleichen Werth wie dieses besitzen. Dies zeigte von einer allzu flüchtigen Betrachtung des Gegenstandes.

Die Suffixe *mã*, *mẽ*, *viṣê* entsprechen nämlich nicht im Altindischen den nackten Stämmen *madhya* und *viṣaya*, sondern wir haben uns dieselben gerade so wie des ursprüngliche Nomen, an dem sie gegenwärtig die Function der Form zu erfüllen scheinen,

im Local zu denken. Daher ist für gudscharatisches *dêv-mã* eine Urform *dêva-madhyê* (*dêva-mâdhya-i*) für nepalesisches *mânis-viṣê* eine Urform *mânuṣa-viṣayê* (*mânuṣa-viṣaya-i*) anzusetzen*). In diesen Formen aber, die reine Wortzusammensetzungen sind, liegt die grammatische Bestimmung nicht im zweiten Gliede, sondern nur in dem am Ende stehenden formbildenden *i*. Dieses *i* ist aber ebenso wie in den Worten *dêvê*, *mânuṣê*, für welche jene Bildungen im Laufe der Sprachgeschichte eintraten, spurlos abgefallen und *dêv-mã*, *mânis-viṣê* sind formell ebenso unbestimmt wie *dêv*, *mânis*, aber die zu bedeutungslosen Suffixen verblassten Stämme *madhya*, *viṣaya* bieten dafür insoferne einen Ersatz als sie durch den Gebrauch die Beziehung auf den grammatisch nicht angedeuteten Local vermitteln.

§. 13. Berechtigung über Stoff, Form und andere Sprachkategorien bei unseren Untersuchungen zu sprechen.

Es ist für die Sicherheit unserer Untersuchungen nicht gleichgiltig, hier von der Berechtigung mancher von uns gemachten Unterschiede zu sprechen, um so mehr, als manche Sprachforscher Einwendungen dagegen erheben könnten. Wir haben dabei namentlich jene Forscher im Auge, welche der Richtung Schleichers folgend die Sprache als Naturorganismus betrachten und, auf den Zusammenhang der Sprache mit dem Denken und die Abhängigkeit derselben vom letzteren keine Rücksicht nehmend, blos das gelten lassen wollen, was sie dem Aeusseren der einzelnen im Lexikon aufbewahrten Formen entnehmen können.

Diesen Forschern gegenüber müssen wir unseren Standpunkt, welcher für die Sprache nur insoferne eine Realität postulirt, als sie Ausdruck des menschlichen Denkens ist, nachdrücklich hervorheben, einen Standpunkt, dessen Berechtigung um so weniger angefochten werden dürfte, als ein Hauptvertreter der Schleicherschen Richtung, W. Whitney, über das Verhältniss der Sprache zum menschlichen Denken ähnlichen Ansichten wie wir huldigt. Auch wir sind zwar im ganzen der Meinung Schleicher's, dass wir für die Sprache nur das als wirklich vorhanden annehmen dürfen, was aus ihren Formen unzweifelhaft hervorgeht. Wir

*) Vgl. Hitôpadêśa. Einl. v. 38: *na śôbhatê sabhâmadhyê hãsamadhyê vakô yathâ*, wo *sabhâmadhyê* = *sabhâyâm* (vgl. v. 40) und *hãsamadhyê* = *hãsêṣu*.

weichen dagegen in dem einen Punkte von Schleicher und seiner Richtung ab, dass uns nicht gleich ihm das einzelne, losgelöste Wort als Einheit gilt, von der man auszugehen hat, sondern vielmehr der Satz — der kürzeste Ausdruck des Gedankens. Während also Schleicher treu seinem Standpunkte das Wort an und für sich beurtheilt, und nur das, was diesem äusserlich anhaftet, von ihm herabliest, lassen wir das Wort nur als Theil eines Satzes gelten und bestimmen ihm aus seinem Verhältnisse zu den anderen Theilen des Satzes seinen eigentlichen Werth. Während wir — um uns eines Bildes zu bedienen — bei Beurtheilung des Menschen fordern, man möge ihn lebend beobachten und nach seinen Reden und Thaten beurtheilen, glaubt Schleicher — von dem Dogma ausgehend, alles was innerlich ist, müsse eben so genau auch nach aussen sich zeigen — mit dem Cadaver auf dem Secirtische sich begnügen zu können, um über die Intelligenz und den Charakter des betreffenden Individuums ein Urtheil zu fällen.

Dieser rein äusserliche Standpunkt, von dem man unmöglich einer Sprache gerecht werden kann (denn von ihm aus muss das Chinesische viel tiefer stehend erscheinen als die hinterindischen Sprachen: Siamesisch, Barmanisch u. s. w.), selbst bei Betrachtung der Formen einer hochentwickelten Sprache ungenügend ist, mag uns folgender Fall beweisen:

Die indogermanische Form *bharas* z. B. ist wohl ein Gebilde, welches alle Merkmale seiner eigenen Bestimmung an sich trägt, sie ist durch das Stammbildungssuffix *a* und das Flexionselement *s* aus der Wurzel *bhar* hervorgegangen. Sie ist aber dennoch weit entfernt ausserhalb des Satzes wirklich eine feste Bestimmung zu haben. Denn es bleibt immer zweifelhaft und wird erst durch den Zusammenhang innerhalb des Satzes entschieden, was das *s* am Ende der Form bedeutet, ob es Zeichen des Nominativs (= *sa*) oder Zeichen der zweiten Person singularis (= *tva*) ist, d. h. ob wir die Form als Substantivum oder als Verbum aufzufassen haben. Also nicht durch das Wort allein, sondern durch die Verknüpfung desselben mit den anderen Worten des Satzes wird das, was wir Form nennen, im tiefsten Grunde erzeugt.

B) Die Sprache als Individuum (in concreto).

§. 1. Ueber Einheit oder Mehrheit des Ursprungs der menschlichen Sprachen.

Die Frage nach der Einheit oder Mehrheit des Ursprunges der menschlichen Sprachen bedeutet so viel als: sind sämmtliche Sprachen oder vielmehr Sprachstämme, auf welche die moderne Wissenschaft die Sprachen zurückzuführen bisher im Stande gewesen ist, Abkömmlinge einer einzigen in ihnen aufgegangenen Ursprache, oder haben wir vielmehr mehrere mit einander nicht näher verwandte Ursprachen anzunehmen?

Man hat diese Frage, welche schon seit langer Zeit die Geister lebhaft beschäftigte, bis auf die neueste Zeit mit der Frage über den Ursprung des Menschen überhaupt und die Art-Einheit oder Art-Mehrheit desselben zusammengefasst und sie mit derselben für identisch gehalten — wie wir sehen werden — ohne jeglichen Grund!

Um die Natur und den Umfang dieser Frage ermessen zu können, erlauben wir uns folgende Betrachtung vorauszuschicken:

„Der Mensch bietet der denkenden Betrachtung zwei Seiten dar, nämlich eine physische und eine psychische. In ersterer Beziehung, als physisches Individuum, ist der Mensch denselben Gesetzen wie das Thier unterworfen. Gleich dem Thiere zerfällt der Mensch in mehrere Varietäten. Gleich wie jeder thierischen, ist auch jeder menschlichen Varietät ein eigener Verbreitungsbezirk, innerhalb dessen sie gedeiht, angewiesen. Gleich dem Thiere, das gezähmt, in mehrere Spielarten zerfällt, bietet der Mensch, ein sociales Wesen κατ' ἐξοχήν, eine grosse Menge ver-

schiedener Typen dar. Obwohl nun gerade in dieser Beziehung allmählige Uebergänge von dem einen Typus zu dem anderen sich nachweisen lassen, so ist es doch möglich, mit Festhaltung des Allgemeinen und Absehen von dem Besonderen, gewisse Grundtypen innerhalb des Menschen festzustellen und dadurch eine Classifikation desselben zu erstreben.

Man nennt diese Grundtypen mit einem herkömmlichen Ausdrucke „Rassen."

Die Feststellung und Beschreibung der Rasse ist Sache des Naturforschers, der sich mit dem physischen Menschen beschäftigt, speciell des Anthropologen. Die Wissenschaft desselben, die Anthropologie, hat die auf dieses Wissensgebiet bezüglichen Thatsachen zu verzeichnen und in einen aus den Gesetzen der Natur erklärbaren inneren Zusammenhang zu bringen.

Während der Mensch als physisches Wesen streng genommen nur den Naturgesetzen unterworfen ist, untersteht er dagegen als vernünftig-sociales Wesen jenen Gesetzen, welche die Gesellschaft ihm auferlegt.

Wie wir schon einmal oben (S. 11.) zu erwähnen Gelegenheit hatten, wollen wir damit keinen strikten Gegensatz ausgesprochen haben, als ob die Gesetze der Gesellschaft nicht auch von den Naturgesetzen abhängig wären: aber während die Naturgesetze in dem ersteren Falle unmittelbar wirken, wirken sie in dem anderen Falle mittelbar, durch den Menschen selbst.

Als gesellschaftlich vernünftiges Wesen zerfällt der Mensch in eine Reihe von Völkern, deren Individuen durch gleiche Sprache und gleiche Sitten zu einer das Volksthum begründenden Einheit zusammengefasst werden. Wie innerhalb der Rasse ist es auch hier möglich, mit Festhalten des Allgemeinen und Absehen vom Besonderen, mehrere Völker zu einer höheren Einheit zusammenzufassen, mehrere Sprachen auf eine ihnen zu Grunde liegende Ursprache zurückzuführen. Mehrere auf diese Weise mit einander verbundene Völker bilden dann einen Volksstamm, mehrere Sprachen, welche in derselben Weise mit einander zusammenhängen, einen Sprachstamm.

Die Abgrenzung des Menschen nach Völkern und die Beschreibung der letzteren beschäftigen den Ethnographen oder Ethnologen. Die betreffende Wissenschaft, die Ethnographie oder Ethnologie, hat die darauf bezüglichen Thatsachen zu verzeichnen

und aus natürlichen Gesetzen zu erklären. Obwohl nun der Mensch ein einheitliches, sinnlich vernünftiges Wesen ist, so ist er doch in dieser Hinsicht das Object zweier Wissenschaften, nämlich der Anthropologie oder allgemeinen Menschenkunde und der Ethnographie oder speciellen Volkskunde. Während die erstere ihn in Rassen zerlegt und classificirt, vertheilt und classificirt ihn die letztere nach Völkern. Obwohl nun Rasse und Volk auf ein und dasselbe Object sich beziehen, nämlich den Menschen, gehören sie doch zwei verschiedenen Wissenschaften an. Rasse ist ein streng anthropologischer, Volk dagegen ein streng ethnographischer Begriff.

Gleich wie beim Thiere die ihm von Natur zukommenden Merkmale und Qualitäten die ursprünglichen sind, gegen welche die durch Zähmung und Züchtung entstandenen Eigenschaften als erst später hinzugekommen betrachtet werden müssen, ebenso ist auch beim Menschen der Rassencharakter das Ursprüngliche — dagegen der ethnologische Charakter als etwas später nach und nach Gewordenes anzunehmen.

Wenn wir auch gegenwärtig keinen Menschen ausserhalb einer bestimmten, mit Sprache und Sitte versehenen Gesellschaft — eines Volkes — antreffen, da es im wilden Naturzustande lebende Menschen nirgends gibt, so müssen wir dennoch annehmen, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher zwar Rassen, aber keine Völker existirten. Es gab also damals noch kein Volksthum, mithin auch noch nicht die dasselbe begründenden Faktoren Sprache und Sitten.

Dem Menschen als Mitglied einer bestimmten Rasse kommt also keine Sprache zu — der Mensch von damals, als es nur Rassen und keine Völker gab, ein sprachloses — der geistigen, auf der Sprachthätigkeit beruhenden Entwicklung noch völlig ermangelndes Wesen.“ *)

Dass nun die menschliche Sprache nicht in die Zeit der Rassen-Einheit fällt, sondern erst nach vollzogener Rassen-Differencirung sich gebildet haben muss — dafür stehen der Wissenschaft zwei gewichtige Beweise zu Gebote.

---

*) Vgl. Müller, Fr., Allgemeine Ethnographie. Wien. 1873. S. 4.

1. Der aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen und dem Begriffe der Entwicklung überhaupt hergeholte Beweis.

Um diesen Beweis nach Gebühr würdigen zu können, müssen wir etwas weiter ausholen.

„Vor allem anderen müssen wir bemerken, dass unsere jetzige Betrachtungsweise der Dinge von jener unserer Vorfahren erheblich dadurch sich unterscheidet, dass sie einerseits auf eigener Beobachtung beruht gegenüber der vor dem so hoch gestellten Autorität, andererseits den Zusammenhang der an den Dingen zu Tage tretenden Erscheinungen nach den unter unseren Augen wirkenden Kräften zu erklären sucht, im Gegensatze zu unseren Vorgängern, welche, um die oft gewaltigen Erscheinungen zu erklären, ganz ausserordentliche, nunmehr ausser Wirksamkeit getretene Kräfte annehmen zu müssen glaubten.

Als ein Ausfluss dieser nüchternen, auf reines Begreifen der Dinge basirten Weltanschauung ist die mehreren philosophischen Köpfen sowohl des Alterthums als auch der Neuzeit vorgeschwebte, aber erst durch den Engländer Ch. Darwin begründete Lehre von der Entwicklung der Organismen aus einfachen zu immer vollkommeneren Zuständen und zwar im Kampfe ums Dasein zu betrachten. Der Kampf ums Dasein bringt es mit sich, dass bei jeder Veränderung der äusseren Lebensbedingungen nur jene Organismen Aussicht auf Fortdauer haben, welche diesen Lebensbedingungen am besten angepasst erscheinen. Die Summe dieser allmähligen Veränderungen und Anpassungen, die sich theils einzeln, theils vereint zu bestimmten Typen condensiren, ist als die eigentliche Schöpfung der einen grossen und ungetheilten Natur zu betrachten.

Nach Darwin und der modernen Naturforschung ist der Mensch nicht erschaffen, sondern aus einem niedriger organisirten Wesen auf dem Wege tausend und aber tausendjähriger Entwickelung entstanden. Wie dieses Wesen beschaffen war, kann Niemand wissen und hat kein wissenschaftlich gebildeter Mann je behauptet. Nur so viel ist sicher, dass dieses Wesen zwischen dem heutigen Menschen und dem heutigen Affen gestanden haben muss; es ist mehr als wahrscheinlich, dass Mensch und Affe die beiden äussersten Sprossen des Stammbaumes sind, an dessen Wurzel jenes alte Wesen gestanden, Sprossen, von

denen der Mensch den Fortschritt, der Affe das Verharren und den Rückschritt repräsentirt. Vielleicht waren es eisige Kälte und bittere Nahrungsnoth, welche den Menschen zu harter Arbeit und Findigkeit zwangen, während die erschlaffende Wärme und Nahrungsfülle den Affen verkommen liessen, also lauter einfache natürliche Kräfte, deren Wirkungen wir noch heutzutage am Menschen fördernd und hemmend wahrnehmen können.

Wie Alles, was der Mensch vor dem heutigen Affen voraus hat, musste er auch Vernunft und Sprache sich mühsam erkämpfen. Wir sagen ausdrücklich Vernunft und Sprache, da (wie wir oben gesehen haben) das vernünftige, begriffliche Denken ohne Sprache nicht denkbar ist (d. h. nicht ohne Sprache überhaupt, sondern ohne Besitz der Sprache), wie auch umgekehrt die Sprache ohne Denken nicht begriffen werden kann. Es ist eben ein Verdienst der modernen Sprachforschung, dass sie den innigen Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken erkannt und die Entstehung beider als von einander abhängig und mit einander parallel laufend nachgewiesen hat.

Zwar auch das Thier denkt — ebenso wie es spricht. Jedoch ist auch sein Denken seinem Sprechen vollkommen angemessen. Ebenso wie das Thier im besten Falle über Empfindungen und individuelle Anschauungen nicht hinauskömmt, ebenso ist es auch nicht im Stande, über die sprachlichen Repräsentanten dieser, einfache, rein individuelle Laute hinauszugehen. Eine organisirte Sprache, gleich der menschlichen, ist dem Thiere ebenso unmöglich, als es Vorstellungen und Begriffe zu bilden nicht im Stande ist.

Es ist dies zwar eine sehr tiefe, aber dennoch nicht unübersteigbare Kluft. Wir bemerken dies ausdrücklich, weil von mancher hochachtbaren Seite die Sprache als Etwas hingestellt worden ist, das dem Menschen ausschliesslich zukömmt und wofür sich innerhalb des thierischen Lebens überhaupt keine Parallele findet. Ja nach Einigen soll die menschliche Sprache ein Punkt sein, der die Anknüpfung des Menschen an das Thier, mithin auch seine Abstammung von demselben vollkommen ausschliesst.

Diese Ansichten können wir nicht theilen, schon aus dem Grunde, weil wir für die geistigen Thätigkeiten keine anderen Gesetze als wirksam anerkennen dürfen, als diejenigen, denen wir die sämmtlichen Dinge unterworfen sehen. Und gerade so

wie Wort und Empfindungslaut nicht so ganz unvermittelt dastehen, indem sie selbst innerhalb der menschlichen Sprache in einander übergehen, ebenso hängen Empfindung, Anschauung, Vorstellung mit einander aufs innigste zusammen. Der Unterschied zwischen beiden ist kein qualitativer, sondern vielmehr ein quantitativer.

Schon aus diesem Grunde müssen wir annehmen, dass die erste Sprache des Urmenschen, sofern überhaupt nach dem heutigen Begriffe des Ausdruckes davon die Rede sein kann, nicht höher gestanden haben könne, als jene Sprache, mittelst deren sich jene Thiere, welche in Gesellschaften leben, mit einander verständigen. Denn sicherlich gingen die ersten Gemüthszustände des Urmenschen über gewisse Empfindungen und Affecte, Anschauungen und Begierden nicht hinaus. Und zur Darstellung dieser reichten wohl jene einfachen, ganz individuellen Töne vollkommen hin, deren Gebrauch wir an den heutigen Thieren beobachten können.

Schon die Idee der Entwicklung und die Wahrnehmung, wie langsam der Fortschritt auf regelrechtem Wege sich zu vollziehen pflegt, zwingen uns, den Zeitraum, innerhalb dessen der Mensch jener Gefühlssprache sich bediente, uns als einen sehr ausgedehnten zu denken. Hunderte von Geschlechtern mögen dahingegangen sein, weite Wanderungen mag der Mensch unternommen, mag zu mehreren, deutlich von einander unterschiedenen Spielarten sich differenzirt haben, ehe er Vorstellungen zu bilden und eine diesen entsprechende articulirte Sprache zu reden begann. Gewiss gab es, als der letztere Fall eintrat, nicht mehr eine menschliche Familie, sondern es existirte bereits eine Reihe von einander verschiedenen Rassen. Und somit hätten wir vom Standpunkte der Entwicklungsgeschichte a priori ein Zurückgehen der menschlichen Sprache als einer auf articulirten Lauten basirenden Vorstellungs- und Begriffssprache auf mehrere von einander unabhängige Ursprünge postulirt.“ *) Dieses Postulat lässt sich auch a posteriori als vollkommen richtig erweisen, womit wir auf den zweiten Beweis übergehen.

*) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. III. S. 181.

2. Der aus der Sprachgeschichte hergeholte Beweis.

Wie bekannt, ist es der Wissenschaft gelungen, durch analytische Behandlung der Sprachen nachzuweisen, dass viele jener Idiome, die uns so verschieden sich darstellen, auf dem Wege der lautlichen Entwicklung aus einer einzigen, in ihnen aufgegangenen Ursprache sich entwickelt haben, z. B. die indogermanischen, die semitischen, die Dravida-Sprachen u. A. Man ist nun durch eine solche Bearbeitung beinahe aller bekannten Sprachen der Erde dahin gekommen — darzuthun, dass sämmtliche Sprachen auf eine begrenzte Anzahl von Stämmen sich zurückführen lassen. Die auf diese Weise gewonnenen Sprachstämme jedoch, auf welche die Wissenschaft die Sprachen zurückzuführen im Stande ist, setzen nicht nur bei den verschiedenen Rassen, vermöge ihrer totalen Verschiedenheit in Form und Stoff mehrere von einander unabhängige Ursprünge voraus, sondern sie weisen selbst innerhalb einer und derselben Rasse auf mehrere von einander unabhängige Ursprungspunkte hin.

„So sind, um ein nahegelegenes Beispiel zu wählen, sämmtliche Anthropologen darin einig, dass die indogermanischen, hamitisch-semitischen, kaukasischen und baskischen Völker einer und derselben Rasse, der sogenannten mittelländischen angehören. Andererseits steht aber unter den Sprachforschern fest, dass die indogermanischen, hamitisch-semitischen und kaukasischen Sprachen sammt dem Baskischen unter einander gar nicht verwandt sind. Da nun jede Sprache in ihrem Ursprunge auf eine besondere, von der anderen abgesonderte Gesellschaft hinweist, diese verschiedenen Gesellschaften aber leiblich unter einander die engste Verwandtschaft verrathen, daher auf die leibliche Abkunft von einer und derselben Species hinweisen, so ist der Schluss nahe gelegt, dass diese Gesellschaften die Sprache von Haus aus nicht mitgebracht haben können, sondern sie erst nach ihrer Absonderung von einander gebildet haben müssen.“*)

„Wenn nun Jemand die gegentheilige Ansicht, nämlich jene, wornach die menschlichen Sprachen auf einen Ursprung zurückgehen, verficht, so kann er damit nicht umhin, entweder die Sprache als dem Menschen anerschaffen zu betrachten, oder

*) Müller, Fr., Allgemeine Ethnographie. S. 6.

falls er an der Schöpfung der Sprache durch den Menschen selbst festhält, ganz ausserordentliche Kräfte wirkend anzunehmen, welche die Bildung der Sprache in jener kurzen Zeit möglich machten, wo noch der Mensch eine einzige Familie bildete.

Abgesehen nun von jenem Widerspruche, der schon an und für sich jeden wissenschaftlich Gebildeten verhindern sollte, die Einheit des Ursprunges der menschlichen Sprachen zu behaupten, sind bis jetzt alle Versuche, die Einheit der menschlichen Sprachen zu beweisen, kläglich gescheitert und müssen es auch fürder, da jedem, der mehrere bis jetzt als nicht verwandt geltende Sprachen gründlich studirt hat, der tiefe Unterschied von einander unwiderleglich eingeleuchtet haben muss." *)

Mit Recht bemerkt daher der für die Sprachwissenschaft leider zu früh verstorbene August Schleicher (Compendium 2): „Eine allgemeine Ursprache für alle Sprachen anzunehmen, ist unmöglich, es gab vielmehr zahlreiche Ursprachen." **) Dies ergibt sich aus der vergleichenden Betrachtung der noch jetzt lebenden Sprachen der Erde mit Sicherheit. Da jedoch fort und fort Sprachen untergehen, wirklich neue aber nicht entstehen, so muss es ursprünglich viel mehr Sprachen gegeben haben, als gegenwärtig. Die Anzahl der Ursprachen war demnach gewiss eine ungleich grössere, als man nach den noch lebenden Sprachen vorauszusetzen hat." ***)

§. 2. Die Merkmale der Sprachverwandtschaft.

In Betreff dieses Punktes können wir uns kurz fassen. Die Merkmale der Sprachverwandtschaft und die Methode diese zu finden, sind dieselben, wie sie Franz Bopp, der Begründer der

---

*) Mittheilungen der anthrop. Gesellsch. in Wien. III. S. 184.

**) Derselben Ansicht ist auch F. v. Schlegel. (Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. S. 54.)

***) Ganz anderer Ansicht ist Max Müller (Band III des Bunsen'schen Werkes Christianity and mankind. S. 479), der folgende zwei Sätze gleichsam als die höchsten Errungenschaften der vergleichenden Sprachforschung aufstellt:

I. Nothing necessitates the admission of independent beginnings for the material elements of the Turanian, Semitic and Arian branches of speech — nay, it is possible even now to point out radicals which, under various changes and disguises, have been current in these three branches even since their first separation.

modernen Sprachwissenschaft, in seiner epochemachenden Arbeit festgestellt hat. Während man vor Bopp über das Vergleichen von Wörtern nicht hinausgekommen war, hielt sich Bopp zuerst ausschliesslich an die Formen der Sprache, jene Elemente, welche die eigentliche Grammatik constituiren und das eigentliche Wesen einer Sprache begründen.

Zweimal hat Bopp selbst die von ihm geschaffene Methode verlassen und der alten auf Vocabel-Vergleichung gestützten Methode sich angeschlossen, nämlich in seinen Arbeiten über die kaukasischen*) und die malayo-polynesischen**) Sprachen, welche er als Zweige des indogermanischen Sprachstammes, und zwar als Abzweigungen des asiatischen Zweiges zu erweisen suchte. Wie die neuere Wissenschaft gezeigt hat, sind diese beiden Versuche missglückt und Bopp hat damit, ohne es zu beabsichtigen, den negativen Beweis für die Vortrefflichkeit und absolute Richtigkeit der von ihm geschaffenen sprachvergleichenden Methode geliefert.***)

II. Nothing necessitates the admission of different beginnings for the formal elements of the Turanian, Semitic and Arian branches of speech — and though it is impossible to derive the Arian system of grammar from the Semitic, or the Semitic from the Turanian, we can perfectly understand how, either through individual influences, or by the wear and tear of grammar in its own continuous working, the different systems of grammar of Asia and Europe may have been produced.

Ueber den wissenschaftlichen Werth dieser Ansicht vgl. Pott „Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft" (Zeitschr. d. d. morg. Gesellschaft IX. 405 ff.)

*) „Ueber das Georgische in sprachverwandtschaftlicher Beziehung." Gelesen am 11. December 1842 und 23. October 1845. (Abhandlungen der Berliner k. Akademie 1846. Berlin 1848.) Separatabdruck unter dem Titel: „Die kaukasischen Glieder des indoeuropäischen Sprachstammes." Berlin 1847. 4.

**) „Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen." Gelesen am 10. August. „Ueber die Uebereinstimmung der Pronomina des malayisch-polynesischen und indisch-europäischen Sprachstammes." Gelesen am 10. December 1840. (Abhandlungen der Berliner k. Akademie 1840. Berlin 1842.) Separatabdruck beider Abhandlungen unter dem ersten Titel. Berlin 1841. 4.

***) Vgl. Benfey, Theod. Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München. 1869. 8. S. 511 ff. (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Band VIII).

Heut zu Tage, wo wir von der Sprache mehr wissen als vor hundert Jahren, wo uns namentlich durch die psychologische Betrachtungsweise der letzten Decennien das eigentliche Wesen der Sprache klar geworden ist, dürfte die Frage, was bei der Ermittlung der Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen den Ausschlag gebe, ob Grammatik oder Lexikon, als eine beinahe sehr überflüssige erscheinen. Wir stimmen darin vollkommen mit unserem für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Lehrer A. Boller überein, der sich darüber folgendermassen ausspricht:*)

„Die Frage, ob in der Uebereinstimmung der Wörter (dem Sprachstoffe), oder in der Gleichheit der Veränderungen, unter denen jene sich zu einem Satze vereinigen (der Form) grössere Beweiskraft für die Zusammengehörigkeit der Sprachen liege, würde nie aufgeworfen worden sein, wenn man den organischen Charakter der Sprachen erkannt hätte. Die wesentlichen Merkmale der Organismen sind eben ihre Organe, d. h. die Formen, in und durch welche sich die Lebensthätigkeit äussert. Ohne Form kein Individuum. Was diesem die Organe, das sind der Sprache die grammatischen Formen, selbstgeschaffene Werkzeuge, in und durch welche sie ihre Zwecke realisirt. So lange eine Sprache ihre Formen zu erhalten weiss, lebt sie, lösen sich diese auf, so ist sie todt — auch wenn ihr ganzer materieller Gehalt in einem neu gebildeten Organismus aufgenommen würde. Unsere Väter des vorigen Jahrhunderts fanden einen Reiz darin, ihren Begriffen ein gallisches Gewand umzuhängen, dennoch sind sie Deutsche geblieben. Das Magyarische hat wenigstens zu einem Drittheile slavische Elemente; wer aber wollte im Ernste behaupten, dass dasselbe ein vollkommener slavischer Dialekt sei. Das Osmanisch-Türkische bewegt sich fortlaufend in arabischen und persischen Elementen, die Formen aber geben dem Satze ein so vollständiges türkisches Gepräge, als ob neben dem Verbum alle übrigen Satztheile rein türkisches Erbgut wären. Die allen Organismen innewohnende Assimilationskraft äussert sich auch in der Sprache; sie nimmt fremde Bestandtheile in sich auf, um sie in eigenes Fleisch und Blut zu verwandeln, worin sie um so erfolgreicher wirkt, je länger die Berührung mit dem

*) Die finnischen Sprachen. Wien 1853. S. 66. (Sitzungsb. d. kais. Akad. d. Wissenschaften. X, 84.)

Fremdkörper gedauert hat. Wird hiebei das ursprüngliche Gepräge des Fremdlings verwischt, so wird man — unter Hintansetzung dieser Betrachtung — sich den mannigfachsten Irrthümern nicht entziehen können, und nothwendig zu den abenteuerlichsten Folgerungen verleitet werden. Man denke an die sprachvergleichenden Zusammenstellungen, wie sie vor Bopp's Restauration der Sprachwissenschaft gang und gäbe waren und man wird auf jeder Seite hinlängliche Beweise für das Gesagte finden. Indem wir aber das Hauptgewicht auf die Form legen, und diese als den Angelpunkt der Sprachvergleichung erklären, verkennen wir den Werth einer mit Umsicht zusammengestellten Vergleichung des materiellen Lautinhaltes keineswegs. Es ist vielmehr einleuchtend, dass die Bildung eines bestimmten Organismus auch eine bestimmte Mischung seiner materiellen Bestandtheile voraussetzt, dass also gleichorganisirten Sprachen auch ein gleicher materieller Gehalt zur Seite gehe. Je mehr sich nun nach erfolgter Trennung die einzelnen Sprachen individualisiren, und je weniger andererseits Berührungen der räumlich gesonderten Völker stattfinden, desto mehr Beweiskraft gewinnt die in dem grössten Theile des Wortschatzes nachweisbare Uebereinstimmung. Man würde dabei sehr Unrecht thun, vollständige Identität zu erwarten. Mannigfaltigkeit ist vielmehr ein wesentliches Moment organischer Entwicklung, der sich die Sprachen nach ihrer Scheidung nicht entziehen konnten. Die Gesetze, welche jene Mannigfaltigkeit in der Einheit bedingen und erklären, zeigen die physiologische Entwicklung der Sprache, von dem Momente ihrer Besonderung an bis zu ihrem Abschlusse in einer vorliegenden Gestalt.

Auf diese Weise gelangt man zu einer Geschichte des materiellen Lautinhaltes, die in ihrer Beweiskraft um so unwiderstehlicher ist, je mehr einzelne Glieder sich neben einander stellen, deren äussere Verschiedenheit sich bis zu ihren bedingenden Momenten verfolgen lässt. Tritt dieser historische Beweis zu dem aus der Identität der Formen hergeleiteten, so beanspruchen beide vereint jenen Grad von Glaubwürdigkeit und Ueberzeugung, die man nicht von sich weisen kann, ohne die Grundsätze der menschlichen Vernunft überhaupt zu läugnen."

Wir sind daher, in Uebereinstimmung mit der Methode, welcher ausschliesslich die moderne Sprachwissenschaft ihren Aufschwung zu verdanken hat, der Ansicht, dass bei Bestimmung

der Verwandtschaft zweier Sprachen zunächst der Beweis aus der Gleichheit ihres Formensystems geführt werden müsse und dass dann, nachdem dies geschehen, der weitere Beweis aus der Gleichheit des Wurzelvorrathes und der von diesen ausgegangenen Bildungen als Ergänzung des ersteren dazuzutreten habe. Dagegen können wir jenen Versuchen, die von der Gleichheit des Wortvorrathes ausgehend, unter Annahme von Lautveränderungen, die alle individuellen Lautgesetze umstossen, die Formenverschiedenheit als für das Wesen der Sprache nicht belangreich darzustellen bemüht sind, keinen wissenschaftlichen Werth zuerkennen.

§. 3. Art des Beweises für die Merkmale der Sprachverwandtschaft.

Bei allen Versuchen, welche den Nachweis der Verwandtschaft zweier Sprachstämme oder Sprachen (also Identität des grammatischen Systems und Uebereinstimmung in den Wurzeln) bezwecken, müssen wir die strengste Rücksichtnahme auf die individuellen Lautgesetze fordern. Liegt die Identität der Formen durch die Identität der Laute (die Identität der Bedeutung wird ohnedies vorausgesetzt) auf der Hand, so ist der Beweis durch einfache Nebeneinanderstellung derselben als erbracht zu betrachten; liegt aber eine mögliche Nicht-Identität durch historische Lautveränderungen vor, so ist diese die ursprüngliche Einheit aufhebende Lautwandlung aus den individuellen Lautgesetzen der betreffenden Sprache zu erweisen.

Es sind also Veränderungen, die auf indogermanischem Boden vor sich gegangen sind, nur nach den auf diesem Gebiete geltenden Lautgesetzen, Veränderungen, die auf semitischem, malayo-polynesischem Boden sich ereignet haben, nach den auf jedem dieser Gebiete geltenden Lautveränderungen zu erklären. Da aber irgend ein bestimmter Lautwandel in irgend einer Sphäre (wie sich durch Induction darthun lässt) seine Giltigkeit wohl haben kann, die er in der anderen Sphäre (wenn nicht dieselbe Induction vorangegangen ist) nicht beanspruchen darf, so wäre es vollkommen unwissenschaftlich, wie es noch oft geschieht, Lautgesetze, die als auf dem Boden der indogermanischen Sprachen geltend erwiesen sind, ohne Weiteres auf die semitischen, malayo-polynesischen oder gar afrikanischen Negersprachen (von deren

lautlichen Entwicklung man bisher gar keine richtige Vorstellung hat) anwenden zu wollen.

Am allerwenigsten lassen sich sogenannte apriorische, aus der Betrachtung einer begrenzten Anzahl von Sprachen in's Allgemeine gezogene Regeln bei Behandlung unserer Frage in Anwendung bringen. So wird Mancher, welcher die Palatallaute aus dem Indischen, den eranischen Sprachen und anderen indogermanischen Idiomen kennt, dieselben im Allgemeinen für veränderte Gutturale betrachten. Derselbe würde aber einen grossen Irrthum begehen, wenn er die Palatallaute der malayischen Sprachen (welche übrigens auch in der Aussprache sehr verschieden sind) mit ihnen identificiren, d. h. sie ebenso für Modificationen der Gutturalen ansehen wollte. Wie die Untersuchung dieser Laute auf dem Gebiete der malayischen Sprachen zeigt, sind es nicht die Gutturalen, sondern die Dentalen, welche den Palatallauten zu Grunde liegen. Daher können auch die indogermanischen Palatalen mit den malayischen gar nicht verglichen werden.

Das Altindische verwandelt nach allen Vocalen ausser nach *a* am Schlusse der Stämme und Formen vor folgenden tönenden Lauten ein *s* in *r*, während das Lateinische das *s* nur dann in *r* verwandelt, wenn dasselbe zwischen zwei Vocalen sich befindet. Daher setzt das Indische *rôćir-bhis*, *ćakṣur-bhis* für *rôćis-bhis*, *ćakṣus-bhis* (das Suffix *bhis* gilt nämlich dem Sprachbewusstsein für ein frei angetretenes Postpositional-Element), ebenso *kavir-asti* für *kavis-asti* u. s. w. Dem gegenüber bildet das Lateinische aus *genesi*, *musasum* die Formen *generi*, *musarum*.

Obwohl also beide Sprachen das Gesetz der Verwandlung eines ursprünglichen *s* in *r* kennen, so sind doch die Bedingungen für die Anwendung desselben in beiden ganz verschieden. Es wäre daher ein grosser Fehler, wenn man, um eine bestimmte Form auf dem Wege der historischen Lautveränderung zu erklären, den Uebergang eines *s* in *r* im Inneren der Form im Altindischen oder am Schlusse der Form im Lateinischen annehmen wollte.

Noch grösser aber würde der Irrthum sein, wenn man dieses auf dem Gebiete des Altindischen und Lateinischen wohl begründete Gesetz auf andere Sprachen so z. B. die malayischen ausdehnen wollte. Diese Sprachen haben ihre eigenen Gesetze,

die mit denen unserer indogermanischen Sprachen in gar keinem Zusammenhange stehen.

Ein merkwürdiges Lautgesetz z. B. bieten uns die Tagalasprachen gegenüber dem Malayischen im engeren Sinne dar. Wir finden häufig Tagal. *g* malayischem *r*, *l*, *d* gegenüber. Z. B. Tagala *bibig* „Mund" = malay. *bîbir*, Tagala *itlog* „Ei" = malay. *telor*, Ilocana *pagay* „Reis" = Tag. *palay*, malay. *pâdi*, Ilocana *uleg* „Schlange" = malay. *ûlar*, Ibanag *daga* „Blut" = malay. *dârah*, Ibanag *dagat* „Sand" = malay. *dârat*, Ibanag *fugu* „Insel" = malay. *pûlo*, Ibanag. *igun* „Nase" = malay. *hîdon* u. s. w.

Wir denken, man wird sich auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen vergebens nach einem so eigenthümlichen Lautgesetze, wie es der Uebergang eines *g* in *r*, *l* ist, umsehen, gerade so wie man kaum auf dem Gebiete der malayischen Sprachen einen Fall auftreiben dürfte, der das Vorhandensein des auf indisch-lateinischem Gebiete häufigen Ueberganges eines *s* in *r* bestätigt.

§. 4. Classification der Sprachen.

Nachdem wir oben gesehen haben, dass die menschlichen Sprachen, vermöge ihrer totalen Verschiedenheit in Stoff und Form (ein Moment, das wir eigentlich am Ende unserer Untersuchungen werden nach Gebühr würdigen können), mehrere von einander unabhängige Ursprünge voraussetzen, wollen wir uns nun der Betrachtung der Classification derselben zuwenden.

Man kann die Sprachen nach zwei Momenten classificiren, indem man sie nämlich entweder an und für sich, gleichsam als selbstständige Organismen, oder im Zusammenhange mit dem menschlichen Denken, also nach ihren Leistungen für das Denken des Menschen, betrachtet. Ebenso lässt ferner das erste Moment eine Verschiedenheit der Beurtheilung des Gegenstandes zu, je nachdem man blos die Form oder auch den Stoff desselben in die Untersuchung hereinzieht. Freilich lässt sich in dieser Beziehung keine feste Abgrenzung durchführen, und es haben die beiderseitigen Systeme das gegentheilige Moment aus der Betrachtung nicht ganz auszuschliessen vermocht.

Wir werden im Nachfolgenden, wo wir auf eine Betrachtung dieser Systeme eingehen werden, die auf die Sprache im Ver-

hältniss zum Denken basirte Classification die psychologische nennen und die auf die Form der Sprache sich beziehende Classification als die morphologische, die auf den Stoff der Sprache bezügliche dagegen als die genealogische bezeichnen.

I. Classification der Sprachen an und für sich — als selbstständiger Organismen.

A) Mit Rücksicht auf die Form. (Morphologische Classification.)

Das unter den Sprachforschern am meisten bekannte System dieser Richtung ist unstreitig jenes August Schleicher's, der sich (Compendium 3) darüber folgendermassen äussert:

„Die Sprachen kann man vorläufig am leichtesten nach ihrer morphologischen Beschaffenheit anordnen. Es gibt 1. Sprachen, die nur aus ungegliederten, unveränderlichen Bedeutungslauten bestehen: isolirende Sprachen (z. B. das Chinesische, Annamitische, Siamesische, Barmanische). Wir bezeichnen einen solchen unveränderlichen Bedeutungslaut mit R (radix). 2. Sprachen, die zu diesen unveränderlichen Bedeutungslauten vorne, in der Mitte, am Ende oder an mehreren Stellen zugleich Beziehungslaute — von uns bezeichnet mit s (suffix), p (praefix), i (infix) fügen können (zusammenfügende Sprachen, oder wie sie Schleicher früher nannte, agglutinirende Sprachen) z. B. die finnischen, tatarischen, dekhanischen Sprachen, das Baskische, die Sprachen der Aboriginer der neuen Welt, die südafrikanischen oder Bantu-Sprachen u. s. w., überhaupt die meisten Sprachen. Die Formel dafür ist Rs, pR, Ri — und 3. Sprachen, die die Wurzel selbst zum Zwecke des Beziehungs-Ausdruckes regelmässig verändern können und dabei die Mittel der Zusammenfügung beibehalten: flektirende Sprachen. Eine solche zum Zweck des Beziehungsausdruckes regelmässig veränderliche Wurzel bezeichnen wir mit R^x. Bis jetzt sind uns zwei Sprachstämme dieser Art bekannt, der semitische und der indogermanische. Letzterer hat für alle Worte nur eine Form, nämlich $R^x s$ (s bedeutet ein Suffix, oder mehrere dergleichen), also regelmässig veränderliche Wurzel mit Beziehungsausdrücken

am Ende derselben" — während (so fügen wir hinzu) der semitische die drei Formen $R^x s$, pR^x und $R^x i$ zulässt.

Eine ausführlichere Begründung dieses Systems hat Schleicher in seinen 1848 und 1850 erschienenen „Sprachvergleichenden Untersuchungen" gegeben, wo er auch bemerkt, diese Eintheilung sei Wilhelm von Humboldt's Einleitung in die Kawisprache entnommen.*)

Im Grunde nicht bedeutend verschieden von der Classification Schleicher's, aber unklarer als sie, war jene, welche Friedrich von Schlegel schon im Jahre 1808 in seinem Buche „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" gegeben hat. Schlegel theilt die Sprachen zunächst in unorganische und organische**) und subsummirt unter dem ersteren Ausdrucke die flexionslosen und affigirenden, während er unter dem letzteren Ausdrucke die flectirenden Sprachen begreift. Er bemerkt von den flexionslosen Sprachen (a. a. O. S. 49): „Im Chinesischen sind die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende, von der Wurzel ganz unabhängige einsilbige Worte" — in den affigirenden Sprachen dagegen „wird die Grammatik ganz und gar durch Präfixa und Suffixa gebildet, die fast überall noch leicht zu unterscheiden sind, und zum Theil auch noch für sich eine Bedeutung haben. Doch fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren." In den flectirenden Sprachen, speciell (a. a. O. S. 50) „in der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn

*) Sprachvergleichende Untersuchungen. I. S. 6. Note. Dies ist wohl eine Selbsttäuschung. Diese Dreitheilung ist nicht dem Humboldt'schen Werke (Vgl. unten bei Pott), sondern vielmehr dem Buche W. v. Schlegel's „Observations sur la langue et la littérature provençales" Paris 1818, 8 entnommen, wo (pag. 14) ganz deutlich die Sprachen in drei Classen, nämlich: „1. les langues sans aucune structure grammaticale, 2. les langues, qui emploient des affixes und 3. les langues à inflexions" eingetheilt werden. In der dazu gehörenden Note auf S. 85 wird bemerkt: „Cette classification fondamentale des langues a été développée par mon frère dans son ouvrage sur la langue et l'antique philosophie des Indiens." Es hat also W. v. Schlegel nur das, was seinem Bruder etwas unklar vorgeschwebt war, mit klaren Worten wiedergegeben.

**) W. v. Schlegel a. a. O. S. 15. „Je pense, cependant, qu'il faut assigner le premier rang aux langues à inflexions. On pourroit les appeler les langues organiques."

weil die Verhältnissbegriffe durch innere Veränderung bezeichnet werden, so ist der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann in's Unbestimmbare sich ausbreiten, und ist oftmals in der That bewunderungswürdig reich. Alles aber, was auf diese Weise aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft, hängt zusammen und so trägt und erhält sich es gegenseitig. Daher der Reichthum einestheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, dass sie organisch entstanden seien und ein organisches Gewebe bilden,*) so dass man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weit entfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt."

W. v. Schlegel, der, wie er selbst gesteht, nur die Ansichten seines Bruders wiedergibt, macht unter den flectirenden Sprachen selbst wieder einen Unterschied, indem er sie nach dem ihnen zu Grunde liegenden Principe in synthetische und analytische Sprachen abtheilt. Er spricht sich in dem bereits citirten Buche „Observations sur la langue et la littérature provençales" S. 16 darüber folgender Massen aus: „Les langues à inflexions se subdivisent en deux genres, que j'appelerai les langues synthétiques et les langues analytiques. J'entends par langues analytiques

*) Doch scheint F. v. Schlegel von der Flexion einen anderen Begriff sich gebildet zu haben, als es der heut zu Tage unter den Sprachforschern geltende ist, da er sonst nicht die semitischen Sprachen zu den agglutinirenden rechnen würde. Er sagt nämlich a. a. O. S. 48: „Zwar kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet worden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, dass das Gleiche auch in anderen Stellen stattgefunden habe, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden lässt; kann wenigstens sicher annehmen, dass die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen anderen und höheren Charakter angenommen hätte."

celles qui sont astreintes à l'emploi de l'article devant les substantifs, des pronoms personels devant les verbes, qui ont recours aux verbes auxiliaires dans la conjugaison, qui suppléent par des prépositions aux désinences des cas qui leur manquent, qui expriment les degrés de comparaison des adjectifs par des adverbes, et ainsi du reste. Les langues synthétiques sont celles, qui se passent de tous ces moyens de circonlocution.

L'origine des langues synthétiques se perd dans la nuit des temps; les langues analytiques, au contraire, sont de création moderne; toutes celles que nous conoissons sont nées de la décomposition des langues synthétiques."

Darnach stellt sich das Fr.-W. Schlegel'sche System der Sprach-Eintheilung folgendermassen dar:

A) Unorganische Sprachen
- I. Sprachen ohne grammatische Structur (Chinesisch).
- II. Sprachen mit Affixen (alle Sprachen mehrsilbigen Baues mit Ausnahme der indogermanischen).

B) Organische Sprachen
- III. Flexions-Sprachen (die indogermanischen Sprachen).
  - *a*) Synthetische (die alten),
  - *b*) Analytische Sprachen (die neueren indo-germanischen Sprachen).

Wenn auch von den beiden vorigen verschieden, aber dem Principe nach doch mit ihnen identisch, ist die Eintheilung Pott's (zuerst aufgestellt in den Jahrbüchern der freien deutschen Akademie, herausgegeben von Nauwerck und Noack, Frankfurt a. M. 1849, und dann oft wiederholt).*) Pott theilt die Sprachen mit Anschluss an eine Andeutung W. v. Humboldt's,**) die nur eine Modification der Schlegel'schen Ansicht ist, in normale, worunter er die flectirenden versteht, in intranormale, wozu die isolirenden und agglutinirenden gehören, da diese unter der Norm zurückgeblieben sind, und in transnormale, worunter er die

*) Wurzel-Wörterbuch der indo-germanischen Sprachen. II. 2.

**) Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Gesam. Werke. VI. 308.

einverleibenden Sprachen Amerikas versteht, da diese die Norm überschritten haben. Pott's Classification umfasst also, der Schlegel-Schleicher'schen gegenüber, um eine Rubrik mehr, indem die affigirende Classe in zwei (in die agglutinirende und die einverleibende) gespalten ist. Pott's System ist demnach folgendes:

1. Isolirende Sprachen, in welchen noch Stoff und Form in völliger Getrenntheit verharren. Einsilbige Sprachen (Chinesisch, Indo-Chinesisch).

2. Agglutinirende Sprachen, worin Stoff und Form fast nur äusserlich an einander kleben (Tatarisch, Türkisch, Finnisch).

3. Flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so dass beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen.

4. Einverleibende Sprachen, welche den Unterschied zwischen Wort und Satz aufheben.

Bedeutend verschieden von den angeführten Systemen ist jenes Franz Bopp's, des Begründers der vergleichenden Grammatik. Derselbe unterscheidet, wie er selbst sagt, im Anschluss an W. v. Schlegel, innerhalb der menschlichen Sprachen drei Classen.*) „Die erste Classe umfasst Sprachen mit einsilbigen Wurzeln, ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung, und daher ohne Organismus, ohne Grammatik. Hieher gehört das Chinesische, wo alles noch nackte Wurzel ist und die grammatischen Kategorien und Nebenverhältnisse der Hauptsache nach nur aus der Stellung der Wurzeln im Satze erkannt werden können." In die zweite Classe stellt Bopp „die Sprachen mit einsilbiger Wurzel, die der Zusammensetzung fähig sind und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen. Das Hauptprincip der Wortschöpfung in dieser Classe ist in der Verbindung von Verbal- und Pronominalwurzeln gelegen, die zusammen gleichsam Seele und Leib darstellen." Hieher gehören die sanskritische Sprachfamilie und ausserdem alle übrigen Sprachen, welche nicht zur ersten Classe gehören, ausgenommen die semitischen. Die semitischen Sprachen bilden die dritte Classe.*) „Sie erzeugen ihre grammatischen Formen nicht blos durch Zusammensetzung, wie

*) Vgl. Grammatik. I. 112, II. A. I, 201, III. A. I, 204, bes. d. Note.
**) Also ganz im Gegensatze zur Eintheilung F. v. Schlegel's!

die zweite, sondern auch durch blosse innere Modification der Wurzeln."

Alle diese Eintheilungen beruhen auf der Betrachtung der Sprache, insoferne sie Worte — Ausdrücke der menschlichen Anschauungen — schafft und sie dann zu grösseren Gebilden, Repräsentanten der Denkacte, zu Sätzen zusammenfasst. Indem dabei zwischen Stoff, den durch den Process der Apperception projicirten äusseren Eindrücken, und Form, dem durch das Subject hinzugegebenen Bildungs-Elemente, unterschieden wird, durch deren verschiedene Auffassung und den durch diese bedingten verschiedenen äusseren Ausdruck die Sprachen unterschieden und classificirt werden, nimmt diese Classification indirect schon auf das Verhältniss der Sprache zum Denken Rücksicht, was sie streng genommen nicht thun sollte. Darin liegt das Mangelhafte ihres Princips; ganz abgesehen davon, dass es unstatthaft ist bei Sprachen, welche für eine Scheidung von Stoff und Form gar kein Verständniss haben (wir werden dies bei der dritten, psychologischen Classification sehen), von Stoff und Form zu sprechen.

Haben wir den besprochenen Classificationsversuchen von Schleicher, Schlegel, Pott und Bopp den Vorwurf machen müssen, dass sie das morphologische Princip nicht streng durchführen, sondern mehr oder weniger in das psychologische hinübergreifen, so müssen wir Max Müller's Classification, welche äusserlich von jener Schleicher's in gar nichts abweicht, eines Uebergriffes in das genealogische Princip anklagen. M. Müller theilt die Sprachen ebenso wie Schleicher in drei Classen, die er aber, geistreich wie er ist, anders charakterisirt.*) Die isolirenden Sprachen nennt er Familiensprachen (family languages), da jene Völker, die sich derselben bedienen, über den Zustand der Familie nicht hinausgekommen sind; die anfügenden oder agglutinirenden Sprachen bezeichnet er als Nomaden-Sprachen (nomad languages), da alle Völker, welche sich dieser Sprachen bedienen, ein ewiges Nomadenleben führen, die flectirenden Sprachen sind die Staatssprachen (state languages), indem nur Völker, welche flectirende Sprachen sprechen, zur Gründung dauernder Staaten es gebracht haben.

---

*) Im III. Bande des Bunsen'schen Werkes: „Christianity and mankind." London 1854. 8. S. 281. ff.

Das Hinübergreifen in das genealogische Princip findet nun bei derjenigen Classe, in welche die meisten der bekannten Sprache gestellt werden, nämlich der agglutinirenden, statt. Max Müller dehnt nämlich diese Sprachclasse, welche er auch nach dem Sohne Feridun's, Tur, die turanische nennt*), beinahe über alle Sprachen Asiens aus, soferne sie denselben morphologischen Charakter an sich tragen. Während von den Autoritäten auf dem Gebiete der ural-altaischen Sprachen (man fasst unter diesem Ausdrucke die fünf Sprachzweige: den finnischen, samojedischen, turko-tatarischen, mongolischen und mandschurischen zusammen) diese fünf Zweige nur mit der grössten Vorsicht als wahrscheinlich genealogisch mit einander im Zusammenhange stehend hingestellt werden, nimmt M. Müller keinen Anstand diese Ansicht als ganz ausser allem Zweifel stehend zu betrachten und noch andere Sprachen gleichen morphologischen Charakters mit den oben angeführten ural-altaischen Sprachen für verwandt zu erklären. So erklärt er die Dravida Sprachen,**) die malayischen Sprachen***) für echt turanisch, ja selbst die Idiome des Kaukasus, welche in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und ganz originellen Form die moderne Wissenschaft bisher unter einander in keinen genealogischen Zusammenhang zu bringen vermocht hat (dies eine ist wenigstens sicher, dass die nord-kaukasischen Sprachen von den süd-kaukasischen verschieden sind und beide mit einander nicht zusammenhängen), gelten Max Müller für eine Abzweigung des grossen turanischen Sprachstammes.†)

Haben wir nun im Vorhergehenden gesehen, wie die verschiedenen bisher aufgestellten morphologischen Systeme (wenn sich auch nicht läugnen lässt, dass sie universell, da jede mögliche Sprache in ihnen leicht Platz findet — und praktisch leicht zu handhaben sind), wie diese Systeme das ihnen zu Grunde liegende Princip nicht rein durchführen, sondern bald in das psychologische, bald in das genealogische Princip hinübergreifen — so haben sie alle — zusammt dem psychologischen System (wie wir weiter unten sehen werden) weiter einen wesentlichen

---

*) A. a. O. 310.
**) A. a. O. 340.
***) A. a. O. 403.
†) A. a. O. 482.

Mangel, insofern sie die weitere Eintheilung nach ihrem eigenen Princip aufgeben und zu dem genealogischen Princip ihre Zuflucht nehmen müssen. In dieser Beziehung, nämlich was sowohl Reinheit und Consequenz der Durchführung des zu Grunde liegenden Principes, als Unabhängigkeit von jeder ausserhalb liegenden Voraussetzung anlangt, steht die nächste zu betrachtende Classification wohl obenan, ganz abgesehen davon, dass sie sich bis jetzt als äusserst fruchtbar für eine Reihe anderer verwandter Disciplinen erwiesen hat.

B) Mit Rücksicht auf den Stoff (Genealogische Classification).

Die genealogische Classification sieht sowohl von der morphologischen Gleichheit oder Verschiedenheit der Sprachen ab, als sie auch andererseits das Verhältniss der Sprache zum menschlichen Denken unberücksichtigt lässt. Sie betrachtet die Sprachen blos nach dem ihren Formen zu Grunde liegenden Stoffe, den Wurzeln, und stellt sie, je nachdem ihnen ein und derselbe Stoff, der sich im Laufe der Entwicklung lautlich verändert hat — zu Grunde liegt, zu Gruppen zusammen, deren jede unzweifelhaft den Ursprung von einer einzigen Ursprache an sich trägt. Da wir nun oben bereits gesehen haben, dass für die Sprachen, wie sie jetzt existiren, mehrere von einander grundverschiedene Ursprünge angenommen werden müssen, so umfasst diese Classification eine Reihe von Abtheilungen, die mit einander in keinem inneren Zusammenhange stehen, folglich auch von keinem einheitlichen Princip gebildet sein können. Man muss also, soll eine Befassung dieser Abtheilungen unter einem höheren Princip stattfinden, hinter die Sprache zurückgehen. Es ist mithin nothwendig auf jene Typen zurückzugreifen, welche vor Begründung der Sprachtypen existirten — also auf die Rassen-Typen. Diese bilden aber nur den Ausgangspunkt, nicht die Grundlage des genealogischen Systems.

Ein solches genealogisches System, das auf der Subsummirung der Sprach-Typen unter den Rassen-Typen beruht, wurde zuerst von mir in dem von mir bearbeiteten III. Theile der anthropologischen Abtheilung des grossen Novara-Reise-Werkes (die Ethnographie umfassend, erschienen Wien 1868) construirt,

nachdem die älteren Versuche sämmtlich über eine Classification der Sprachstämme nach dem Gesichtspunkte ihrer geographischen Verbreitung — also eines rein äusseren Merkmales, nicht hinausgekommen waren. Dieses genealogische System, welches zunächst als Grundlage eines natürlichen Systems der Ethnographie von mir entworfen wurde, ward später von Ernst Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" in anthropologischer Richtung weiter fortgesetzt und im Geiste der Entwicklungstheorie begründet.

Ich erlaube mir, dieses System zusammt seinem anthropologischen Ausgangspunkte, wie ich es in der 1873 erschienenen „Allgemeinen Ethnographie" ausgeführt habe, hierherzusetzen.

Ernst Haeckel geht bei Fixirung der Rassen-Typen von jenem körperlichen Momente aus, das sich unter allen Momenten am meisten constant vererben soll, einem Momente, auf dessen Wichtigkeit schon der Gegner Cuvier's, der bekannte Vorgänger Darwin's, Isidore Geoffroy Saint-Hilaire aufmerksam gemacht hatte — nämlich der Behaarung. Nach der Beschaffenheit der Haare zerfallen die Menschen zunächst in zwei grosse Abtheilungen, nämlich 1. Wollhaarige (Ulotriches) und 2. Schlichthaarige (Lissotriches). Während bei den ersteren das Haar bandartig abgeplattet ist und der Querschnitt desselben länglich rund erscheint, ist jedes Haar bei den letzteren cylindrisch und zeigt sich der Querschnitt desselben kreisrund. Sämmtliche wollhaarige Menschenrassen sind langköpfig (dolichocephal) und schiefzähnig (prognath), zeigen also relativ die grösste Verwandtschaft mit dem Affentypus. Sie wohnen alle auf der südlichen Erdhälfte bis zum Aequator und einige Grade über diesen hinauf.

Innerhalb dieser zwei grossen Abtheilungen, nämlich Wollhaarige und Schlichthaarige, ergeben sich nach der näheren Beschaffenheit und dem Wachsthume des Haares beiderseits wieder zwei Unterabtheilungen. Zunächst bei den Wollhaarigen *A*) Büschelhaarige (Lophocomi), *B*) Vlieshaarige (Eriocomi). Bei den ersteren wachsen die Haare getrennt in einzelnen Büscheln, bei den letzteren dagegen gleichmässig über die ganze Kopfhaut vertheilt. Die Schlichthaarigen zerfallen ebenso in zwei Unterabtheilungen, nämlich A. Straffhaarige (Euthycomi) und B. Lockenhaarige (Euplocami). Während bei den ersteren das dunkle Haar glatt und

straff herabhängt, fliesst bei der letzteren das schwarze oder blonde Haar in Locken herunter. Mit dieser letzteren Eigenschaft ist ein mehr oder weniger kräftiger Bartwuchs verbunden, welcher den übrigen Abtheilungen entweder ganz mangelt, oder nur schwach entwickelt ist.

Diese zwei Abtheilungen mit ihren zwei Unterabtheilungen umfassen zwölf Rassen, welche folgendermassen sich vertheilen:

I. Wollhaarige	*A*) Büschelhaarige	1. Hottentoten.
		2. Papuas.
	B) Vlieshaarige	1. Afrikan. Neger.
		2. Kaffern.
II. Schlichthaarige	*A*) Straffhaarige	1. Australier.
		2. Hyperboreer.
		3. Amerikaner.
		4. Malayen.
		5. Mongolen.
	B) Lockenhaarige	1. Dravidas.
		2. Nubas.
		3. Mittelländer.

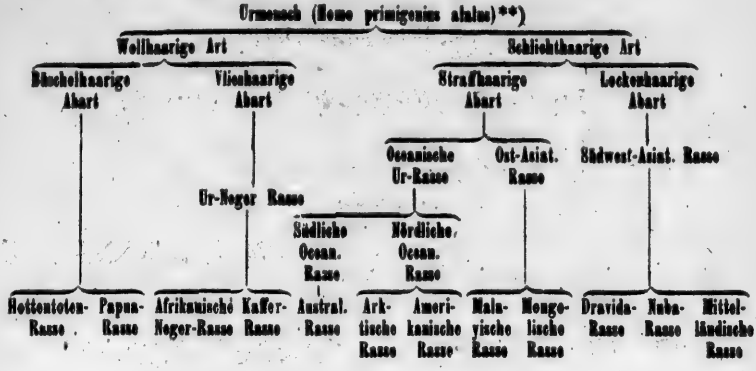
Diese zwölf Rassen theilen sich wieder ihrerseits je nach der Sprache und der auf dieser basirten geistigen Cultur in mehrere Volksstämme.

Ueber das Verhältniss dieser Rassen zum Menschen überhaupt äussert sich Haeckel, indem er die verschiedenen Rassen auf eine Stammart (den sogenannten sprachlosen Urmenschen, [sofern er nur eine Gefühlssprache hatte] Homo primigenius alalus) zurückführt:

„Aus dieser Stammart entwickelten sich durch natürliche Züchtung verschiedene, uns unbekannte, jetzt längst ausgestorbene Menschenrassen. Von diesen wurden zwei, eine wollhaarige und eine schlichthaarige, welche am stärksten divergirten, und daher im Kampfe ums Dasein über die anderen den Sieg davontrugen, die Stammformen der heutigen Menschenrassen."

Nach unserer Ansicht dürfte die erstere, die wollhaarige Stammform im Süden, wahrscheinlich in Afrika, die letztere, die schlichthaarige Stammform dagegen im Norden, in Europa-Asien, zur vollständigen Entwicklung gelangt sein. Nach und nach trennten sich auch die beiden Stammformen in je zwei Abthei-

lungen und diese wiederum in mehrere Rassen, deren successive Ablösung die nachfolgende Uebersicht veranschaulicht.*)



Beginn der Sprachentwicklung.

Die auf Grund dieser Rassen-Genealogie, gleichsam als Fortsetzung derselben, von uns gegebene genealogische Classification der Sprachen und Völker ist folgende.***)

I. Hottentoten. 1. Sprache der Hottentoten.
2. Sprachen der Buschmänner.

II. Papuas. Sprachen der Papua - Stämme.

III. Afrik. Neger. 21 verschiedene Sprach-Stämme.
1. Mande-Sprachen.
2. Wolof-Sprache (isol.)
3. Felup-Sprachen.
4.—11. isolirte Sprachen.
12. Bornu-Sprachen.
13. Kru-Sprachen.

---

*) Vgl. auch Oskar Schmidt. Descendenztheorie und Darwinismus. Leipzig 1873. 8. Bd. 2. der bei Brockhaus erschienenen „Internat. Bibliothek."

**) Sprachloser Mensch (insofern er nur Gefühlssprache kennt).

***) Ich bemerke, das ich nun, nach den Ausführungen A. B. Meyer's über den Haarwuchs der Papuas (Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien IV, 87) meine Eintheilung dieser Rasse für nicht ganz zutreffend halte, und ebenso, dass ich über die Stellung der Australier etwas zweifelhaft geworden bin; da es sich aber in der nachfolgenden Uebersicht nicht um ein anthropologisches, sondern um ein ethnologisch-linguistisches Moment handelt, welches von jenem ganz unabhängig ist, so glaubte ich meine bisherige Eintheilung unverändert beibehalten zu dürfen.

	14. Ewe-Sprachen.
	15. Ibo-Sprachen.
	16.—17. isolirte Sprachen.
	18. Musgu-Sprachen.
	19.—20. isolirte Sprachen.
	21. Nil-Sprachen.
IV. Kaffern.	Bantu-Sprachen.
V. Australier.	Australische Sprachen. Sprachen von Tasmanien.
VI. Hyperboreer.	1. Jukaghirisch.
	2. Korjakisch. Tschuktschisch.
	3. Kamtschadalisch. Sprache der Aino.
	4. Jenissei-Ostjakisch und Kottisch.
	5. Eskimo-Sprachen.
	6. Aleutisch.
VII. Amerikaner.	26 Stämme (nach einer ungefähren Annahme).
	1. Kenai-Sprachen.
	2. Athapaska-Sprachen.
	3. Algonkin-Sprachen.
	4. Irokesisch.
	5. Dakotah-Sprache.
	6. Pani-Sprache.
	7. Appalachische Sprachen.
	8. Sprachen der Völker der Nordwestküste.
	9. Oregon-Sprachen.
	10. Sprachen von Californien.
	11. Yuma-Sprachen.
	12. Isolirte Sprachen von Sonora und Texas.
	13. Sprachen der Eingebornen Mexicos (mehrere isolirte Sprachen umfassend).
	14. Aztekisch-sonorische Sprachen.
	15. Maya-Sprachen.
	16. Isol. Sprachen Mittelamerika's und der Antillen.
	17. Caraibisch. Arowakisch.
	18. Tupi-Guarani.

19. Andes-Sprachen (isol.).
20. Araukanisch (Chilenisch).
21. Guaycuru-Abiponisch.
22. Sprachen der Puelche.
23. Sprachen der Tehuelhet.
24. Sprache der Peschäräh.
25. Chibcha-Sprache.
26. Quichua-Sprache.

VIII. Malayen. Malayo-polynesische Sprachen.

IX. Mongolen.
1. Ural-altaische Sprachen.
2. Japanisch.
3. Koreanisch.
4. Einsilbige Sprachen.
   a) Tübetisch. Himalaya-Sprachen.
   b) Barmanisch. Lohita-Sprachen.
   c) Siamesisch.
   d) Annamitisch.
   e) Chinesisch.
   f) Isolirte Sprachen der indo-chinesischen Halbinsel.

X. Dravidas.
1. Munda-Sprachen.
2. Dravida-Sprachen.
3. Singhalesisch.

XI. Nubas.
1. Fulah-Sprache.
2. Nuba-Sprachen.
3. Sprachen der Wa-kuafi- und Masai-Stämme.

XII. Mittelländer.
1. Baskisch.
2. Kaukasische Sprachen (zwei verschiedene Stämme?)
3. Hamito-semitische Sprachen.
4. Indo-germanische Sprachen.

Unsere genealogische Uebersicht der Sprachen der Erde ergibt also 78 von einander verschiedene Stämme. Die Zahl dürfte jedoch, da wir einerseits mehrere isolirte Sprachen vorläufig zu einer Einheit zusammengefasst, andererseits bei manchen Sprachen wegen mangelnden Materials eine Einheit vorausgesetzt haben, viel zu tief gegriffen sein, und wir werden keinen

Irrthum begehen, wenn wir für die jetzt gesprochenen Sprachen ungefähr 100 verschiedene Ursprachen annehmen.

II. Classification der Sprachen im Verhältniss zum Denken (Psychologische Classification).

Diese Classification geht von der Betrachtung der Sprache als Ausdruck des Denkens aus, und stützt sich auf eine Analyse des Ausdruckes des Gedankens, des Satzes, daher denn auch Steinthal seine Classification als die Entwicklung der Sprachidee bezeichnet. Die einzelnen Theile eines solchen einheitlichen Gebildes, die Worte, haben für sie insofern eine Bedeutung, als sie die Theile des Gedankens zur Anschauung bringen. Auch die psychologische Classification geht auf den Gegensatz zwischen Stoff und Form der Sprachmaterie ein, aber nicht vom einzelnen Worte, sondern vom Satze aus, und untersucht von da aus die Art und Weise, wie die einzelnen Sprachen diesen Gegensatz auffassen und durch welche Mittel sie ihn zum Ausdrucke bringen.

Der hauptsächlichste Vertreter dieser Classification ist der Sprach-Philosoph Heinrich Steinthal. Das von ihm in seinem Buche „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ Berlin. 1860. 8. p. 327 aufgestellte System ist folgendes:

A) Formlose Sprachen.

1. Nebensetzend.
2. Abwandelnd.

I. Hinterindische Sprachen.

a) Inhalts-Bestimmungen durch Reduplication und Praefixe ausdrückend:

II. Polynesische Sprachen.

b) Inhalts-Bestimmungen durch den Wurzeln hinten angefügte Anhänge ausdrückend:

III. Ural-altaische Sprachen.

c) Beziehungen und Inhalts-Bestimmungen durch Einverleibung ausdrückend.:

IV. Amerikanische Sprachen.

B) Form-Sprachen.

1. Nebensetzend. V. Chinesisch.
2. Abwandelnd. *a*) Durch lose Anfügung der grammatischen Elemente:
VI. Aegyptisch.
b) Durch inneren Wandel der Wurzel:
VII. Semitische-Sprachen.
c) Durch eigentliche Suffixe:
VIII. Indo-germanische Sprachen.

Zur näheren Erläuterung dieses Systems bemerkt Steinthal selbst folgendes:

„Die Entwicklung, welche sich in dem System darstellt, ist nach ihren weitesten Umrissen folgende. Die ersten vier Classen vermischen Stoff und Form, indem sie bald die Form mehr oder weniger roh durch Stoffelemente bezeichnen, bald materielle Bestimmungen als Form auffassen. Die fünfte Classe (Chinesisch) ist von dieser Vermischung, im Ganzen betrachtet, frei, aber sie hat blos Stoffelemente und bezeichnet die Form gar nicht lautlich, sondern nur durch die Stellung und sonstige rhetorische Mittel. Die drei letzten Classen haben besondere Stoff- und Formbestandtheile, welche mannigfach mit einander verbunden werden. Sie allein haben wahrhafte Formen. Wir lassen noch wenige kurze Bemerkungen über die einzelnen Classen folgen.

Den Reigen beginnen die hinter-indischen, die unentwickeltsten, formlosesten aller Sprachen. Sie entsprechen den Zoophyten der Zoologie. Wie diese den Uebergang aus dem Pflanzenreiche in das Thierreich darstellen, so bilden diese Sprachen die Grenzen der menschlichen Rede, und nähern sich der Stummheit der Gebärdensprache. Sie sind in Wahrheit acritae zu nennen, da alle grammatischen Scheidungen noch unvollzogen sind. Diese Sprachen haben gar keinen Bau, wie die genannten Thiere kein gegliedertes Skelet. Sie bestehen aus lauter einsilbigen Wurzeln und entsprechen so unter den Pflanzen den Pilzen und Algen. Ihr Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, des Falles. Ein Wort fällt auf das andere. Nur so liesse sich auch hier von Casus reden. Ein bedeutender Trieb nach Formung der Wörter zeigt sich in den malayisch-polynesischen Sprachen, aber nach einer verkehrten Richtung hin. Sie drücken durch Prae-,

Suf- und Infixe Abschattungen des Inhaltes, der materiellen Bedeutung der Wörter aus.

Die vollkommensten der ural-altaischen Sprachen sind die finnischen. Diese in neuester Zeit sehr beliebt gewordenen Sprachen haben aber das ursprünglich mangelhafte Princip trotz ihrer späteren bewunderungswürdig glücklichen Entwicklung doch nicht überwinden können. Wenn sie sich morphologisch den höchst gebildeten Sprachen nähern, so erheben sie sich physiologisch sehr wenig über die anderen Sprachen derselben Classe. Sie haben viele Casus, drei oder vier Mal so viel als das Griechische, aber einen bestimmten Subjects- und Objectscasus, einen wahren Nominativ und Accusativ haben sie nicht. Ferner: Sprachen, welche wahrhafte Formen besitzen, haben auch allemal gewisse Formwörter zur Ergänzung derselben z. B. Präpositionen. Die echten Präpositionen sind eben die, welche nicht von Verbal- oder Stoffwurzeln abzuleiten sind, sondern — und das ist das Feinste, was Bopp's scharfsinnige Analyse gefunden hat — welche eine Verwandtschaft mit den Fürwörtern zeigen. Die finnische Sprache hat solche Präpositionen gar nicht — Grund genug ihre ganze Flexion zu verdächtigen. Die äusserliche Weise ihrer Flexion selbst hat manches Bedenkliche, und mindestens kann man den hier auftretenden Consonantenwechsel der feinen Steigerung und Schwächung der Vokale im Sanskritischen nur nachstellen. Der Satzbau endlich ist demgemäss unbeholfen und schwerfällig und verräth die Formlosigkeit der Sprache besonders dadurch, dass in seinen Wendungen das Nomen vor dem Verbum das Uebergewicht erhält, wodurch er dann oft weniger an hellenische Rede als — an Tübet erinnert. Uebrigens scheint ein Einfluss der indo-europäischen Sprachen auf die Grammatik der finnischen obgewaltet zu haben. Denn obwohl die Declination echt altaisch ist, so bietet die Conjugation der Verba so viel Aehnlichkeiten mit den sanskritischen Formen dar, dass Schwartze deswegen das Ungarische für eine zum Sanskrit-Stamme gehörende Sprache erklären zu dürfen meinte, was freilich sehr falsch war. Hier könnte also das seltsame Problem einer Dualität in der Grammatik vorliegen, einer Dualität, deren Möglichkeit bisher aus guten Gründen bezweifelt worden ist.

Wir kommen zu den eigentlich flectirenden Sprachen. Bei den zunächst geschiedenen Elementen der Sprache, dem Nomen

und Verbum, liegt die eigentliche Kraft der Aussage so sehr im Verbum, dass sich der Geist zuerst zur Ausbildung des letzteren wandte mit sichtlicher Vernachlässigung des Nomens. So im Aegyptischen und Semitischen. Die Grundtheilung der Stoffelemente ist vollzogen, aber das Gleichgewicht zwischen beiden noch nicht gefunden. Man hat die ägyptische Sprache völlig verkannt, wenn man sie mit den amerikanischen Sprachen oder gar mit dem Chinesischen zusammengestellt hat. Sie ist physiologisch hoch organisirt; nur sind freilich die Nominalverhältnisse mangelhaft ausgebildet, und vorzüglich zeigt sich eine schwache Articulationskraft, verbunden mit einem für Wohllaut ganz unempfänglichen Gehör. Dadurch erhält der äussere Bau eine Aehnlichkeit mit den niedriger stehenden Sprachen. Aber da das Chinesische dem Hinterindischen nicht gleich, sondern auf höherer Stufe parallel steht, so das Aegyptische etwa dem Türkischen. Die semitischen Sprachen sind in dem Streben nach Wort-Einheit und überhaupt im Bau der Sprache glücklicher als das Aegyptische. Wie die organische Form nicht äusserlich am Stoffe haftet, sondern ihn überall durchdringt und ihn erst zum organischen Stoffe bildet, so durchdringen im Semitischen die formgebenden Vocale die consonantische Substanz des Wortes. Die an sich immer unorganische Wurzel ist darum auch im Semitischen vocallos. Durch jede Vocalisation wird sie zu einer bestimmten Wortform. Wie tief sich auch nun hierin das Gefühl für organische Formung ausspricht, so hat doch diese Bildungsweise mancherlei Uebelstände, welche es erklärlich machen, dass das Semitische keine rechte Periodik der Rede entwickelte. Endlich die Sanskrit-Sprachen, die Rosen unter den Sprachen. Die klarste, aufs folgerechteste durchgeführte Scheidung von Stoff und Form, Nomen und Verbum, ferner die vollkommenste, weil am meisten den Formen der selbstbewussten Denkthätigkeit sich anschmiegende, sie erregende Gliederung aller Satzverhältnisse, endlich die in vollendetem Wohlklange sich entfaltenden und durch bestimmte Bedeutung geschiedenen Lautformen — das verleiht ihnen den Stempel der höchstorganisirten Sprachen."

Zehn Jahre vor dem Erscheinen der soeben besprochenen Classification — im Jahre 1850 hatte Steinthal (Classification der Sprachen, 82) eine davon abweichende und viel complicirtere Eintheilung der Sprachen gegeben, die nach Pott's Bemerkung

(Wurzel-Wörterbuch II. 2. XVIII.) „als viel zu verwickelt und künstlich, um brauchbar zu sein", vom Verfasser selbst aufgegeben wurde.

Wir müssen hier noch, als in diese Kategorie gehörend, einer Eintheilung Wilhelm v. Humboldt's erwähnen, die von Steinthal nach den in der Einleitung zur Kawi-Sprache enthaltenen Bemerkungen (Vgl. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Gesamm. Werke. VI. 338.) folgender Massen reconstruirt wird (Charakteristik, 70):

A) Unvollkommenere Sprachen	*a*) Partikel-Sprachen, das Verbum ohne jeden charakterisirenden Ausdruck.	Malayisch-Polynesisch. Barmanisch.
	b) Pronominal-Sprachen, das Verbum durch angefügte Pronomina charakterisirend.	Amerikan. Sprachen.
B) Vollkommenere Sprachen.	*a*) Isolirend.	Chinesisch.
	b) Flectirend.	α) Semitisch.
		β) Indo-germanisch.

Betrachten wir nun die hiemit vorgeführten Classificationsversuche der psychologischen Richtung, so lassen sich einzelne Mängel, die ihnen ankleben, nicht verkennen. Fürs erste sind sie viel zu allgemein und belehren uns nur über die Stellung einzelner freilich typischer Sprachstämme (der hinter-indischen Sprachen, der malayo-polynesischen, der ural-altaischen, amerikanischen Sprachen, des Chinesischen, dann des Aegyptischen, der semitischen und der indo-germanischen Sprachen) — während sie uns über die Stellung der übrigen Sprachen ganz im Unklaren lassen. Obendrein wird das Aegyptische, welches genealogisch mit den hamitischen Sprachen und den semitischen Idiomen zusammenhängt, von den letzteren ganz getrennt.

Ein zweiter nicht weniger berechtigter Vorwurf betrifft die Ignorirung der Sprachgeschichte, wodurch gewisse Zustände, welche sich erwiesener Massen nach und nach entwickelt haben, als im Wesen der betreffenden Sprache begründet angenommen werden. So z. B. bedarf das Wesen der Einsilbigkeit in den hinterindischen Sprachen und auch im Chinesischen einer ein-

gehenden Untersuchung, da uns das Tübetische mit seinen Dialekten und die chinesische Mandarinensprache mit den Volksidiomen Probleme darbieten, die dem Wesen der Einsilbigkeit, wie es bisher gefasst wurde, zu widersprechen scheinen.

Der dritte Vorwurf, der auch schon bei Besprechung der morphologischen Classification gemacht wurde, betrifft den Umstand, dass auch diese Classification über den ersten Rahmen der Eintheilung nicht hinauskommt und — soll sie fortgeführt werden — zur genealogischen Classification ihre Zuflucht nehmen muss.

Schon aus dem einfachen Grunde, dass sowohl die morphologische als auch die psychologische Classification in letzter Instanz behufs der wissenschaftlichen Anordnung ihres Stoffes auf die genealogische Classification sich beziehen müssen, erscheint es nothwendig, bei der nun folgenden Aufzählung sämmtlicher Sprachen der Erde das genealogische Classificationsprincip zum Ausgangspunkte zu nehmen.

§. 5. Uebersicht der Sprachen der Erde nach dem genealogischen System.

A) Hottentoten-Rasse.

1. Sprache der Hottentoten: Nama-, Kora-, Cap-Dialekt.[1])
2. Sprachen der Buschmänner.[2])

B) Papua-Rasse.

1. Sprachen der Papuas auf Neu-Guinea.[3])
2. Sprachen der Negritos auf den Philippinen und der Halbinsel Malaka (Semang).
3. Sprache der Mincopies (Bewohner der Andamanen).[4])

---

[1]) Wallmann, J. C., Die Formenlehre der Namaqua-Sprache. Berlin. 1857. 8. Hahn, Theophil. Die Sprache der Nama. Leipzig. 1870. 8. Reise der österr. Fregatte Novara. Linguistischer Theil von Fr. Müller. Wien. 1867. 4. S. 7. Eine Kora-Grammatik von Wuras findet sich in Appleyard, John W. The Kafir language. King William's town. 1850. 8. S. 17 ff.

[2]) Bleek, W. H., in: The cape and its people and other Essays. By South-African writers ed. by Prof. Noble. Cape town. 1869. 8. pag. 269 ff.

[3]) Meyer, A. B., Ueber die Mafoor'sche und einige andere Papua-Sprachen auf Neu-Guinea. Wien. 1874. (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. LXXVII. 299 ff.)

[4]) Roepstorff, Vocabulary of dialects spoken in the Nicobar and Andaman Isles. Fort Blair. 1874. Fol.

C) Afrikanische Neger-Rasse.

1. Mande-Sprachen: Mandingo, Bambara, Susu, Vei,[1]) Kono, Tene, Gbandi, Landoro, Mende, Gbese, Toma, Mano.[2])
2. Wolof-Sprache (isol.)[3])
3. Felup-Sprachen: Felup, Filham, Bola, Sarar, Pepel, Biafada, Padschade, Baga, Kallum, Temne,[4]) Bullom,[5]) Scherbro, Kisi.
4. Bidschogo,
5. Banyum,
6. Nalu,
7. Bulanda,
8. Limba,
9. Landoma,
10. Sonrhay,[6])
11. Hausa,[7])

} isolirt.

12. Bornu-Sprachen: Kanori,[8]) Murio, Nguru, Kanem, Teda.[9])
13. Kru-Sprachen: Kru, Grebo.[10])
14. Ewe-Sprachen: Ewe,[11]) Yorubà,[12]) Odschi,[13]) Akra[14]).

---

[1]) Steinthal H., Die Mande-Neger Sprachen. Berlin. 1867. 8.

[2]) Koelle, S. W., Polyglotta Africana. London. 1854. Fol.

[3]) Dard, J., Grammaire Woloffe. Paris. 1826. 8. Boilat, P. D., Grammaire de la langue Woloffe. Paris. 1858. 8.

[4]) Schlenker, C. F., Grammar of the Temne language. London. 1864. 8.

[5]) Nyländer, Reinh., Grammar and vocabulary of the Bullom language. London. 1814. 8.

[6]) Barth, Heinr., Sammlung central-afrikanischer Vocabularien. Gotha. 1862—66. 4. CLXVIII.

[7]) Schoen, J. F., Grammar of the Hausa language. London. 1862. 8.

[8]) Koelle, S. W., Grammar of the Bornu or Kanuri language. London. 1854. 8. Barth, Heinr., Sammlung central-afrikanischer Vocabularien. LX. (recte XL.)

[9]) Barth, Heinr., a. a. O. LXVI.

[10]) A brief grammatical analysis of the Grebo language. Cape Palmas. 1838. 8.

[11]) Schlegel, J. B., Schlüssel zur Ewe-Sprache. Stuttgart. 1857. 8.

[12]) Bowen, T. J., Grammar and dictionary of the Yoruba language. (Smithsonian Institution. 1858. 4.)

[13]) Riis, H. N., Elemente des Akwapim-Dialektes der Odschi-Sprache. Basel. 1853. 8.

[14]) Zimmermann, J. A., Grammatical sketch of the Akra- or Ga-language. Stuttgart. 1858. 8. 2 voll.

15. Ibo-Sprachen: Ibo,[1]) Nupe.
16. Mbafu (isol.).
17. Mitschi (isol.).
18. Musgu-Sprachen: Musgu, Batta, Logone.[2])
19. Baghirmi.[3])
20. Maba (isol.).[4])
21. Nil-Sprachen: Bari,[5]) Dinka,[6]) Nuer, Schilluk.

D) Kaffer-Rasse.

Bantu-Sprachstamm.[7])

1. Oestliche Gruppe: *a*) Kafir-Sprachen (Kafir, Zulu). *b*) Zambesi-Sprachen (Spr. d. Barotse, Bayeye, Maschona). *c*) Zanzibar-Sprachen (Kisuahili, Kinika, Kikamba, Kihiau, Kipokomo).
2. Mittlere Gruppe: *a*) Setschuana (Sesuto, Serolong, Sehlapi). *b*) Tekeza (Spr. d. Mankolosi, Matonga, Mahloenga).
3. Westliche Gruppe: *a*) Herero, Bunda, Londa. *b*) Congo, Mpongwe, Dikele, Isubu, Fernando-Po.

---

[1]) Schön, J. F., Oku Ibo. Grammatical elements of the Ibo language. London. 1861. 12.

[2]) Barth, H., a. a. O. CXCIX.

[3]) Barth, H., a. a. O. CCLIV.

[4]) Barth, H., a. a. O. CCLXXXVIII.

[5]) Mitterrutzner, J. Ch., Die Sprache der Bari in Central-Afrika. Brixen. 1867. 8.

[6]) Mitterrutzner, J. Ch., Die Dinka-Sprache in Central-Afrika. Brixen. 1866. 8.

[7]) Bleek, W. H. J., A comparative grammar of South-African languages. London. 1862—69. 8. (Erschienen Part I. Phonology. bis pag. 92 und Part II The concord. Section I. The Noun.) Reise der österr. Fregatte Novara. Linguistischer Theil von Friedr. Müller. S. 20 ff. Appleyard, J. W., The Kafir language. King William's town 1850. 8. Grout Lewis. The Isizulu. A grammar of the Zulu language. Natal. 1859. 8. Steere, Edw. A handbook of the Swahili language. London. 1870. 8. Derselbe. Collection for a handbook of the Yao language. London. 1875. 8. Archbell, Jam., A grammar of the Bechuana language. Grahamstown. 1837. 8. — Hahn, Hugo, Grundzüge einer Grammatik des Herero. Berlin. 1857. 8. Brusciotto, Hyac. Regulae quaedam pro Congensium idiom. faciliori captu. Romae. 1659. 8. A grammar of the Mpongwe language. New-York. 1847. 8. A grammar of the Bakele language. New-York. 1854. 8. — Clarke, John, Introduction to the Fernandian tongue. part I. 2 edition. Berwick on Tweed 1848. 8.

E) Australische Rasse.

1. Australische Sprachen [1]) (bekannt die Sprachen im Süden).
2. Sprachen von Tasmanien.[2])

F) Hyperboreer-Rasse.

1. Jukaghirisch.[3])
2. Korjakisch, Tschuktschisch.[4])
3. Kamtschadalisch, Aino-Sprache.[5])
4. Sprachen der Jenissei-Ostjaken und der Kotten.[6])
5. Sprache der Eskimo.[7])
6. Sprache der Aleuten.[8])

G) Amerikanische Rasse.

1. Kenai-Sprachen:[9]) Sprachen der Kenai-tena, Kaijukho-tena, Unacho-tena, Atnah (der Kolschina oder Koltschanen der Russen), Ugalentzen u. s. w.

---

[1]) Threlkeld, L. E., An Australian grammar, comprehending the principles and natural rules of the language, as spoken by the Aborigines, in the vicinity of Hunters river, lake Macquarie etc. New South Wales. Sydney. 1834. 8. — Ridley, Wm., Kamilaroi, Dippil and Turrubul. Languages, spoken by Australian aborigines. New South Wales. 1866. 4.

[2]) Milligan, Joseph, On the dialects and language of the Aboriginal tribes of Tasmania. Vocabulary of Aboriginal dialects of Tasmania, in: Papers and proceedings of the Royal society of Tasmania. Hobart Town. 1859. (Vol III. Part II.)

[3]) Schiefner, Anton, in: Bulletin de l'académie impériale des sciences de S. Petersbourg. 1859. 4.

[4]) Radloff, L., in: Mémoires de l'académie impériale des sciences de S. Petersbourg Série VII. Tom. III. (1860.)

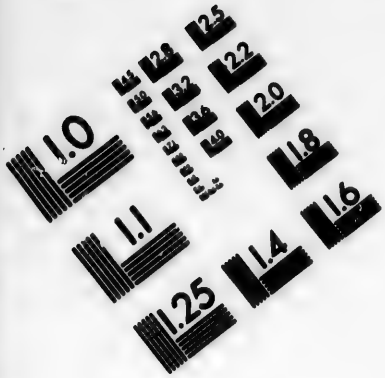
[5]) Pfitzmaier, A., in: Sitzungsberichte der k. Akademie d. Wissenschaften in Wien. Bd. VII. (1851.) S. 382 ff.

[6]) Castrén, Alex., Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre. S. Petersburg. 1858. 8.

[7]) Kleinschmidt, S., Grammatik der grönländischen Sprache. Berlin. 1851. 8.

[8]) Wenjaminoff, Opyt grammatiki Aleutsko-lisjevskago jazika. S. Petersburg. 1846. 8.

[9]) Adelung-Vater, Mithridates III. 3 S. 232 ff. Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches von K. E. v. Baer und G. v. Helmersen. S. Petersburg. 1839. I. 259 ff.



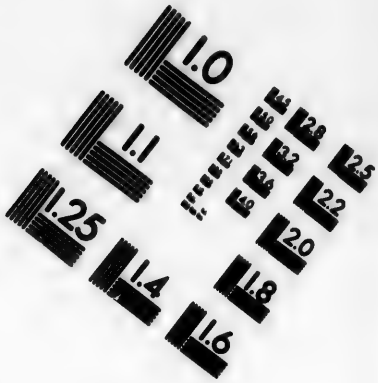
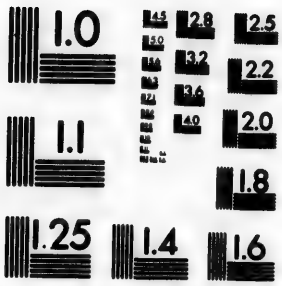
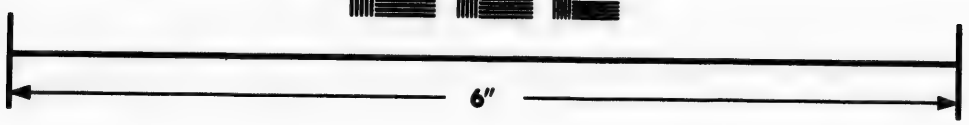


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

2. Athapaskische Sprachen:[1]) Sprachen der Athapaskastämme oder Chippewyans (Hasen-Indianer, Hundsrippen-, Gelbmesser-, Kupferminen-Indianer), der Sarsees, Tacallie's. Weiter getrennt von denselben: Sprachen der Quallioqua, Tlatskanai, Umpqua, Hoopah in Californien. Ferner Sprachen der Apachen, der Navajos und Lipanes.
3. Algonkin-Sprachen:[2]) Cree, Ottawa, Ojibway, Mohegan, Mikmak. Ferner die Idiome der nun verschwundenen Stämme in den nördlichen Staaten der Union.
4. Irokesisch:[3]) Onondago, Seneca, Oneida, Cayuga, Tuscarora.
5. Dakotah.[4])
6. Pani.
7. Appalachische Sprachen: Natchez,[5]) Muskogee, Chocktaw,[6]) Cherokee.[7])
8. Sprachen der Nordwest-Küste: Koloschisch,[8]) Nootka.

---

[1]) Buschmann, J. C. E., Der athapaskische Sprachstamm. Berlin. 1856. 4. (Abh. der k. Akademie d. Wissensch. in Berlin. 1855. 4.) Derselbe. Ueber die Verwandtschaft der Kinai-Idiome mit dem grossen Athapaskischen Sprachstamme. (Monatsberichte der k. Akademie d. Wissensch. in Berlin. 1854. 8. S. 231 ff.)

[2]) Müller, Fr., Der grammatische Bau der Agonkinsprachen. Ein Beitrag zur amerikanischen Linguistik. Wien. 1867. 8. (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften in Wien LVI.)

[3]) Dictionnaire Français-Onontagué ed. par J. M. Shea. New-York. 1859. 8. Mit einer kurzen Grammatik. (Shea's library of American linguistics. I.)

[4]) Riggs, S., Grammar and dictionary of the Dacota language. New-York. 1851. 4. (Smithson. Instit.) — Gabelentz, H. C., Grammatik der Dakota-Sprache. Leipzig. 1852. 8.

[5]) Brinton, D. G., On the language of the Natchez (Proceedings of the American philosophical society, held at Philadelphia. XIII. 483. 5. Dec. 1873.

[6]) Byington, Cyrus, Grammar of the Choctaw language. Philadelphia. 1870. 8.

[7]) Gabelentz, H. C., von der, in: Zeitschrift für d. Wissensch. d. Sprache v. A. Hoefer. Bd. III. Heft 3.

[8]) Schott, in Erman's Archiv für die wiszensch. Kunde von Russland. III. 439 ff. — Buschmann, Die Pima-Sprache u. d. Sprache der Koloschen. Berlin. 1857. 4. (Abhandl. der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1856. 4.)

9. Oregon-Sprachen:[1]) Atnah, Selisch, Chinook, Kalapuya, Wallawalla, Sahaptin.
10. Sprachen von Californien: Cochimi, Pericu.[2])
11. Yuma-Sprachen (Sprachen der Cuchans, Mahaos, Hahwalcoes, Yampaios, Cocopah's).
12. Isolirte Sprachen von Sonora und Texas oder Sprachen der sogenannten Pueblos (Zuni, Queres, Jemez, Tezuque). Huraba-Sprache.
13. Sprachen der Aboriginer von Mexiko (mehrere isolirte Idiome):
    Totonakisch.[3])
    Otomi oder Hia-hiu.[4])
    Tarasca.[5])
    Mixtekisch.[6])
    Zapotekisch.[7])
    Mazahua.[8])
    Chiapanekisch.[9])
    Mame oder Zaklohpakap.[10])

---

[1]) Hale, Horat., Ethnography and philology of the United States Exploring Expedition under the comm. of Wilkes. Philadelphia. 1846. 4. — Mengarini, Gregor, Grammatica linguae Selicae. Neo-Eboraci. 1861. 8. (Shea's library of American linguistics. II.) — Pandosy, Grammar and dictionary of the Yacama language. London. 1862. 8. (Ibidem. VI.)

[2]) Adelung-Vater, Mithridates III. 3 S. 192 ff. — Clavigero, F. S., Storia della California. Venezia. 1789. 8. Vol. I. S. 110 ff.

[3]) Bonilla, Joseph, Zambrano, Arte de la lengua Totonaca. Puebla. 1742. 8. — Pimentel, Fr., Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico. Mexico. 1862. 8. I. 221 ff.

[4]) Naxera, Em., De lingua Othomitorum dissertatio. Philadelphia. 1835. 4. (Transactions of the American philos. society. New. S. V.) — Pimentel, Fr., a. a. O. I. 115 ff.

[5]) Basalenque, Diego, Arte de la lengua Tarasca. publ. p. Nic. de Quixas. Mexico. 1714. 8. — Gallatin, A., in: Transactions of the American ethnological society I. pag. 245 ff. — Pimentel, Fr., a. a. O. I. 269 ff.

[6]) De los Reyes, Fray Antonio, Arte de la lengua Mixteca. Mexico. 1593. 12. — Pimentel, Fr., a. a. O. I. 35 ff.

[7]) Cueva, Pedro, Arte de la grammatica de la lengua Zapoteca. Megico. 1607. 8. — Pimentel, Fr., a. a. O. I. 317 ff.

[8]) Pimentel, a. a. O. II. 191.

[9]) Pimentel, a. a. O. II. 229.

[10]) Pimentel, a. a. O. I. 79.

Matlazinca oder Pirinda.[1])

14. Aztekisch und Sonora-Sprachen.[2])
    1. Nahuatl (Aztekisch).
    2. Sonora-Sprachen: 5 Gruppen (nach Buschmann).[3])
        a) Cahita, Cora, Tepeguana, Tarahumara.[4])
        b) Opata, Heve (Eudeve),[5]) Tubar, Jaqui, Ahome.
        c) Pima,[6]) Papago.
        d) Kizh, Netela,[7]) Cahuillo, Chemahuevi, Kechi.
        e) Spr. d. Schoschonie, Comanchen, Moqui, Utah, Pah-Utah.
15. Maya-Sprachen: Maya,[8]) Huasteca,[9]) Quiche,[10]) Cachiquel Poconchi,[11]) Zutuhil.
16. Isolirte Sprachen Mittelamerikas und der Antillen.
    a) Sprachen der Ur-Bewohner der mittelamerikanischen Republiken (Cueva-Sprache).
    b) Sprachen d. Ur-Bewohner d. Antillen (Cibuney-Sprache).
17. Caraibisch. Arowakisch.[12])

---

[1]) Pimentel, a. a. O. I. 497.

[2]) Carochi, Horacio. Arte de la lengua Mexicana. Mexico. 1645. 4. — Gallatin, A., in: Transactions of the American ethnological society. I. pag. 215 ff.

[3]) Buschmann, J. C. E., Grammatik der sonorischen Sprachen. (Abhandl. der k. Akademie d. Wissensch. in Berlin. 1863. ff.)

[4]) Pimentel, Fr., a. a. O. I. 361 ff. 451 ff. II. 41 ff. und 69 ff.

[5]) Smith, Buckingham, A grammatical sketch of the Heve language. London. 1862. 8. (Shea's library of American linguistics. III.)

[6]) Smith, Buckingham, Grammar of the Pima or Névome, a language of Sonora. London. 1862. 8. (Shea's library of American linguistics. V.)

[7]) Buschmann, J. C. E., Die Sprachen Kiz[illegible]d Netela. Berlin. 1856. 4. (Abhandl. d. k. Akad. d. Wissensch. in Berl[illegible]55. 4. S. 501 ff.)

[8]) Beltran, R. T. Fr. P., Arte del Idioma Maya. II. ed. Merida de Yucatan. 1859. 4. — Gallatin, A., in: Transactions of the American ethnological society. I. pag. 252 ff. — Pimentel. a. a. O. II. 1.

[9]) Gallatin, A., Ibidem. pag. 276 ff. -- Pimentel, a. a. O. I, 3.

[10]) Brasseur de Bourbourg, Grammaire de la langue Quichée. Paris. 1862. 8.

[11]) Gallatin, A., a. a. O. pag. 269 ff.

[12]) Dictionnaire Galibi précédée d'un essai de grammaire par M. D. L. S. Paris. 1763. 8. — Quandt's arowakische Grammatik wieder abgedr. in Schomburgk, Rich. Reisen in Britisch-Guyana 1840—1844. Leipzig. 1847—1848. 8. Bd. III. — Brinton, D. G., The Arawak language of Guiana (Transactions of the American philosophical society held at Philadelphia. Vol. XIV. New Series, pag. 427 ff.)

18. Tupi-Guarani.[1])
19. Andes-Sprachen (isol.): Spr. d. Moxos, Chiquitos.[2])
20. Araukanisch.[3])
21. Guaycuru-Abiponisch.[4])
22. Sprache der Puelche[5]) (Argentin-Rep. und Pampas). Sprache der Charruas.
23. Sprache der Tehuelhet (Patagonisch).[6])
24. Sprache der Peschäräh.[7])
25. Chibcha (Sprache der Muisca in Neu-Granada.[8])
26. Quichua. Aymara.[9])

H) Malayische Rasse.

Malayo-polynesischer Sprachstamm.[10])

1. Melanesische Sprachen:[11]) Sprache von Viti, Annatom, Erromango, Tana, Mallicolo, Lifu, Baladea, Bauro, Guadalcanar.

---

[1]) Platzmann, Julius, Grammatik der brasilianischen Sprache. Leipzig. 1874. 8.

[2]) Marban, P., Arte de la lengua Moxa. Lima. 1701. 8.

[3]) Havestadt, Bern., Chilidugu, sive res Chilenses. Monasterii Westphaliae. 1777. 8. 2 voll. (mit ausführlicher Grammatik und Lexicon). — Febres, Andr., Arte de la lengua general del Reyno del Chilé. Lima. 1765. 4. Neuer Abdruck: Santjago. 1846. 8.

[4]) Dobrizhoffer, Mart., Historia de Abiponibus. Viennae. 1784. 8. 3 voll.

[5]) Hale, Hor., United States Exploring Expedition. Ethnography and Philology. Philadelphia. 1846. 4. pag. 653 ff.

[6]) Hale, Hor., Ibidem. 656 ff.

[7]) D' Orbigny, A., L' homme Americain. I. 412 ff.

[8]) Uricoechea, E., Grammatica, vocabulario, catecismo i confesionario de la lengua Chibcha. Paris, 1871. 8.

[9]) Tschudi, J. J. von, Die Kechua-Sprache. Wien. 1853. 8. 3 voll. Bertonio, L. Arte breve de la lengua Aymara, para introduction del arte grande de la misma lengua. Roma 1603. 8. — Mossbach, Ernst, Die Inka-Indianer und das Aymara (Ausland. 1874. S. 361 ff.)

[10]) Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde. Linguistischer Theil von Friedr. Müller. Wien. 1867. 4. 267 ff.

[11]) Gabelentz, H. C. von der, Die melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den malaiisch-polynesischen Sprachen. (Abhandl. der k. sächsischen Gesellschaft d. Wissenschaften. Bd. VIII. und Bd. XVII.)

2. Polynesische Sprachen:[1]) Sprache von Samoa, Tonga, Neu-Seeland (Maori), Tahiti, Rarotonga, Hawaii, der Marquesas-Inseln, der Oster-Insel.
3. Malayische Sprachen.[2])
   a) Tagala-Gruppe.[3])
      1. Sprachen der Philippinen (Tagala, Bisaya, Pampanga, Ilocana, Bicol).
      2. Sprache der Marianen.
      3. Malagasi.[4])
      4. Sprache von Formosa.[5])
   b) Malayo-Javanische-Gruppe:[6]) Malayisch, Javanisch (Kawi), Sundaisch, Maduresisch, Balinesisch, Bugis, Makassarisch, Alfurisch, Battak, Dayak.

---

[1]) Hale, Hor., in: United States Exploring Expedition. Ethnography and philology. Philadelphia. 1846. 4. — Humboldt, Wilh. v., Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Berlin. 1838. 4. Bd. III. (fortgesetzt von J. C. E. Buschmann). Aus den Abhandl. der k. Akademie d. Wissensch. in Berlin v. Jahre 1832.

[2]) Reise der österr. Fregatte Novara. Linguistischer Theil von Friedr. Müller. Wien. 1867. 4. 317. ff. — Humboldt, Wilh. von, a. a. O. Bd. II.

[3]) Totanes, Sebastian de, Arte de la lengua Tagala. Manila. 1850. 4. — Bergano, Diego, Arte de la lengua Pampanga. Manila. 1729. 4. — Mentrida, Alonso de, Arte de la lengua Bisaya. Manila. 1818. 4. — Lopez, Francisco, Compendio y methodo de la suma de las reglas del arte del idioma Ylocano. Sampaloc. 1792. 8.

[4]) Kessler, Julius, An introduction to the language and literature of Madagascar. London. 1870. 8.

[5]) Gabelentz, H. C. von der, in: Zeitschrift d. deutschen morgenl. Gesellschaft. Bd. XIII.

[6]) Hollander, J. J. de, Handleiding bij de beoefening der Maleische taal- en letterkunde. Breda. 1856. 8. — Derselbe. Handleiding bij de beoefening der Javansche taal- en letterkunde. Breda. 1848. 8. — Coolsma, S., Handleiding bij de beoefening der Soendaneesche taal. Batavia. 1873. 8. — Vreede, A. C., Handleiding tot de beoefening der Madoereesche taal. Leiden. 1874. 8. — Van Eck, R., Beknopte handleiding bij de beoefening van de Balineesche taal. Utrecht. 1874. 8. — Matthes, B. F., Makassaarsche spraakkunst. Amsterdam. 1858. 8. — Niemann, G. K., Bijdragen tot de kennis der Alfoersche taal in de Minahasa. Rotterdam. 1866. 8. — Van der Tuuk, Tobasche spraakkunst. Amsterdam. 1864. 8. — Hardeland, Aug., Versuch einer Grammatik der Dajackschen Sprache. Amsterdam. 1858. 8.

I) Mongolen.

1. Ural-altaische Sprachen.

a) Samojedisch:[1]) Yurak, Tawgy, Ostjak-Samojedisch, Jenisseisch, Kamassinisch.

b) Finnisch.[2])

1. Finnische Gruppe: Suomi, Ehstisch, Livisch, Lappisch.[3])
2. Ugrische Gruppe:[4]) Ostjakisch, Wogulisch, Magyarisch.
3. Permische Gruppe:[5]) Syrjänisch, Wotjakisch.
4. Wolga-Bulgarische Gruppe:[6]) Tscheremissisch, Mordwinisch.

c) Türkisch.

1. Jakutisch.[7])
2. Uigurisch, Tschagataisch,[8]) Turkomanisch, Usbekisch.
3. Nogaisch, Kumükisch, Kirgisisch, Tschuwaschisch.[9])
4. Osmanisch-Türkisch.[10])

---

[1]) Castrén, Alex., Grammatik der samojedischen Sprachen. S. Petersburg. 1854. 8.

[2]) Boller. Ant., in den Sitzungsberichten der k. Akademie d. Wissenschaften in Wien. Bd. X., XI., XII., XIII., XIV., XXII, XXV — Kellgren, H., Die Grundzüge der finnischen Sprache. Berlin. 1847. 8.

[3]) Strahlmann, Johann, Finnische Sprachlehre. S. Petersburg. 1816. 8. — Eurén, E., Finsk språklära. 1849. 8. — Hupel, A. W., Ehstnische Sprachlehre. Riga. 1780. 8. — Ganander, Henr., Grammatica Lapponica. Holmiae. 1743. 8. — Friis, J. A., Lappisk grammatik. Christiania. 1856. 8.

[4]) Castrén, Alex., Versuch einer ostjakischen Sprachlehre. S. Petersburg. 1849. 8. — Riedl, A. M., Magyarische Grammatik. Wien. 1858. 8.

[5]) Castrén, A., Elementa grammatices syrjaenae. Helsingfors. 1844. 8.

[6]) Castrén, A.. Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. 8. — Wiedemann, F. J., Versuch einer Grammatik der Tscheremissischen Sprache. Reval. 1847. 8. — Ahlquist, A., Forschungen auf dem Gebiete der ural-altaischen Sprachen. S. Petersburg. 1861. 8. Bd. I. (Mokscha-Mordwinische Gramm.) — Wiedemann, F. J., Grammatik der Ersa-Mordwinischen Sprache. S. Petersburg. 1865. 4.

[7]) Böhtlingk, Otto, Ueber die Sprache der Jakuten. S. Petersburg. 1851. 4.

[8]) Vambéry, Herm., Uigurische Sprachmonumente. Innsbruck. 1870. 4. Derselbe, Čagataische Sprachstudien. Leipzig. 1867. 8.

[9]) Schott, W., De lingua Tschuwaschorum dissertatio. Berolini. s. a. 8.

[10]) Kasem-Beg, Mirza A., Allgemeine Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache, übers. v. T. Zenker. Leipzig. 1848. 8.

d) Mongolisch.
   1. Oestliche Sprache (Mongolisch).[1])
   2. Westliche Sprache (Kalmükisch).[2])
   3. Nördliche Sprache (Burjätisch).[3])
e) Tungusisch.
   1. Tungusisch.[4])
   2. Mandschu.[5])

2. Japanisch.[6])
3. Koreanisch.[7])
4. Einsilbige Sprachen:
   a) Tübetisch,[8]) Himalaya-Sprachen.[9])
   b) Barmanisch,[10]) Lohita-Sprachen.[11])
   c) Siamesisch,[12]) Sprache der Miao-tse.[13])
   d) Annamitisch.[14])
   e) Chinesisch.[15])

---

[1]) Schmidt, J. J., Grammatik der mongolischen Sprache. S. Petersburg. 1831. 4.

[2]) Zwick, A. H., Grammatik der westmongolischen Sprache. s. l. 1851. 4.

[3]) Castrén, A., Versuch einer burjätischen Sprachlehre. S. Petersburg. 1857. 8.

[4]) Castrén, A., Grundzüge einer tungusischen Sprachlehre. St. Petersburg. 1856. 8.

[5]) Gabelentz, H. C. von der, Elemens de la grammaire Mandschoue. Altenbourg. 1833. 8.

[6]) Hoffmann, J. J., A Japanese grammar. Leiden. 1868. 8.

[7]) Rosny, Leon, im Journal asiatique. Serie VI. vol. III. (1864). — Dallet, Ch., Histoire de l'église de Corée. Paris 1874. 8. vol. I.

[8]) Schmidt, J. J., Grammatik der tibetischen Sprache. S. Petersburg. 1839. 4. — Jaeschke, H. A., A short practical grammar of the Tibetan language. Kye-lang. 1865. 8.

[9]) Müller, Max, bei Bunsen. Christianity and mankind. III. 357 ff.

[10]) Judson, A., Grammar of the Burmese language. Rangoon. 1866. 8.

[11]) Müller, Max, A. a. O. 371 ff.

[12]) Pallegoix, J. B., Grammatica linguae Thai. Bangkok. 1850. 4.

[13]) Edkins, J., The Miau-tai tribes. Foochow. 1870. 8.

[14]) Aubaret, G., Grammaire de la langue Annamite. Paris. 1864. 8.

[15]) Endlicher S., Anfangsgründe der chinesischen Grammatik. Wien. 1845. 8. — Schott, Wilh., Chinesische Sprachlehre. Berlin. 1857. 4. — Julien, Stan., Syntaxe nouvelle de la langue Chinoise. Paris. 1869. 8. 2 Bde.

f) Isolirte Sprachen der hinterindischen Halbinsel (Khassia[1]) Talaing [Pegu],[2]) Sprache der Khomen).

K) Dravidas.

1. Munda-Sprachen[3]) (Ho, Santhal).
2. Dravida-Sprachen:[4]) Tamil, Telugu, Tulu, Kanaresisch, Malayalam, Sprachen der Toda, Coorg, Badagar, Uraon, Brahui.
3. Elu.[5])

L) Nubas.

1. Fulah-Idiome.[6])
2. Nuba-Sprachen: Nubi, Dongolawi, Tumale,[7]) Koldagi, Kondschara.
3. Sprachen der Wakuafi und Masai.[8])

---

[1]) Gabelentz, H. C. von der, Berichte üb. d. Verhandlungen der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Band X. (1858) und Schott, Wilh., Die Cassia-Sprache. Berlin. 1859. 4. (Abhandl. der k. Akad. der Wissensch.)

[2]) Haswell, J. M., Grammatical notices and vocabulary of the Peguan language. Rangoon. 1874. 8.

[3]) Skrefsrud, L. O., A grammar of the Santhal language. Benares. 1873. 8.

[4]) Caldwell, R., A comparative grammar of the Dravidian or South-Indian family of languages. London. 1856. 8. — Graul, C., Outline of Tamil grammar (Bibliotheca Tamulica. Tomus II. Lipsiae. 1855. 8.) — Brown Charles Philipp, A grammar of the Telugu language. II. ed. Madras. 1857 8. — Hodson, Thom., An elementary grammar of the Kannada or Canarese language II. ed. Bangalore. 1864. 8. — Peet, Jos., A grammar of the Malayalim language. Cottayam. 1841. 8. — Brigel, J., A grammar of the Tulu language. Mangalore. 1872. 8. — Cole, R. A., An elementary grammar of the Coorg language. Bangalore. 1867. 8. — Pope, G. U., A brief outline of the grammar of the Tuda language in: Marshall, William E. A phrenologist amongst the Todas. London. 1873. 8. pag. 241.

[5]) De Alwis, James, The Sidath Sangarawa, a grammar of the Singhalese language. Colombo. 1852. 8. — Chater, James, A grammar of the Singhalese language. Colombo. 1815. 8.

[6]) Macbrair, R. M., Grammar of the Fulah language. London. 1854. 8. — Barth, H., Sammlung central-afrikanischer Vocabularien. CX. — Faidherbe in Revue de linguistique et de philologie comparée publ. p. Girard de Rialle. Paris. Tom. VII. 195 ff.

[7]) Tutschek in: Gelehrte Anzeigen der k. bayer. Akad. d. Wissenschaften. XXV. 729 ff.

[8]) Krapf, J. L., Vocabulary of the Engutuk Eloikob. Tübingen. 1854. 8. (Grammatik 127 ff.)

M) Mittelländer.

1. Baskisch.[1])
2. Kaukasische Sprachen.[2])
   a) Nordkaukasische Sprachen.
      1. Lesghisch, Avarisch, Kasikumükisch.[3])
      2. Abchasisch, Tscherkessisch.[4])
      3. Thusch, Tschetschenzisch.[5])
   b) Südkaukasische Sprachen.
      Georgisch,[6]) Lazisch, Mingrelisch, Suanisch.[7])
3. Hamito-semitischer Sprachstamm.[8])
   a) Hamitische Sprachen.[9])
      1. Libysche Gruppe: Ta-Mascheq.[10])

---

[1]) Blanc, S. H., Grammaire de la langue Basque d'après celle de M. de Larramendi. Lyon & Paris. 1854. 8.

Inchauspe. Le verbe Basque. Bayonne & Paris. 1858. 4.

[2]) Müller, Friedr., in: Orient und Occident von Th. Benfey. Göttingen 1862. 8. Bd. II. 526 ff.

[3]) Schiefner, A., Versuch über das Avarische. (Mem. d. acad. d. scienc. d. S. Petersbourg. VII. S. V. 1862.)

Derselbe. Bericht über Baron P. v. Uslar's Kasikumükische Studien. (Ebend. VII. S. X. 1866.)

[4]) Schiefner, A., Bericht über des Generals Baron Peter v. Uslar abchasische Studien. (Mem. de l'acad. d. scienc. d. S. Petersburg. Tom. VI. Nr. 12.)

[5]) Schiefner, Anton, Versuch über die Thusch-Sprache. St. Petersburg. 1856. 4. (Mémoires de l'académie des sciences de St. Petersbourg. VI. Serie IX.)

Derselbe. Tschetschenzische Studien. (Ebend. VII. Ser. VII. u. VIII.)

[6]) Brosset, Eléments de la langue Georgienne. Paris. 1837. 8.

[7]) Rosen, Georg, Ossetische Sprachlehre. Berlin. 1845. 4. und Sprache der Lazen. Ebend. 1847. (Abhandl. d. Berliner Akademie d. Wissensch.)

[8]) Müller, Friedr., Allgemeine Ethnographie. Wien. 1873. 8. S. 444 ff.

[9]) Reise der österr. Fregatte Novara. Linguist. Theil von Friedrich Müller. S. 51 ff.

[10]) Hanoteau, A., Essai de grammaire de la langue Tamachek. Paris. 1860. 8.

Derselbe. Essai de grammaire kabyle. Alger. 1858. 8.

2. Aethiopische Gruppe: Bedscha, Dankali, Somali, Galla, Agau, Saho.[1])

3. Aegyptische Gruppe: Alt-Aegyptisch, Koptisch.[2])

b) Semitische Sprachen.[3])

1. Nördliche Gruppe: Chaldäisch[4]), Syrisch,[5]) Hebräisch,[6]) Samaritanisch,[7]) Phönicisch.[8])

2. Südliche Gruppe: Arabisch,[9]) Himyarisch,[10]) Aethiopisch [Geez],[11]) Amharisch,[12]) Tigre,[13]) Harari.[14])

---

[1]) Munzinger, Werner, Ost-afrikanische Studien. Schaffhausen. 1864. 8. S. 341 ff. — Müller, Friedr., in Orient und Occident. Bd. III. — Isenberg, C. W., A small vocabulary of the Dankali language. London. 1840. 12. — Rigby, C. P., in: Transactions of the Bombay geograph. society. vol. IX, p. 129 ff. (Bombay. 1850. 8.) — Praetorius, Fr., in: Zeitschrift d. deutsch. morgenl. Gesellsch. XXIV. — Tutschek, C., A grammar of the Galla language. Munich. 1845. 8. — Halévy, J., Essai sur la langue Agaou. (Actes de la société philologique. Tome III. 151 ff.) — Pott, A. F., in: Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellsch. XXIII. 484 ff.

[2]) Brugsch, H., Hieroglyphische Grammatik. Leipzig. 1872. 4. Derselbe. Grammaire démotique. Berlin. 1855. 4. — Schwartze. M. G., Koptische Grammatik. Berlin. 1850. 8.

[3]) Olshausen, Justus, Lehrbuch der hebräischen Sprache. Braunschweig. 1861. 8. — Renan, Ernst, Histoire générale et système comparé des langues sémitiques. Paris. 1855. II. ed. 1858. (Bisher nur Band I., enthaltend die Einleitung, erschienen und von dem gewiss richtigen Princip Olshausen's abweichend).

[4]) Petermann, J. H. Brevis linguae chaldaicae grammatica. Berolini 1848. 12. (Porta lingg. oriental. II.)

[5]) Uhlemann, Friedr., Grammatik der syrischen Sprache. II. Aufl. Berlin. 1857. 8. — Nöldeke, Theod., Grammatik der neu-syrischen Sprache am Urmia-See. Leipzig. 1868. 8.

[6]) Olshausen, Justus, a. a. O.

[7]) Petermann, J. H., Brevis linguae Samaritanae grammatica. Berolini. 1873. 12. (Porta lingg. orient. III.)

[8]) Schroeder, Paul, Die phönizische Sprache. Halle. 1869. 8.

[9]) Caspari, C. P., Grammatica arabica. Lipsiae. 1848. 8. II. Aufl. Deutsch. Leipzig. 1859. Englisch von W. Wright.

[10]) Osiander, in: Zeitschrift d. deutschen morgenl. Gesellschaft. Bd. X.

[11]) Dillmann, Aug., Grammatik der aethiopischen Sprache. Leipzig. 1857. 8.

[12]) Isenberg, C. W., Grammar of the Amharic language. London. 1842. 8.

[13]) Praetorius, Fr., Grammatik der Tigrinasprache. Halle. 1871. 8.

[14]) Müller Fr., Ueber die Harari-Sprache im östlichen Afrika. Wien. 1864. 8. (Sitzungsberichte der k. Akademie d. Wissenschaften in Wien. XLIV. S. 601 ff.) — Praetorius, Fr., in: Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft. Bd. XXIII.

4. Indo-germanischer Sprachstamm.[1])
   1. Indische Gruppe: Sanskrit,[2]) Pali,[3]) Prakrit.[4]) Neu-Indische Sprachen:[5]) Bengali, Assami, Oriya, Nepali, Kaschmiri, Sindhi, Pandschabi, Hindustani, Gudscharati, Marathi. — Sprachen der Siyâh-pôsch-Kâfir,[6]) Dardu[7]) und Zigeuner.[8])
   2. Eranische Gruppe: *a.* Altpersisch,[9]) Pahlawi,[10]) Parsi,[11])

---

[1]) Bopp, Franz, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen. Berlin. 1833—52. 8. 3 Bde. II. A. 1856—61. III. A. 1868—70. — Schleicher, Aug., Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Weimar. 1861. 8. 2 Bde. II. Aufl. (1. Bd.) 1866. III. Aufl. 1871.

[2]) Benfey, Theodor, Handbuch der Sanskritsprache. Leipzig. 1852—54. 8. I. II. 1. 2. — I. Grammatik. II. 1. Chrestomathie. II. 2. Wörterbuch.

[3]) Kuhn, E. W. A., Beiträge zur Pali-Grammatik. Berlin. 1875. 8.

[4]) Lassen, Christian, Institutiones linguae Pracriticae. Bonn. 1837. 8.

[5]) Beames, John, A comparative grammar of the modern Aryan languages of India. London. 1872. 8. — Forbes, Duncan, A grammar of the Bengali language. London. 1862. 8. — Sutton, Ames, An introductory grammar of the Oriya language. Calcutta. 1831. 8. — Trumpp, Ernest, Grammar of the Sindhi language. London. 1872. 8. — A grammar of the Panjabi language. Lodiana. 1851. 8. — Yates, W., Introduction to the Hindustani language. Calcutta. 1845. 8. — Garcin de Tassy, Rudiments de la langue Hindoui. Paris. 1847. 8. — Shapurji Edalji, A grammar of the Gujarati language. Bombay. 1867. 8. — The students manual of Marathi grammar (designed for high schools). Bombay. 1868. 8.

[6]) Trumpp, Ernst, in: Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellsch. Bd. XX.

[7]) Leitner, G. W., Results of tour in Dardistan. Lahore. 1868. 4. Bisher part. 1—3 erschienen.

[8]) Pott, A. F., Die Zigeuner in Europa und Asien. Halle. 1844. 8. 2 Bde. — Paspati, Alex., Etudes sur les Tchinghianes. Constantinople. 1870. 8. — Miklosich, Fr., in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. XXI, XXII, XXIII.

[9]) Spiegel, Friedr., Die altpersischen Keilinschriften. Leipzig. 1862. 8.

[10]) Spiegel, Fr., Grammatik der Huzvaresch-Sprache. Wien. 1856. 8. — Hoshangji-Haug. An old Pahlawi-Pazand glossary. Bombay. 1870. 8.

[11]) Spiegel, Fr., Grammatik der Parsi-Sprache. Leipzig. 1851. 8.

Neupersisch,[1]) Kurdisch,[2]) Balutschi.[3]) *b.* Zend,[4]) Afghanisch.[5]) *c.* Ossetisch.[6]) *d.* Armenisch.[7])

3. Keltische Gruppe:[8]) Kymrisch, Gadhelisch.
4. Italische Gruppe: Etruskisch[9])? Umbrisch,[10]) Oskisch,[11]) Latein.[12]) Romanische Sprachen:[13]) Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Französisch, Rhäto-Romanisch, Rumänisch.
5. Thraco-illyrische Gruppe: Albanesisch.[14])
6. Hellenische Gruppe: Alt- und Neu-Griechisch.[15])

---

[1]) Vullers, C. A., Grammatica linguae Persicae. ed. II. Giessae. 1870. 8.

[2]) Müller, Friedr., Beiträge zur Kenntniss der neupersischen Dialekte. II. (Kurmandschi-Dial.) III. (Zaza-Dialekt.) Wien. 1864—65. 8. (Sitzungsb. der k. Akademie der Wissensch. XLVI und XLVIII.)

[3]) Müller, Friedr., in: Orient und Occident v. Th. Benfey. III. 78 ff.

[4]) Justi, Ferdin., Handbuch der Zendsprache. Leipzig. 1864. 4.

[5]) Trumpp, Ernest, Grammar of the Pasto or language of the Afghans. London. 1873. 8.

[6]) Sjögren, A. J., Ossetische Sprachlehre. St. Petersburg. 1844. 4.

[7]) Petermann, H., Grammatica linguae Armeniacae. Berlin. 1837. 8.

[8]) Zeuss, J. C., Grammatica celtica ed. II. cur. Ebel. Berolini. 1871. 8.

[9]) Corssen, W., Ueber die Sprache der Etrusker. Leipzig. 1874. 8.

[10]) Aufrecht und Kirchhoff. Die umbrischen Sprachdenkmäler. Berlin. 1849—51. 4. 2 Theile.

[11]) Bruppacher, Heinr., Oskische Lautlehre. Zürich. 1869. 8. — Enderis, Ernst, Versuch einer Formenlehre der oskischen Sprache. Zürich. 1871. 8.

[12]) Corssen, W., Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache. Leipzig. 1858—59. II. Aufl. Leipzig. 1868—70. 8. 2 Bde. Derselbe. Kritische Beiträge zur lateinischen Formenlehre. Leipzig. 1863. 8. Nachträge. Leipzig. 1866. 8.

[13]) Diez, Friedr., Grammatik der romanischen Sprachen. Bonn. 1836. 8. 3 Thle. II. Aufl. 1856. III. Aufl. 1870.

[14]) Hahn, J. G. von, Albanesische Studien. Wien. 1853. 4. — Camarda, Dem., Saggio di grammatologia comparata della lingua Albanese. Livorno. 1864—67. 8. 2 Thle.

[15]) Curtius, Georg, Grundzüge der griechischen Etymologie. Leipzig. 1858. 8. 2 Thle. II. Aufl. (1 Bd) 1866. III. Aufl. 1870. IV. Aufl. 1874. — Derselbe. Das Verbum der griechischen Sprache. Leipzig. 1873. 8. I. — Meyer, Leo, Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache. Berlin. 1861—65. 8. 2 Bde. — Kühner, Raph., Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. II. A. Hannover. 1869—72. 8. 2 Bde. — Mullach, F. W. A., Grammatik der griechischen Vulgärsprache. Berlin. 1856. 8.

7. Letto-slavische Gruppe: *a.* Slavische Sprachen[1]): Altslavisch,[2]) Bulgarisch, Russisch, Serbisch, Slovenisch, Tschechisch-Slovakisch, Polnisch, Polabisch,[3]) Wendisch. *b.* Lettische Sprachen: Altpreussisch,[4]) Litauisch,[5]) Lettisch.[6])
8. Germanische Gruppe:[7])

a. Skandinavische Sprachen: Altnordisch,[8]) Schwedisch, Norwegisch, Dänisch.

b. Gothisch.[9])

c. Germanische Sprachen[10]): Hoch-Deutsch (Alt-, Mittel-, Neu-), Nieder-Deutsch (Alt-, Mittel-, Neu-), Angelsächsisch, Englisch, Friesisch, Niederländisch.

---

[1]) Miklosich, Franz, Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. Wien. 1852—76. 8. 4. Bde. I. Lautlehre, II. Stammbildungslehre, III. Formenlehre, IV. Syntax.

[2]) Schleicher, Aug., Die Formenlehre der kirchenslavischen Sprache. Bonn. 1852. 8.

[3]) Schleicher, Aug., Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache. St. Petersburg. 1871. 8.

[4]) Nesselmann, G. H. F., Die Sprache der alten Preussen. Berlin. 1845. 8. Derselbe. Thesaurus linguae Prussicae. Berolini. 1873. 8.

[5]) Schleicher, Aug., Handbuch der litauischen Sprache. Prag. 1856—57. 8. 2 Bde.

[6]) Bielenstein, A., Die lettische Sprache nach ihren Lauten u. Formen. Berlin. 1863—64. 8. I. II. — Derselbe. Handbuch der lettischen Sprache. Mitau. 1868. 8. I.

[7]) Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. Göttingen. 1819. 8. II. Aufl. 1822. 4 Bde. III. Aufl. 1840. IV. Aufl. Berlin. 1869. — Scherer, Wilh., Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin. 1868. 8.

[8]) Wimmer, L. F. A., Oldnordisk formlaere til Brug ved Undervisning og Selvstudium. Steen. 1870. 8. Uebers. von E. Sievers. Halle. 1871. 8.

[9]) Ulphilas, Vet. et nov. testam. vers. fragm. cum glossario et gramm. ling. gothicae edd. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Lipsiae. 1843—46. 4. 3 pt. = 2 voll. — Meyer, Leo, Die gothische Sprache. Berlin. 1869. 8.

[10]) Schleicher, Aug., Die deutsche Sprache. Stuttgart. 1860. 8. II. Aufl. 1869. III. Aufl. 1874. — Koch, C. Friedr., Historische Grammatik der englischen Sprache. Weimar. 1863—65. 8. 3 Bde.

C) Die Elemente der Sprache.

I. Der Satz.

Gemäss unserer Auffassung der Sprache als des Organs und zugleich Ausdruckes des menschlichen Denkens müssen wir von jener Einheit ausgehen, in welcher sich die Function der Sprache als solcher offenbart, nämlich dem kürzesten, einfachsten Ausdrucke des Gedankens, dem Satze. — Die ganze menschliche Rede ist aus Sätzen zusammengesetzt, die einzelnen Theile des Satzes, die Worte, haben nur insoferne eine bestimmte reale Bedeutung, als sie eben Bestandtheile des Satzes bilden.*)

Gleich dem Gedanken gründet sich der Satz vor allem auf zwei Elemente, nämlich die Ausdrücke einer als besonders aufgefassten und einer zweiten ihr übergeordnet gedachten Vorstellung, welche mit jener verbunden wird, d. i. Subject und Prädicat.**) In der Auffassung und Darstellung dieses Verhältnisses sind

*) Die Formen *ἵππο-ς*, *ἵππο-ν*, *ἵππ-ῳ* u. s. w. werden erst im Satze zu dem, was sie ihrer Natur nach sein sollen, nämlich zu den Ausdrücken des Subjects, des näheren und ferneren Objects u. s. w., da sie vermöge der am Ende stehenden formalen Exponenten auf etwas ausserhalb ihnen selbst Liegendes hinweisen. Streng genommen kommt nur dem Satze wahre Realität zu und die einzelnen Worte sind mehr oder weniger Abstractionen (ebenso wie nur die ganze ungetheilte Anschauung der volle Ausdruck der Realität ist und die einzelnen Vorstellungen, in welche die Anschauung aufgelöst wird, Producte der subjectiven Denkthätigkeit sind); dies geht schon aus dem Umstande hervor, dass es sehr schwer ist, mit grammatisch Ungebildeten sich über das, was ein Wort ist, zu einigen, ein Umstand, über welchen Missionäre und Reisende unter wilden Völkern viel zu erzählen wissen.

**) Dass der Unterschied dieser beiden Elemente nicht auf einer blossen Uebertragung der gleichnamigen logischen Kategorien beruht, sondern in der Grammatik selbst begründet ist, darüber vgl. man Steinthal's „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues." Berlin. 1860. 8. S. 324.

nun die Sprachen sehr verschieden. Während meist nur jene Sprachen, welche den Unterschied zwischen Stoff und Form aufgefasst haben, durch direkte Verbindung von Subject und Prädicat einen Satz herzustellen im Stande sind und in Folge dessen auch einen Ausdruck für das Subjectsverhältniss besitzen, ist jenen Sprachen, welche Stoff und Form von einander nicht unterscheiden, entweder ein solcher Ausdruck schlechterdings nicht möglich, da nicht das Verhältniss der Ueber- und Unterordnung, sondern das der äusseren Verbindung (des Besitzes) ausgedrückt wird, oder es werden die beiden Vorstellungen, die erst verbunden werden sollen, gleich als ungelöste Einheit aufgefasst, d. h. es findet eine Vermengung des prädicativen Verhältnisses mit dem attributiven statt. Das Erstere findet sich z. B. in den Indianersprachen Nord-Amerikas, in den Tagala-Sprachen auf den Philippinen u. s. w., das letztere in der formlosen Sprache Annams und anderen Idiomen gleicher Richtung.*)

Wenn wir uns einer näheren Untersuchung dieser und anderer ähnlicher Verhältnisse zuwenden, so dürfen wir uns durch die Schale, den Laut, ja nicht täuschen lassen, sondern müssen immer an den Kern, den inneren Sprachsinn, der in einfachster Weise im Satze sich offenbart, uns halten. Das chinesische *tšun kuĕ džin* „Bewohner des Reiches der Mitte" (Mitte — Reich — Mensch) ist, an der Spitze eines Satzes stehend, ebenso bestimmt, wie das altindische *manuśêndras* (= *manuśa-indra-s*) „Menschen-Fürst." Es ist eben so gut Nominativ (Ausdruck des Subjectes) wie dieses, obwohl es nicht gleich diesem ein Zeichen des Nominativs an sich trägt, und das Abhängigkeitsverhältniss (der Genitiv) der einzelnen Glieder zu einander ist ebenso hier wie dort nur durch die Stellung der Glieder ohne jeglichen lautlichen Ausdruck angedeutet. Ueberhaupt muss man bei Ergründung des inneren Sprachsinnes sich stets vor Augen halten, dass die an den einzelnen Worten zu Tage tretenden Exponenten der grammatischen Form nicht diese selbst erzeugen, sondern sie nur bedeuten.

Bei den Untersuchungen dieser Art d. h. jenen Untersuchungen, die sich auf die Betrachtung des Satzes gründen, müssen wir aufs dringendste empfehlen, von jener Sprach-Rich-

*) Vgl. Steinthal a. a. O. 325.

tung auszugehen, die allein als unverfälschter Ausdruck des Volksgeistes gelten kann, nämlich von der Sprache des Volkes und zwar zunächst wie sie im täglichen Verkehre lebt, und dann wie sie sich in den echt volksthümlichen Erzeugnissen, wie den Sprüchwörtern, Liedern, Märchen, Räthseln, offenbart. Nur diese Sprachrichtung kann als genuin, d. h. von fremden Einwirkungen unbeeinflusst gelten, während in der Sprache der Kunst theils Einwirkungen fremder Art, theils subjective Einflüsse von Seite des Künstlers sich geltend machen. Nur selten kommt es vor, dass diese Einwirkungen entweder ganz fehlen oder in sehr geringem Masse vorhanden sind. Dies ist nur bei den sogenannten Classikern, Schriftstellern, welche die Kunst mit der Volksthümlichkeit zu vereinigen verstehen, der Fall.

Es wird uns, die wir an eine so ausgezeichnete Prosa gewöhnt sind, wie es die unsere ist, in der That schwer, sich in den einfachen Fügungen der sogenannten Natursprachen zurechtzufinden, denen für viele Modalitäten des Gedankens, die uns so nothwendig erscheinen, der Sinn vollkommen fehlt. Wir müssen aber wohl bedenken, dass auch unsere Ursprache ehemals in ebenso einfachen Fügungen sich bewegte. Wem wird bei Lesung der achämenidischen Keilinschriften und der alt-indischen Veda-Hymnen nicht die ungemein grosse Einfachheit aufgefallen sein, eine Einfachheit, die vielfach an die schmucklose und eben deswegen überaus kräftige Darstellungsweise der Bibel erinnert? In dieser Einfachheit steckt zum nicht geringen Theile die Kraft und der Reiz der poetischen Form, welche der alten Darstellungsweise im Gegensatze zur Prosa treu geblieben ist.

Vergleicht man die griechische Prosa mit der alt-indischen, so wird man bald des tiefgreifenden Unterschiedes zwischen beiden gewahr. Auf der einen Seite eine grosse Mannigfaltigkeit der Satzverbindung und ein Zusammenfassen kleinerer Theile zu einem grossen Ganzen, auf der anderen Seite grosse Einfachheit, die nur durch Wachsthum im Bereiche des Nomens sich zu entfalten im Stande ist. Man kann die einfache Form der letzteren Art auf dieselben Grundlagen wie im Hebräischen, nämlich auf einfache Nebensetzung (Parataxis) und Entgegensetzung (Antithesis) zurückführen. Alle übrigen Arten der Verbindung sind nur Modificationen dieser beiden und von der Sprache durch Entwicklung gewisser

formal aufgefassten Elemente ursprünglich substantivischer Natur bewerkstelligt.

Wenn wir von da aus die Darstellungsweisen der Völker indo-germanischen Stammes betrachten, so wird uns klar werden, dass jene Form der Darstellung, wie sie das Griechische besitzt, die wir schlechtweg Prosa nennen, ein specifisches Erzeugniss des hellenischen Volksgeistes ist und dass sowohl die Römer als auch wir modernen Culturvölker sammt den Arabern diese Form der Rede von den Griechen übernommen haben. Behufs dieser Darstellungsform hat die Sprache der Hellenen eine Reihe eigenthümlicher Worte, sogenannter Partikeln, entwickelt, die theils auf altes überkommenes Erbgut, das nur differenzirt wurde, zurückgehen, theils neue auf griechischem Boden entstandene Schöpfungen sind.

Dass die Nachahmung solcher Form den Charakter einer Sprache, in deren Natur jene nicht gelegen ist, trübt und die Sprache oft geradezu unverständlich macht, dies beweisen manche Uebersetzungen der Bibel, wie auch der Umstand, dass beinahe in jeder Literatur einzelne Schriftsteller, welche eine fremde Form durchzuführen suchten, welche später nicht durchgriff, als dunkel und schwer verständlich gelten.

Wenn wir nun in den einzelnen Sprachen von diesen mehr weniger fremden Richtungen absehen und nur an das, was wahrhaft volksthümlich ist, uns halten, so wird uns dasjenige, was wir den inneren Sprachsinn nennen (jene Kraft des Geistes, welche sich in der Auffassung und lautlichen Darstellung seiner Vorstellungen offenbart), klar werden und wir werden sehen, wie verschieden dieser bei den verschiedenen Völkern in den verschiedenen Sprachen sich manifestirt.

II. Das Wort.

§. 1. Der Sprachstoff an und für sich.

Die Grundlage der Sprache bilden nach aussen hin gewisse Lautcomplexe, die innerlich den durch die Sinne vermittelten oder durch die Sinnesthätigkeit angeregten Anschauungen entsprechen. Man nennt sie, sofern sie untheilbare Einheiten, d. h. Einheiten repräsentiren, die, soll der an ihnen haftende

Sinn nicht zerstört werden, einer ferneren Analyse nicht unterworfen werden können — Wurzeln.

An den Lautcomplex *sta* (altindisch *sthâ*, altbaktrisch *stâ*, griechisch στα, lateinisch *sta* u. s. w.) knüpft sich in den indogermanischen Sprachen die Anschauung jenes Zustandes eines Dinges, der durch den Mangel einer Bewegung charakterisirt wird, des Zustandes der Ruhe, wie er hauptsächlich im Geradestehen des Dinges sich äussert. Dieser Lautcomplex *sta* ist als Wurzel untrennbar, denn zieht man nur einen Buchstaben von demselben ab, so geht die an der Lautgruppe *sta* haftende Bedeutung verloren, indem weder *st* noch *ta* noch auch *sa* irgend etwas, oder aber nicht das bedeuten, was durch *sta* ausgedrückt wird.

Aus Wurzeln ist in letzter Instanz jede menschliche Sprache aufgebaut.

Dieser Satz ist zwar theoretisch ebenso sicher als etwa das Axiom, dass $1 + 1 = 2$ ist, er lässt sich aber nicht auf dem Gebiete jeder Sprache mit der gleichen Evidenz beweisen. Nicht alle Sprachen lassen eine sichere Zurückführung aller ihrer Formen auf einfache einsilbige Wurzeln zu. In vielen Fällen haben nämlich lautliche Vorgänge sich geltend gemacht, welche den Zusammenhang der aus einer Wurzel hervorgegangenen Bildungen verwischt und in Folge dessen das Wiederfinden der Wurzel in denselben unmöglich gemacht haben. In anderen Fällen haben gewisse Stammbildungen frühzeitig um sich gegriffen und das Sprachmaterial derart nivellirt, dass die in den einzelnen Bildungen steckende Wurzel nie recht zum Bewusstsein gelangen kann. Ein Beispiel für den letzteren Vorgang liefern uns die semitischen Sprachen. In diesen bilden nämlich nicht einsilbige Wurzeln, sondern mehrsilbige, regelrecht aus drei festen Consonanten bestehende Nominalstämme die letzten untrennbaren Elemente, an denen die den Sprachformen innewohnenden Anschauungen haften. Wenn sich auch durch Zusammenstellung solcher Stämme von begrifflich verwandten Bedeutungen und theilweise identischem Lautkörper in den dem letzteren gemeinsamen Laut-Elementen die den Stämmen zu Grunde liegenden Wurzeln vermuthen lassen, so haben doch diese innerhalb des semitischen Sprachbewusstseins keine Realität, da der Semite an sie keine bestimmte Anschauung zu knüpfen vermag. In den arabischen Stämmen: *faraǵa* „spalten“, *farida*

„abgetrennt, allein sein", *farasa* „absondern", *farasa* „zerreissen", *faraša* „auseinander breiten", *faraḍa* „einschneiden", *faraqa* „zerbrechen", *farama* „zerkleinern" stecken gewiss die beiden Consonanten *f-r* als Wurzel; diese aber ist für den Semiten ein Unding, da er mit ihr keine bestimmte Vorstellung verbindet.

Der auf Grundlage der Wurzeln vor sich gehende Sprachprocess ist derart, dass das denkende Subject die durch die Wurzeln zum Ausdrucke gelangenden Vorstellungen bearbeitend (d. h. bald zerlegend, bald mit einander verknüpfend), daraus bestimmte Worte (Repräsentanten näher bestimmter, determinirter Anschauungen) formt. In der Art und Weise aber, wie die primitiven Anschauungen näher bestimmt — wie aus den rohen Wurzeln die fertigen Worte — Theile eines Satzes — herausgebildet werden, gehen die verschiedenen Sprachen weit auseinander. Während jene Sprachen, welche den principiellen Unterschied zwischen dem Stoffe (dem von aussen Gegebenen) und der Form (dem von innen aus zum Stoffe Hinzutretenden) festhalten, auch vom Anfange an zweierlei verschiedene Lautcomplexe für beide ausbilden, also neben den Stoff-Wurzeln auch Form-Wurzeln entwickeln, bleiben jene Sprachen, welchen der principielle Unterschied zwischen Stoff und Form nicht ins Bewusstsein gedrungen ist, bei den Stoff-Wurzeln stehen und sehen dort, wo wir Form im Gegensatze zum Stoff zu sehen gewohnt sind, nur Stoff. Wir wollen damit nicht behaupten, dass jene Sprachen, welche kein Verständniss für die Form besitzen, neben den Stoff-Wurzeln nicht auch andere Wurzeln entwickelt hätten, welche unseren Formwurzeln analog sind (z. B. Pronominal- und Adverbialstämme), aber diese Wurzeln werden von der Sprache nicht anders denn als Stoffwurzeln gefühlt — was sich namentlich aus dem Umstande ergibt, dass die Sprache dort, wo reine Formwurzeln zur Verwendung kommen sollten (bei der Flexion, Conjugation), diese nicht zur Anwendung bringt, sondern vielmehr reine Stoffwurzeln dazu verwendet.

Wir können also trotzdem behaupten: Alle Sprachen kennen Stoffwurzeln, während nur jene Sprachen, welche ein Verständniss für den Unterschied zwischen Stoff und Form besitzen, neben diesen noch eine zweite Kategorie von Wurzeln, nämlich Form-Wurzeln, entwickelt haben.

Umgekehrt gibt es eine Sprache, die den Unterschied zwischen Stoff und Form genau auffasst, aber trotzdem nur Stoffwurzeln kennt. Es ist das Chinesische. Das Chinesische formt die unbestimmten Stoffwurzeln innerhalb des Satzes zu bestimmten concreten Wortformen durch die Wortstellung — also ein rein syntaktisches Moment, was nach unserer Ansicht eine viel tiefere, geistigere Auffassung der Form verräth, als sie selbst in unseren so vollendeten flectirenden Sprachen stattfindet.

Wir gehen nun zur Betrachtung der beiden in den Sprachen vorhandenen Kategorien von Wurzeln über.

Die Formwurzeln tragen gegenüber den Stoffwurzeln das eine äusserliche Merkmal an sich, dass sie in der Regel überall einsilbig erscheinen und, wo dies nicht der Fall ist, aus einsilbigen Elementen zusammengesetzt sind, also dann eigentlich zwei Wurzeln repräsentiren. Sie bezeichnen nichts, was durch äussere Anregung entstanden sein könnte, sondern durchwegs Subjectives, durch die Thätigkeit und Stellung des Subjectes Bedingtes. Also das Ich und seinen Gegensatz: das nähere Nicht-Ich (das Du) und das fernere Nicht-Ich (das Er), das Da, das Dort, das Oben, das Unten, das Vorne, das Hinten, das An und für sich — die Abhängigkeit — das Allgemeine, das Besondere, die Substanz, die Qualität, also lauter Grössen, die ihren Ursprung nicht in der Aussenwelt, sondern lediglich in der inneren Gedankenwelt des denkenden Subjectes haben. Gleichwie aber die Begriffe, welche durch diese Lautcomplexe ausgedrückt werden, zu bestimmten Anschauungen umgeformt werden können, ebenso können auch diese Lautcomplexe rein formaler Natur selbst die Geltung von Stoffelementen annehmen und sogar diese vertreten.*) Dies ist aber das Spätere, nicht das Frühere, und das gänzliche Verkennen der Sachlage hat die meisten Sprachforscher über die Natur dieser Elemente getäuscht.

---

*) Dies ist dann der Fall, wenn wir den sogenannten Pronominalwurzeln flectirt begegnen, d. h. wenn aus einer Pronominalwurzel bestimmte Casusformen abgeleitet oder wenn Adverbien und Präpositionen von ihr gebildet werden. In diesem Falle stellen sich die ursprünglich mit den formbildenden Suffixen gleichwerthigen Pronominalstämme zu den ersteren in das Verhältniss von Stoff zur Form. Dass aber dieses Verhältniss kein ursprüngliches ist, liegt für jeden in sprachwissenschaftlichen Dingen Bewanderten ganz offen zu Tage.

Gleich den Formwurzeln scheinen auch die Stoffwurzeln ursprünglich durchgehends einsilbig gewesen zu sein. Sie sind es aber de facto gegenwärtig nur in den wenigsten Sprachen. So z. B. in den indo-germanischen Sprachen. Dagegen sind in den semitischen Sprachen die Stoffwurzeln, wie schon oben bemerkt wurde, durchgehends aus drei Consonanten aufgebaut und werden im Arabischen dreisilbig, sonst überall zweisilbig gesprochen. Alle Wurzeln, die nicht solcher Art beschaffen, also kürzer sind, können mit Sicherheit als lautliche Verstümmlungen jener nachgewiesen werden.

Dieser Satz findet selbst auf jene Nominalbildungen, die man für die ältesten zu halten pflegt, nämlich die Familien-Ausdrücke (Vater, Mutter, Bruder, Schwester u. s. w.) und mehrere zu Partikeln verblasste alte Casusformen bestimmter Nomina Anwendung. Die hebräischen Worte *âbh* „Vater", *âχ* „Bruder", haben am Ende den Wurzelbuchstaben *v* verloren, ebenso hat das Wort *êm* „Mutter" = arab. *umm-ŭ* in seinem *m* den dritten Radicalbuchstaben assimilirt, der bei darauffolgender Silbe (*imm-î* „meine Mutter") ganz deutlich hervortritt. Die hebräische Partikel *êth* fasst zwei Formen verschiedener Bedeutung in sich, die ursprünglich auch von einander lautlich geschieden waren. Die eine Form, mit der Bedeutung „bei, mit", ist aus *ent* oder *int* hervorgegangen, während die andere, mit der Bedeutung einer accusativischen Hervorhebung des darauffolgenden Nomens, aus *ôth* oder zuletzt aus *ajvath* sich entwickelt hat. Daher lautet bei darauffolgendem Pronomen der I. pers. sing. die erstere *itt-î* „mit mir" (für *int-î*), die letztere *ôth-î* „mich".

Aehnlich ist das Verhältniss in den malayo-polynesischen Sprachen. Die meisten Stoffwurzeln sind hier mehrsilbiger Natur, nur wenige sind einsilbig und bei diesen besteht grösstentheils der Verdacht, dass sie aus mehrsilbigen durch den immer mehr und mehr um sich greifenden Process der Lautzersetzung sich entwickelt haben.

Wenn nun auch, wie wir gesehen haben, die wenigsten Sprachen einsilbige Stoffwurzeln darbieten, so können wir dennoch den Satz aussprechen, dass auch die Stoffwurzeln einstens sämmtlich einsilbig gewesen sein müssen. Wir müssen diesen Satz um so nachdrücklicher aussprechen, als sich vom Standpunkte der reinen Theorie nur ein solcher Zustand begreifen lässt, abge-

sehen davon, dass die Sprachgeschichte selbst manche werthvolle Belege für diese Ansicht bietet. Freilich ist die Art und Weise der Entwicklung der hypothetisch angenommenen einsilbigen Wurzel zu dem faktisch in der Sprache sich findenden mehrsilbigen Elemente in das tiefste Dunkel gehüllt und wird es der Wissenschaft kaum je gelingen, den Schleier mit Erfolg zu lüften.

§. 2. Der Sprachstoff im Verhältniss zum Denken.

In dem Verhältnisse des denkenden Subjectes zum Object und den Verhältnissen der Objecte zu einander ist die weitere Entwicklung des Sprachstoffes zu den die Sprache constituirenden Formen gegeben. Nachdem die im Ganzen unbestimmte Wurzel als concreter Repräsentant eines Thätigen gefasst wurde, sind nur zwei Fälle möglich, nämlich 1. das durch die Wurzel repräsentirte Thätige wird auf das Subject oder andere für dieses substituirte Grössen bezogen, oder aber 2. zu einem anderen Thätigen in irgend ein bestimmtes Verhältniss tretend gedacht. Im ersteren Falle entsteht ein Ausdruck, den wir Verbum nennen, im letzteren Falle ein Nomen. In Verbal- und Nominal-Ausdrücken bewegt sich die Sprache — ein Drittes ist nicht möglich.

In Bezug auf den Verbal-Ausdruck besteht ein wesentlicher Unterschied darin, ob nämlich die Anschauung des Thätigen als eines selbstständig Thätigen, eines Agens, oder eines nur bedingt Thätigen, das zur Hervorbringung seiner Thätigkeit ein anders Thätiges voraussetzt, gefasst wird. Ein ferneres Moment des Unterschiedes bildet der Umstand, ob das Subject oder die ihm substituirte Persönlichkeit sich mit dem Agens vollständig identificirt (was mit der Auffassung des Thätigen als Agens nothwendig geschehen muss), oder ob die erwähnte Persönlichkeit die Thätigkeit (die dann als etwas unselbstständig Thätiges gefasst erscheint) auf sich in Beziehung setzt. Diese doppelte Auffassung drückt sich schon in der Art der Aussage und des Baues der betreffenden Formen deutlich aus. Während nämlich in dem einen Falle, wo die Auffassung des Thätigen als eines Agens und Identificirung desselben mit einer Persönlichkeit stattfindet, die Art der Aussage ein förmliches Urtheil darstellt (die Persönlichkeit ist hierin das Subject und das Agens das Prädicat), und der dadurch gebildete Ausdruck einen Satz

selbstständig zu bilden vermag, ist in dem anderen Falle, wo die Auffassung des Thätigen als eines bedingt Thätigen (einer Thätigkeit, die ein Thätiges voraussetzt, eines durch Thätigkeit Verursachten u. s. w.) und in Folge dessen nur äussere Beziehung zu einer Persönlichkeit stattfindet, die Art der Aussage keine vollständige, und vermag in Folge dessen auch nicht allein einen Satz zu bilden. Sie ist in Folge dessen eigentlich kein Verbalausdruck, wie wir ihn zu fassen gewohnt sind, sondern nur ein mit pronominalen Beziehungssuffixen bekleideter Nominal-Ausdruck. Wir werden weiter unten sehen, dass eigentlich die wenigsten Sprachen ein Verbum in unserem Sinne besitzen, dass sie vielmehr dort, wo wir einen Verbalausdruck erwarten, diesen durch mit Pronominalsuffixen bekleidete Nominalformen ersetzen.*)

Nach diesem wird es möglich sein, eine genaue Definition der beiden die Sprache constituirenden Ausdrücke, des Verbums und des Nomens nämlich, zu geben. Wir definiren sie folgender Massen:

Verbum ist die Verbindung eines durch die Wurzel oder deren Ableitung bezeichneten Ausdruckes eines selbstständig Thätigen mit einem Pronominal-Elemente persönlicher Natur in prädicativer Weise (d. h. derart, wie im Satze Subject und Prädicat mit einander verbunden werden). Z. B. altind. *bibhar-ti*, *bhar-a-ti* „er trägt“ = „tragend- (ist) er“ griech. φέρει, latein. *fert* u. s. w., worin der ziemlich variable Wurzeltheil einen Agens-Stamm bezeichnet, der zu dem persönlichen Pronomen (ich, du, er u. s. w.) in dem Verhältnisse des Prädicats zum Subjecte steht. *bharati*, φέρει, *fert* sind fertige Sätze, die alles, was zu einem Satze nothwendig gehört, in sich enthalten.

Nomen ist die Verbindung eines durch die Wurzel oder deren Ableitung bezeichneten Ausdruckes eines selbstständig oder bedingt Thätigen mit einem Form-Elemente in abhängiger Weise (die also eine Beziehung auf etwas ausserhalb des

*) In die Reihe dieser Sprachen gehört selbst die Sprache des ältesten Culturvolkes der Erde, der Aegypter. Das Altägyptische besitzt kein Verbum im strengen Sinne des Wortes und erst die jüngste Tochter desselben, das Koptische, hat es durch Verstümmlung des beim Verbalausdrucke zur Verwendung kommenden verbum substantivum zu Formen gebracht, die einige Massen als echte Verba betrachtet werden können (vgl. weiter unten).

Ausdruckes Stehendes enthält). Z. B. die semitischen Ausdrücke *'abdu-ka* „dein Diener", *'abdu-hu* „sein Diener", *'abdi-ha* „deines Dieners", *'abdi-hi* „seines Dieners" enthalten zwar dieselben Elemente, wie die obigen Verbalausdrücke, nämlich ein Nomen agentis und ein Pronominal-Suffix, jedoch das Verhältniss beider zu einander und in Folge dessen die Geltung des letzteren Elementes sind ganz andere. Sie stehen nicht im Subject-Prädicat-Verhältnisse zu einander, sondern im Verhältnisse der Abhängigkeit und das Pronominal-Element hat in Folge dessen nicht subjective, sondern possesive Geltung. Diese Ausdrücke sind nicht im Stande, an und für sich einen Satz zu bilden, da ihnen alle Anforderungen an einen solchen mangeln.

In den beiden Kategorien Verbum und Nomen (sagten wir oben) geht die ganze Sprache auf. Ja wir können noch hinzusetzen: die wenigsten Sprachen kennen diesen uns dürftig scheinenden Reichthum — die meisten Sprachen bewegen sich ausschliesslich in Nominalausdrücken, die durch Pronominalwurzeln (aber stofflicher, nicht formaler Natur) zu grösseren Einheiten verbunden werden.

Um die Richtigkeit unserer Ansicht, dass nämlich die Formen der Sprache in den zwei Kategorien Nomen und Verbum aufgehen, zu erweisen, wollen wir nur auf jene Sprachen, welche relativ die meisten grammatischen Kategorien entwickelt haben, unsere indo-germanischen nämlich, einen kurzen Blick werfen. Wie bekannt, werden hier, abgesehen von den Interjectionen, welche eigentlich der vorsprachlichen Stufe (d. h. dem Gebiete der Gefühlssprache) angehören, neben Nomen und Verbum noch aufgezählt: das Adjectivum, das Pronomen, das Numerale, das Adverbium, die Präposition und die Conjunction.

Nun weiss aber Jedermann, der die indo-germanischen Sprachen in ihrer historischen Entwicklung zu verfolgen im Stande ist, dass beinahe alle die zuletzt angeführten Redetheile eigentlich der nominalen Sphäre angehören, da sie im Grunde nichts anderes als theils ganz reine, lebendige, theils versteinerte Nominalformen repräsentiren. Das Adjectivum ist seiner Natur nach ein reines Nomen und vom Substantivum nur durch den syntaktischen Gebrauch unterschieden; das Pronomen erweist sich durch seine Behandlung und Verwendung ebenso als ein reines Nomen. Das Numerale repräsentirt ganz bestimmte Nominal-Ausdrücke, wenn

auch die Ableitung der meisten derselben schwer ist, da die innere Sprachform dieser Ausdrücke in Folge des häufigen Gebrauches einerseits und der daran geknüpften abstracten Bedeutung andererseits frühzeitig verloren gegangen zu sein scheint. Dass die Adverbien bestimmte Casusformen von Adjectiven darstellen, ist allgemein bekannt. Was nun endlich die Präpositionen und Conjunctionen anbelangt, so steht der Zusammenhang der meisten mit den Pronominalbildungen ausser Zweifel, nur wenige derselben stellen Casusformen von Nominalbildungen dar, wie z. B. die Präposition-Conjunction *api* = griech. ἐπί. Dieselbe ist aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als der Local einer alten Nominalform *ap* „Erlangung" von der Wurzel *ap* „erlangen", wie sie noch im lateinischen *ad-ip-iscor* und in dem Participium perf. pass. *ap-tus* „passend" eigentlich „anliegend" vorliegt. Darnach bedeutet *ap-i* „in der Erlangung", woraus sich einerseits die griechische Praeposition ἐπί in der Bedeutung „zu", andererseits das indische *api* im Sinne von „auch — und" entwickelt hat.

Die altindische Partikel *iva* „wie", „gleichwie" (enklitisch) ist aus *ivat* verstümmelt und eigentlich ein adverbialer Ausdruck (Neutrum), abgeleitet vom Stamme *ivant*, der von *i* „dieser" mittelst des Suffixes *vant* ebenso abgeleitet ist, wie *balavant* „kräftig" von *bala* „Kraft." Der Bedeutung nach geht *ivat* mit *pitṛvat* „wie ein Vater", *mâtṛvat* „wie eine Mutter" parallel und bedeutet sonach „wie dieser." Desselben Stammes wie *iva* sind die Partikel *êva* „also", welche gemeiniglich ein vorhergehendes Wort hervorhebt und von *iva* ursprünglich nur durch den stärkeren Accent unterschieden worden zu sein scheint, und das Adverbium *êvam* „also", „dieser Art", eine neutrale Form der Partikel *êva*.

Die arabischen Grammatiker, welche weder von der historischen Sprachwissenschaft, noch vom semitischen Sprachstamme eine Ahnung hatten, vertheilen den ganzen Sprachstoff in drei Kategorien, nämlich 1. ism (Nomen), 2. fi'l (Verbum) und 3. ḥarf (Partikel). Nun gibt es aber in der letzten Kategorie eine Menge von Formen, die als echte Nomina sich verrathen. Dahin gehören vor allen die Präpositionen (ǵâr), die insgesammt das Nomen, welches zu ihnen gehört (maǵrûr), im Genitiv zu sich fordern. Eine solche Construction ist aber nur zwischen zwei Nominal-

ausdrücken möglich. Ebenso sind die Possessiv-Suffixe der Präpositionen mit jenen der Nomina vollkommen identisch, also *'alai-ka* „auf dich", *'alai-hi* „auf ihn", ganz gleich mit *'abdi-ka* „deines Dieners", *'abdi-hi* „seines Dieners" u. s. w.

Es entsteht also der mit Recht begründete Verdacht, dass das χarf zum grössten Theile nichts anderes ist als ein versteinertes und in Folge des häufigen Gebrauchs zu abstracten Zwecken lautlich zerrüttetes ism, wodurch wir auf die zwei Hauptkategorien ism und fi'l hingeführt werden.

§. 3. Verhältniss der Wort-Kategorien zur Wurzel.

Im Verhältniss zur Wurzel ist dort, wo ein Unterschied zwischen den beiden Kategorien Verbum und Nomen durchgeführt erscheint, derselbe ursprünglich nicht vorhanden; wir können uns daher um so weniger wundern, wenn jene Sprachen, die einen so principiellen Unterschied, wie er zwischen Verbum und Nomen besteht, gar nicht fassen, denselben auch von der Entwicklung der Wurzel aus zur bestimmten Wortkategorie nicht kennen.

Verbum und Nomen sind also, was ihre Ableitung von der Wurzel aus anlangt, von einander nicht verschieden — sie sind mit einander identisch. Der Unterschied zwischen beiden beginnt erst dort, wo das Verhältniss zum Subject oder Object ausgedrückt werden soll — also grammatisch ausgedrückt bei der Flexion.

Der Stamm *bhar-a* liegt im Altindischen sowohl der Flexion des Nomens (Nom. *bhar-a-s*, Accus. *bhar-a-m*) als auch der Flexion des Verbums (*bhar-â-mi*, *bhar-a-si*, *bhar-a-ti*) zu Grunde und hat in beiden Fällen einen und denselben Werth als nomen agentis „tragend, Träger."

Die Ableitung des indifferenten Nominal-Verbal-Themas von der Wurzel aus findet in der Regel durch äusseren Lautzuwachs statt, dem in vielen Fällen eine Veränderung des Inneren der Wurzel (ihres vocalischen Bestandes) parallel geht; in wenigen Fällen, die aber entschieden zu den ältesten gehören, tritt die Wurzel unverändert als bestimmtes Nominal-Verbal-Thema auf, wo natürlich, obschon beide, nämlich Wurzel und Stamm, lautlich ganz gleich erscheinen, sie dennoch virtuell von einander ganz verschieden gefasst werden müssen.

Merkwürdiger Weise pflegen selbst jene Sprachen, welche den Unterschied zwischen Stoff und Form innerhalb des Sprach-

Organismus nicht gefasst haben, die Ableitungen von der Wurzel (also nicht Beziehungen, sondern innere Bestimmungen) durch Elemente zu bezeichnen, die man wegen nachweisbaren Mangels einer selbstständigen Bedeutung eher für Form- als für Stoff-Elemente halten könnte. So z. B. die malayo-polynesischen Sprachen, die an solchen inneren Bestimmungen ungemein reich sind. Doch scheinen, da ein Zusammenhang mit Pronominal-Wurzeln nicht vorliegt, diese Elemente einer lautlichen Verstümmlung aus reinen Stoff-Elementen ihre Entstehung zu verdanken, was in anderen Sprachen, die von demselben Princip ausgehen, an einzelnen dieser Elemente nachgewiesen werden kann (z. B. in den ural-altaischen Sprachen).

§. 4. Entwicklung der beiden Wort-Kategorien Nomen und Verbum.

A) Nomen.

Wie wir schon bemerkt haben, ist unter dem Nomen der Ausdruck eines unbedingt oder bedingt Thätigen zu verstehen und zwar ohne Identificirung desselben mit einer der drei Personen. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, dass der Ausdruck auf eine der drei Personen bezogen werden könne, wie denn auch jene Sprachen, welche diese Beziehungen dem Nominal-Ausdrucke incorporiren (d. h. sogenannte Possessiv-Suffixe entwickelt haben), von solchen Bildungen den ausgedehntesten Gebrauch machen.

Der nächste Unterschied innerhalb des Nominal-Ausdruckes, der so ziemlich von allen Sprachen gefasst und lautlich zur Anschauung gebracht wird, ist jener zwischen einem unbedingt Thätigen und einem bedingt Thätigen. Während das erstere als Handelndes oder handelnd Gedachtes erscheint, ist das letztere immer von einem Handelnden abhängig und erscheint bald als die Handlung selbst, bald als Resultat der Handlung u. s. w.

Im Laufe der Entwicklungsgeschichte der Sprachen macht sich innerhalb der lautlich mannigfaltigen und ursprünglich vielleicht ganz indifferenten Reihen, womit der Sprachgeist die verschiedenen Aeusserungen der Thätigkeit im Verhältnisse zur Grundanschauung zum Ausdrucke bringt, nach und nach ein Unterschied in der Bedeutung geltend, der sich einerseits durch Ausdehnung, andererseits durch Beschränkung auf gewisse Fälle im Sprachbewusstsein immer mehr und mehr befestigt. So scheint

es dann in späterer Zeit, dass gewisse Bedeutungen an gewissen Formen ursprünglich haften, während doch in der That, wie die älteren Sprachzustände zeigen, ähnliche Processe thätig gewesen sind (Selection und Befestigung durch Fortpflanzung), wie wir sie an allen Organismen der Natur wirksam wahrnehmen können.

Die weitere Behandlung des Nomens, wodurch sich eben seine Abtrennung vom Verbum vollständig vollzieht, findet nach zwei Richtungen statt, nämlich nach jenen Verhältnissen, die es an und für sich (innerhalb seiner eigenen Sphäre, wobei Identitäten keinen wesentlichen Unterschied begründen), und nach jenen Verhältnissen, die es gegenüber anderen berühren. Der Ausdruck der ersteren Richtung ist die Kategorie der Zahl, der Ausdruck der letzteren Richtung die Kategorie des Casus.

Was nun die Kategorie der Zahl anbelangt, so beruht sie auf dem allgemeinen Gegensatze der Einheit und Mehrheit, wobei die letztere der ersteren gegenüber als etwas Allgemeines, Abstractes gefasst wird. Dies zeigt sich namentlich an jenen Sprachen, welche die Kategorie der Zahl im Sinne einer Form erfasst haben, den sogenannten flectirenden Sprachen. Andere Sprachen, welche keinen Sinn für Form besitzen (z. B. die Malayischen) fassen den Gegensatz umgekehrt und ihnen gilt die Einheit, zunächst als Repräsentant der Anschauungen überhaupt, für ein Collectivum, während das concrete Einzelne durch Zuhilfenahme eines demonstrativen Elementes gekennzeichnet werden muss. So bedeutet Malayisch *ôraṅ* „der Mensch überhaupt", auch = „Menschen", während „der Mensch", „ein bestimmter Mensch" durch *sa-ôraṅ* ausgedrückt werden muss. Man sagt also *ada ôraṅ di-negri* „es sind Menschen in der Stadt", dagegen *ada sa-ôraṅ yaṅ ber-nâma abd-allah* „es war ein Mann Namens Abd-Allah." Ebenso bedeutet im Viti *a tamata* „Mensch" und „Menschen", *a vatu* „Stein" und „Steine", dagegen „ein Mensch" *e dua na tamata*, „der Mensch" *ko koya na tamata* u. s. w.*)

Aber die Sprachen sind nicht allein bei dem Gegensatze zwischen Einheit und Mehrheit stehen geblieben, sondern

*) Vgl. Reise der Fregatte Novara. Linguistischer Theil von Friedrich Müller. Wien. 1867. 4. S. 335.

haben innerhalb der letzteren eine Specification vorgenommen, die einerseits aus dem Verhältnisse zwischen der redenden und angeredeten Person, andererseits aus der Wahrnehmung, dass gewisse Dinge paarweise auftreten (so namentlich die meisten Sinnesorgane = Augen, Ohren, Nasenlöcher, die Gliedmassen = Hände und Füsse), geflossen zu sein scheint. So bildete sich neben dem Plural, der sprachlichen Bezeichnung der unbestimmten Mehrheit, der Dual, die sprachliche Bezeichnung der Zweiheit, heraus.

Mehrere Sprachen haben mit der Schaffung des Duals die innerhalb der Mehrzahl stattgefundene Specification nicht abgeschlossen, sondern sie dort, wo Anlass zu ferneren Unterschieden sich ergab — beim Pronomen — noch weiter fortgesetzt. Sie scheint durch Einbefassung der dritten, fernstehenden Person in den Kreis der sich unterredenden Personen (der ersten und zweiten) hervorgegangen zu sein und von der ersten Person auf die übrigen sich fortgepflanzt zu haben. So gewinnen wir (z. B. im Viti, wo dies stattfindet) neben dem Dual und Plural noch einen Trial, welcher ganz gleich dem Dual, der durch Zuhilfenahme der Zahl „zwei“ gebildet wird, durch Zusammensetzung mit der Zahl „drei“ entsteht.

Ja hiemit, mit der Schaffung von Singular, Dual, Trial und Plural als bestimmter Wortkategorien, ist innerhalb der ersten Person die Specification noch nicht abgeschlossen. Es macht sich noch ein ferneres Moment geltend, ob nämlich der Redende die Angeredeten in der von ihm gebrauchten Form subsummirt oder nicht. Dadurch entstehen zwei Formen, deren eine, da sie den oder die Angeredeten in sich begreift, wir die inclusive nennen wollen, im Gegensatze zur anderen, welche den oder die Angeredeten ausschliesst, und die wir in Folge dessen als exclusive Form bezeichnen. Durch Combination dieser beiden Momente mit den drei Ausdrücken für die Mehrzahl (Dual, Trial, Plural) ergeben sich innerhalb der ersten Person nicht weniger als sechs Mehrzahl-Formen, nämlich: inclusiver und exclusiver Dual, inclusiver und exclusiver Trial, inclusiver und exclusiver Plural.

Wie es auf den richtigen Gebrauch dieser verschiedenen Formen ankommt, beweist eine Anekdote, die von einem auf den Südsee-Inseln predigenden Missionär erzählt wird. Derselbe wollte im Laufe seiner Predigt die Sündhaftigkeit aller Menschen

und das Bedürfniss nach der Gnade Gottes vor Augen führen und rief dabei emphatisch aus: „Wir alle sind Sünder!“ Er hatte aber dabei nicht des inclusiven, sondern des exclusiven Plurals sich bedient, wodurch das „wir alle“ nicht auf sämmtliche anwesende Gemeindemitglieder, sondern blos auf die Missionäre bezogen wurde. Es lässt sich denken, dass die Heiden über dieses naive Selbstbekenntniss des heiligen Mannes herzlich lachen mussten.

Dass nun, wie wir oben bemerkt haben, wirklich das Verhältniss zwischen der redenden und der angeredeten Person den nächsten Anstoss zur Schaffung der verschiedenen Mehrheitsformen und zwar zunächst des Duals gegeben hat, dies geht aus zweierlei hervor. Erstens aus dem Umstande, dass in der That das Pronomen es ist, an dem die Mehrheitsformen sich am meisten entwickelt haben, und zweitens aus der Wahrnehmung, dass gerade am Pronomen (und zwar der ersten und zweiten Person) diese Bildungen am ältesten sind, was schon daraus hervorgeht, dass die den einzelnen Mehrheitsbildungen zu Grunde liegenden Stämme ein so verschiedenartiges Gepräge an sich tragen — ein Moment, das nur durch innige Verwachsung der beiderseitigen Exponenten mit dem lautlich uniformen Stamme erklärt werden kann.*)

Was nun die lautliche Bezeichnung der Zahl, speciell der Mehrheit gegenüber der Einheit, betrifft, so sind jene Fälle als die einfachsten zu betrachten, wo diese Kategorie stofflich gefasst d. h. durch Ausdrücke, welche „viel, Menge“ u. dgl. bedeuten, bezeichnet wird. Einen solchen Vorgang finden wir im Japanesischen, wo Ausdrücke wie *ohoku-no* „viel“, *tai-sei-no* „in Menge“, *iro-iro-no* „von jeder Sorte“, *kazu-kazu-no* „zahlreich“

*) Vgl. altindisch Singular Nominativ: *aham, tvam*, für die obliquen Casus: *ma-, tva-*, Plural Nominativ: *vayam, yûyam*, für die obliquen Casus: *asma-, yuṣma-* (in dem *sma* kann kein Pluralzeichen stecken, da wir ihm oft im Singular: *tasma-, yasma-, kasma-* begegnen), Dual: *áva-, yuva-*. Weit durchsichtiger sind schon die semitischen Formen des Plurals: 1. pers. *anaχnû*, 2. pers. *antumû*, 3. pers. *humû* gegenüber den Singularformen: 1. pers. *anokhî*, 2. pers. *anta*, 3. pers. *huwa*. An ihnen lässt sich das Element *nû, mû* als Plural-Exponent vom Singular-Stamme leicht ablösen.

u. s. w. zur Bezeichnung des Plurals gebraucht werden. Z. B. *ohoku-no fito*, *tai-sei-no fito* „Menschen." *)

Den gleichen Vorgang finden wir in den malayischen Sprachen wieder. Man sagt z. B. im Dayak: *suñäi* „Fluss", dagegen *karä suñäi* „alle Flüsse", oder *arä suñäi* „viele Flüsse", beides = „Flüsse." Ebenso im Malayischen: *negri* „Stadt", dagegen *segala negri* „alle Städte", für „Städte", und *mânušya* „Mensch", dagegen *sakalîyan mânušya* „alle Menschen" für „Menschen" u. s. w.**)

Geistiger, weil mehr Sinn für Form verrathend, ist jener Fall, wo der Plural durch Reduplication (doppelte Setzung) des Singulars ausgedrückt erscheint. So im Japanesischen z. B. *yama* „Berg", *yama-yama* „Berge", *kuni* „Provinz", *kuni-guni* „Provinzen", *tokóro* „Platz", *tokóro-dokóro* „Plätze." ***)

Derselbe Vorgang findet sich auch in den malayischen Sprachen. Z. B. malay. *râdja* „König", *râdja-râdja* „Könige", javan. *ratu* „Fürst", *ratu-ratu* „Fürsten", *homah* „Haus" *homah-homah* „Häuser." †) Im Quichua: *runa* „Mann", *runa-runa* dagegen „Männer" = „Volk." ††)

Die Reduplication kann dadurch, dass nicht das ganze Wort, sondern nur ein Theil desselben (Anlaut oder Auslaut) wiederholt wird, den äusseren Schein einer wahren Form bekommen, so im Dakotah, wo von *wašte* „gut" der Plural *wašte-šte* gebildet wird, äusserlich nicht verschieden vom griechischen γέγραφε = γραφ-γραφ-ε.†††)

Ganz verschieden von dem in kurzen Zügen gezeichneten Principe der formlosen Sprachen drücken die Formsprachen den Gegensatz zwischen Mehrheit und Einheit aus. Die Mehrheit ist ihnen kein durch successives Zusammenaddiren von Einheiten entstandenes Collectivum, sondern eine Verallgemeinerung der Einheit. Sie fassen die Mehrheit gleichsam als Abstractum der concreten Einheit, was daraus hervorgeht, dass sie sich der-

---

*) Vgl. Hoffmann, J. J., A Japanese grammar. Leiden. 1868. S. 55.

**) Vgl. Reise der Fregatte Novara. Linguistischer Theil. S. 336.

***) Hoffmann, J. J., a. a. O. S. 54.

†) Reise der Fregatte Novara. Linguist. Theil. S. 336.

††) Tschudi, Kechua-Sprache. I. 131.

††† Riggs, S. R., Grammar and dictionary of the Dokota language. Washington. 1852. 4 S. 35.

selben lautlichen Mittel wie bei der Stammbildung und Motion bedienen. Der Plural von „Mutter" gilt diesen Sprachen nicht so sehr für „Mutter + Mutter + Mutter .." u. s. w. sondern für „Mutterschaft." Das Koptische zeigt in manchen Fällen Identität des Femininums mit dem Plural, z. B. *šfer-i* „Freundin" und „Freunde", *ǧamauli* „Kamelstute" und „Kamele." Das indo-germanische Plural-Suffix *as* ist von Haus aus gewiss mit dem Neutral-Suffix *as* identisch. Zwischen *bharant-as*, φέροντ-ες, *ferent-es* und *ǧan-as*, γέν-ος, *gen-us* ist morphologisch kein Unterschied vorhanden. Von derselben Auffassung scheinen auch die semitischen Sprachen auszugehen, denn das Arabische setzt Femininum und Plural in vielen Fällen sowohl formell als auch syntaktisch einander gleich.

Wir kommen nun auf die zweite Nominal-Kategorie, nämlich die Kategorie des Casus, zu sprechen. Wie schon oben bemerkt, resultirt diese Kategorie hauptsächlich aus den Verhältnissen, die zwischen der als Thätiges gefassten Anschauung und anderen Anschauungen obwalten. Die Casus sind also die eigentlichen Exponenten der Beziehungen der Anschauungen auf einander und da diese Beziehungen von der Raumanschauung appercipirt werden, so drücken die Casus ursprünglich räumliche Verhältnisse aus, aber wohl gemerkt nicht im eigentlichen, sondern im übertragenen grammatischen Sinne.

Aus der Reihe der eigentlichen Casus — als Ausdrücke, welche die von der Raumanschauung appercipirten Verhältnisse zwischen den einzelnen Vorstellungen bezeichnen — sind jene Formen auszuscheiden, welche das Subject und Object an sich ausdrücken oder eine Qualität des Subjectes oder Objectes schlechthin repräsentiren, Formen, welche gewöhnlich den Casus beigezählt werden. Wir meinen damit den Nominativ, Zeichen des Subjectes, den Accusativ, Zeichen des Objectes, und den Genitiv, Zeichen des Besitzausdruckes. *) Wir müssen daher, ehe wir auf die eigentlichen

*) Dass der Vocativ, der Casus der Anrede und des Ausrufes, in die Reihe der Casusformen gar nicht gehört, ist heut zu Tage Jedermann, der mit sprachwissenschaftlichen Dingen vertraut ist, genugsam klar. Der Vocativ als solcher ist formlos (er repräsentirt den reinen Wortstamm), seine einzige nähere Bestimmung bildet der Accent, der in der Regel auf eine der ersteren Silben gerückt erscheint (eine Folge des tieferen Ausholens der Stimme). In dieser Beziehung berührt sich der Vocativ mit den formlosen Redetheilen, den Interjectionen, die ausserhalb der Reihe der übrigen Redetheile stehen.

Casus übergehen, vor allem die Natur dieser drei uneigentlichen Casusformen erörtern.

Der Nominativ bezeichnet kein Verhältniss einer Anschauung zu einer anderen, sondern stellt das Subject, sofern es eine Handlung ausführt oder doch indirect eine solche veranlasst (im ersteren Falle Sätze activer, im letzteren passiver Bedeutung) absolut hin. Sein Gegensatz ist der Accusativ, die grammatische Bezeichnung des Objectes, der von der Thätigkeit oder dem Zustande direct getroffenen Anschauung.*) Während der Nominativ die Person bezeichnet, bezeichnet der Accusativ die Sache. Beide sogenannte Casus hängen mit der weiter unten zu besprechenden Geschlechtsbezeichnung zusammen, insofern der Nominativ grösstentheils mit dem Masculinum, der Accusativ dagegen stets mit dem Neutrum identisch ist. Es begreift sich daher von selbst, dass jene Sprachen, welche entweder ein Geschlecht nicht unterscheiden (z. B. die ural-altaischen Sprachen) oder das Zeichen des Objectes dem Verbalausdrucke incorporiren trotz reichhaltiger Entwicklung der verschiedenartigsten Casus-Ausdrücke dennoch keine echten Ausdrücke für Nominativ (als Subjectscasus) und Accusativ (als Objectscasus) besitzen.

Verschieden von den beiden vorigen, Nominativ und Accusativ, ist der Genitiv. Zwar bezeichnet er, gleich ihnen, kein auf der Raumanschauung beruhendes Verhältniss zweier Anschauungen zu ei ander, aber er bezieht sich nicht wie sie auf die Substanz mit Rücksicht auf die Thätigkeit, sondern vielmehr auf die Substanz mit Rücksicht auf die Qualität. Er gleicht

---

*) In den griechischen Wendungen *οὐρανὸν ἵκω*, *πηδίον πεδᾷ* bedeutet der Accussativ, dass die durch das Verbum ausgedrückte Handlung auf die in der Accusativform steckende Anschauung sich erstreckt, dass diese von der Thätigkeit direct getroffen wird. Eben solches findet statt in den passiven Wendungen *ἐξεπλάγη τὴν κεφαλήν*, *δεδεμένος τοὺς πόδας καὶ τὰς χεῖρας* u. a. Es gibt Fälle, wo dem Sprachbewusstsein gegenüber die Handlung zwei Anschauungen in gleicher Weise trifft, welche zu einander wie Subject und Object sich verhalten. In diesem Falle wird der Objectsausdruck mit dem Verbum als eine Einheit gedacht und auf den Subjectsausdruck bezogen. Z. B. *διδάσκω τὴν μουσικήν σε* und ebenso arabisch *âkala zaidã χubzũ* „er gab Zaid Brod zu essen.“ Bei Verwandlung der activen Construction in eine passive wird der Subjectsausdruck zum Subject des neuen Satzes, während der Objects-Ausdruck im Accusativ stehen bleibt, daher *διδάσκη τὴν μουσικήν* *ũkila zaidũ χubzã*.

also hierin dem späteren Adjectiv, ja er ist, wie sich aus der Form seiner lautlichen Bezeichnung zeigen lässt, mit demselben identisch. Also „das Haus des Vaters" = „väterliches Haus." *)

Was nun die eigentlichen Casus als Ausdrücke der Beziehungen zwischen zwei Anschauungen anbelangt, so sind, der Natur der Sache nach, nur drei Fälle möglich, nämlich die Beziehung von der einen Anschauung auf die andere hin, die Beziehung der einen von der anderen weg und die Beziehung der einen in die andere hinein. Diesen drei Fällen entsprechen grammatisch der Reihe nach die Casus: Dativ, Ablativ und Local.**)

Diese — wir möchten sagen — regelrechte Zahl der Casusformen (der Instrumental-Social ist kein selbstständiger Casus,

---

*) Das altindische *marut-a-s* ist gewiss nichts anderes als das spätere *mârut-a-s* (wo die Vrddhi im Vereine mit den Secundär-Suffixen Verwendung fand) ebenso wie *aśva-sya* (für älteres *aśva-sya-s?*) ein reines Adjectivum relativum darstellt. Wir müssen hier ausdrücklich erwähnen, dass in *marut-a-s* nicht *s* sondern *a* als das eigentliche Genitivzeichen uns gilt. Wenn man *svanasa vâkasa* als Typus des Genitivverhältnisses aufstellt, so muss man *svana-sa vâk-a-sa* abtheilen und darf das *a* in *vâk-a-sa* nicht unerklärt lassen. In dem *a* des Genitivs *vâk-a-sa* liegt ja der eigentliche Unterschied vom Nominativ *vâk-sa*. Ueberdies bezeugt das Plural-Suffix *âm* gegenüber Singular *a*, dass das *s* gar nicht zum Charakter des Genitivs gehört. Wo das *s* zum Genitiv-Suffix wirklich gehört, wie in dem anderen Suffixe *sya*, da finden wir es auch im Plural wieder (*sâm*). Das Suffix *sya* gehört ursprünglich dem Pronomen der dritten Person an und wurde nach und nach auf die *a* Stämme übertragen. Dasselbe geschah bekanntlich später auch mit dem *î* des Nom. mascul. (ἵππ*οι*, τιμα*ί* u. s. w.) und im gothischen Adjectivum so ziemlich mit allen Formen. In den semitischen Sprachen scheint das Genitiv-Suffix *i* aus dem Suffixe des Adjectivum relativum *iyyŭ* hervorgegangen zu sein. Vgl. übrigens über den Genitiv: Garnett, R., On the origin and import of the genitive case. (Proceedings of the philological Society. London. Vol. II.)

**) Auch H. Hübschmann sondert in seiner trefflichen Arbeit „Zur Casuslehre". München. 1875. 8. S. 131 ff. die drei Casus: Nominativ, Accusativ und Genitiv von den übrigen, indem er die ersteren als grammatische Casus, die letzteren als nicht-grammatische (locale) bezeichnet. Von diesen bezeichnet ihm der Locativ das „Wo", der Ablativ das „Woher", der Instrumental das „Womit." Den Dativ, den er an den Instrumental anzulehnen scheint, nennt er, freilich zweifelnd, den „Wohincasus". Allen nicht-grammatischen Casusformen wohnt die Bedeutung räumlicher, zeitlicher und aus diesen abgeleiteter Anschauungen inne. Ueberhaupt müssen wir jene Leser, denen an einer näheren Kenntniss der bisherigen Behandlung der Casusfrage gelegen ist, auf die Hübschmann'sche Schrift verweisen.

sondern lehnt sich theils an den Dativ, theils an den Ablativ an) haben die flectirenden Sprachen κατ' ἐξοχήν, die indo-germanischen, entwickelt, während andere Sprachen hierin bald zurückgeblieben sind, bald das Wesen der Form verkennend über das Ziel hinausgeschossen haben.

Zu den ersteren Sprachen, welche in der Zahl der Casus gegen die indo-germanischen Sprachen zurückgeblieben sind, gehören die semitischen. Diese Sprachen haben nur die drei uneigentlichen Casusformen: Nominativ, Accusativ und Genitiv entwickelt, haben aber auch später die Formen dafür in Folge lautlicher Zerrüttung wieder eingebüsst, nachdem diese Casus durch die syntaktische Stellung oder vorangesetzte Partikeln genug gekennzeichnet waren.

Zu den letzteren Sprachen, welche in Betreff der Zahl der Casus gegenüber den indo-germanischen Sprachen über das Ziel hinausgeschossen haben, gehören unter anderen die Finnischen. Aber trotz der grossen Anzahl der Casusausdrücke zeigen sie auf der anderen Seite einen empfindlichen Mangel, indem ihnen der Nominativ und der Accusativ (der Subjects- und Objectscasus) ganz fehlen, ein Punkt, der, wie wir schon oben erwähnt haben, mit dem Mangel an Motion zusammen zu hängen scheint.

Die grosse Anzahl der Casusformen in diesen Sprachen hat sich aber nur auf Kosten der Form-Reinheit entwickeln können, indem die Form selbst (die Beziehungen der Anschauungen auf einander) als Stoff gefasst und bearbeitet wurde. Daher sind denn auch die meisten Casus-Ausdrücke dieser Sprachen nicht unseren Casusformen, sondern unseren Stammbildungen parallel.

Aus dem Stamme *haz* = „Haus" bildet das Magyarische den Plural *haz-ak* und von beiden gleichmässig *haz-ba* „in das Haus", *haz-ak-ba* „in die Häuser" (Illativus) und *haz-an* „auf dem Hause", *haz-ak-an* „auf den Häusern" (Superessivus), ferner *haz-ra* „auf das Haus", *haz-ak-ra* „auf die Häuser" (Sublativus). Man bildet aber auch Formen von *hazba* aus: *hazba-n* „in dem Hause" (Inessivus = Illativus + Superessivus), *hazbo-l* „aus dem Hause" (Elativus), von *hazra* aus: *hazro-l* „von dem Hause herunter" (Delativus) u. s. w.

Dass nun aber die zur Bildung der Casus-Ausdrücke verwendeten Suffixe in der That von der Sprache nicht als Form sondern als Stoff gefühlt werden, dies beweist ihre Verwendung beim Pronomen. Die Ausdrücke *nek-em* „mir" (Dat.), *nek-ed* „dir", *bele-m* „in mich" (Illat.), *bele-d* „in dich", *belől-em* „aus mir (Elat.), *belől-ed* „aus dir", *ra-m* „auf mich" (Sublativ), *ra-d* „auf dich", *ről-am* von mir herab", *ről-ad* „von dir herab" (Delativ), sind nicht verschieden von *halam* „mein Fisch", *atyam* „mein Vater", *képem* „mein Bild", *képed* „dein Bild" u. s. w.

Was nun den lautlichen Ausdruck der Casus in jenen Sprachen betrifft, die, dem Grundsatze der Form getreu, blos drei Casus, nämlich Dativ, Ablativ und Local, entwickelt haben, so finden wir für die beiden ersteren die Präpositions-Partikel *abhi**) verwendet, während bei dem letzteren der Stamm der Präposition *ant-ar* verwendet worden zu sein scheint. Das letztere Element wandelte sich frühzeitig zu *int*, *ins***) und büsste dann nach und nach das consonantischen Bestandtheil ein, so dass es sich schliesslich grösstentheils zu *i* verflüchtigte. Dagegen scheint eine zweite (feminine) Form *âm* im Altindischen (*śivây-âm*) gleich dem *ïs* des Pronomens (*ta-sm-ïs* vor folgendem *t*) die Erinnerung an *ant* beibehalten zu haben.

Der Stamm *abhi* erhält sich als solcher beim Dativ-Ablativ und dem von ihnen abgeleiteten Instrumental nur im Plural *bhyas*, *bhis* (beide aus *bhy-am-as* hervorgegangen) und im Dual *bhyâm* (auch aus *bhy-am-as* entstanden und später von dem Plural-Suffixe differenzirt), während er im Singular, blos im Dativ (*tu-bhy-am*, *ma-hya-m*), aber in der verschliffenen Form *ê* = *ahi*

---

*) Dass im Dativ in der That die Präposition *abhi* steckt und nicht *bha* (wie in *ṛṣa-bha*, *garda-bha*, wie man in neuester Zeit ganz unbegründet behauptet hat), dies beweisen 1. die Suffixe *bhi-s*, *bhy-as*, *bhy-âm*; 2. die Formen *tu-bhy-am*, *ma-hy-am* (für *ma-bhy-am*); 3. das Dativsuffix *ê*, das sich aus *abhi* ebenso erklärt wie *âis* aus *êbhis*. Für die Richtigkeit der Ableitung des *âis* aus *êbhis* bürgen einerseits die Veda-Sprache im Verhältniss zum Sanskrit, andererseits das Pali und die Prakrit-Dialekte.

**) Die Verwandlung von *ant* zu *int*, *ins* (Schwächung des *a* im Inlaute), hat weniger Bedenken als die Verwandlung des oben citirten Suffixes *bha* zu *bhi* und der Pronominal-Suffixe am Verbum *ma*, *tva*, *ta* zu *mi*, *si*, *ti*, deren auslautendes *a* manche sonst sehr strenge, in diesem einen Punkte aber überaus nachsichtige Sprachforscher schon innerhalb der Ursprache zu *i* sich abschwächen lassen.

sich behauptend, beim Ablativ frühzeitig von einem anderen Suffixe (*atas?*) abgelöst wurde. Auch der vom Dativ-Ablativ ausgehende Instrumental gibt in den nord-europäischen Sprachen (Slavo-lettisch) und im Armenischen (*b*, *v*) und Griechischen (φι) davon Zeugniss, dass die Präpositions-Partikel *abhi* im Singular über den Dativ hinaus zur Bildung der Casusformen verwendet wurde.

Wir sehen also, mit welchen geringen lautlichen Mitteln die Sprache blos durch Differenzirung ihre Formen schafft, und wie sie darin, was Reinheit und Genauigkeit der Auffassung anlangt, selbst jene Sprachen übertrifft, welche, das Princip der Form verkennend, umfangreiche Lautmittel zur Anwendung bringen zu müssen vermeinen.

Ehe wir das Gebiet des Nomens verlassen, müssen wir noch eines Punktes gedenken, welcher, wo er sich findet, eine besondere Formkraft der Sprache verräth, nämlich der Motion, d. i. der grammatischen Bezeichnung des Geschlechtes (genus nicht sexus). Sie findet sich nur in Sprachen, welche wahre Formen besitzen, während sie den formlosen Sprachen abgeht, wo sie wie andere formale Verhältnisse als Stoff aufgefasst wird.*) Man hat sie in neuerer Zeit über das Gebiet der Formsprachen ausdehnen und unter anderen der Hottentottensprache zuerkennen wollen, was, wie wir sehen werden, ganz falsch ist.

In der Regel beruht das Princip der Motion auf dem Gegensatze zwischen Spontanem und Receptivem, Subject und Object, wie wir ihn auf dem Gebiete der hamito-semitischen Sprachen durchgeführt sehen. Jene Sprachen, welche über die Zweitheilung hinausgehen (die indo-germanischen Sprachen) haben die Dreiheit durch Differenzirung erzielt, indem sie einerseits den Ausdruck

---

*) Sprachen, die kein Geschlecht besitzen, können also keine Ausdrücke wie „Königin“ im Gegensatze zu „König“, „Löwin“ im Gegensatze zu „Löwe“ u. s. w. bilden Sie bilden entweder Ausdrücke wie unsere „Mutter“ im Gegensatze zu „Vater“, „Bruder“ im Gegensatze zu „Schwester“, die aus jener Zeit stammen, wo der Sprache die Auffassung des Geschlechtes noch nicht geläufig war (altindisch *mâtar* „Mutter“ ist äusserlich ebenso ein Masculinum wie *pitar* „Vater“; das echte Femininum zu diesem müsste *pitrî* lauten), oder „Königin“ gilt ihnen als „Königs-Weib“, „Löwin“ als „Löwen-Weibchen“ u. s. w. Sie fassen also das Geschlecht nicht als grammatische Form, sondern als Stoff.

des Receptiven, des Objectes, blos auf das Object und das energielos gedachte Subject beschränkten und andererseits das Spontane als unbedingt Thätiges (Masculinum) oder blos als das Thätige Begleitendes (Femininum) fassten, ein Verhältniss, wie es, ausser bei lebenden Wesen, namentlich zwischen dem Concreten (dem Thätig gedachten) und dem Abstracten (dem das Thätige begleitend gedachten) stattfindet.

B) Nomen-Verbum.

Den Uebergang vom Nomen zum Verbum bilden jene Ausdrücke, die wir mit dem Terminus Nomen-Verbum bezeichnen, da sie, formell Nomina und der Bedeutung nach Verba, zwischen Nomen und Verbum die Mitte halten. Es sind nämlich mit Pronominal-Possessiv-Suffixen bekleidete Nominalformen bestimmter Bedeutung (Participia und Nomina abstracta). Sie sind in Folge ihrer eigenthümlichen Form schon deswegen keine Verba, weil ihnen die prädicative Kraft mangelt, die zur Constituirung eines echten Verbalausdruckes erforderlich ist.

Ein solches Nomen-Verbum ist der osmanisch-türkische Aorist. Die Grundlage desselben bildet eine von der Wurzel ausgehende Participial-Bildung mittelst des Suffixes *d*, welche in der Form *d-ik* ein Participium perfecti mit activ-passiver Bedeutung bezeichnet. Daher heisst *yâz-dı̣γ-ı̣m* sowohl „mein Geschrieben haben" als auch „mein Geschriebenes", *yâz-dı̣γ-ı̣m-dan sonra* „nach meinem Geschrieben haben", *yâz-dı̣γ-ı̣m mektûb* „mein (ein von mir) geschriebener Brief." *) Dieses Participium in *dik* wird ohne jede Zuthat zur Bezeichnung der ersten Person Plural des Aorists verwendet, gerade so wie die lateinische Form *amamini* („die Geliebten", Plural eines nicht existirenden *amaminus* = φιλούμενος) soviel wie „ihr werdet geliebt" bedeutet. In den übrigen Personen müssen, um diese zum Ausdrucke gelangen zu lassen, sogenannte Possessiv-Suffixe hinzutreten. Also *yâz-d-ı̣m* „mein Geschriebenes" (bei intransitiven Wendungen) und „mein Geschrieben haben"

*) Man sagt also im Osmanisch-türkischen *bu mektûbi yâzdı̣γı̣mdan sonra* „nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte" (eigentl. diesen Brief — ihn Geschrieben haben — mein — von am Ende) und ebenso: *bu yâzdı̣γı̣m mektûb dir* „dies ist ein von mir geschriebener Brief" (eigentl. dies geschrieben — mein Brief ist).

(bei transitiven Wendungen) = „ich habe geschrieben", *yâs-d-i̯m* „dein Geschriebenes" = „du hast geschrieben", *yâs-di* „sein Geschriebenes" = „er hat geschrieben, *yâs-di̯q* „wir haben geschrieben", *yâs-d-i̯ni̯s* „euer Geschriebenes" = „ihr habet geschrieben", *yâs-d-i-lar* „ihr Geschriebenes" = „sie haben geschrieben." Diese Bildungen sind principiell von den mit Possessiv-Suffixen versehenen Nominalausdrücken (*kitâb-i̯m* „mein Buch", *kitâb-i̯i̯* „dein Buch", *kitâb-i* „sein Buch" u. s. w.) in nichts verschieden, ausser in dem einen Punkte, dass die Nominalausdrücke einer Bekleidung mit Casus-Suffixen zugänglich sind, während dies bei den als Verba geltenden Formen nicht stattfinden darf.

Nachdem die wenigsten Sprachen des Erdkreises ein reines Verbum entwickelt haben,*) so werden in den meisten Sprachen jene Ausdrücke, die unserem Verbum parallel gehen, durch solche Nominal-Verbal-Ausdrücke wiedergegeben (z. B. ausschliesslich in den Algonkin-Sprachen Nord-Amerika's). In manchen Sprachen laufen beide Ausdrucksweisen neben einander, z. B. im Osmanisch-

---

*) Selbst das Alt-Aegyptische gehört, trotz der Vortrefflichkeit seines Baues, zu den Sprachen, die kein Verbum besitzen. Seine Verba sind eigentlich nichts anderes als mit Possessiv-Suffixen versehene Nominalausdrücke. (Vgl. Brugsch, Hierogl. Grammatik. S. 40.) Man vergleiche:

	meh-a „ich fülle"	*per-a* „mein Haus"
2	*meh-k*	*per-k*
	meh-t	*per-t*
3	*meh-f*	*per-f*
	meh-s	*per-s*
	meh-an	*per-an*
	meh-ten	*per-ten*
	meh-sen.	*per-sen.*

Noch deutlicher tritt die rein nominale Natur des sogenannten Verbums in den zusammengesetzten Zeiten hervor. Z. B. *meh-an-a* „ich fülle", *meh-an-k* „du füllst" und *meh-an-son* „der Bruder füllt", oder *meh-a-pu* „ich fülle". *meh-k-pu* „du füllst" und *meh-son-pu* oder *meh-pu-son* „der Bruder füllt" u. s. w.

Um so höher müssen wir es den anderen hamitischen (mit dem Aegyptischen verwandten) Sprachen anschlagen, z. B. dem Ta-Mascheq, dem Bedscha, Saho, Galla, Somali, dass sie ein reines Verbum entwickelt haben, das in vieler Beziehung an das hochorganisirte semitische Verbum erinnert. (Vgl. Reise der Fregatte Novara. Linguistischer Theil von Friedr. Müller. Wien. 1867. 4. S. 63 ff.)

Türkischen, im Magyarischen, wo sie dann durch die verschiedene Form der am Ende stehenden Pronominal-Elemente schon äusserlich sich von einander unterscheiden.

So stehen sich im Osmanisch-Türkischen gegenüber:

Aorist (Nomen-Verbum)	Präsens (Verbum)
yâz-d-ım „ich habe geschrieben"	*yâz-ar-ım* „ich schreibe"
yâz-d-ın	*yâz-ar-sın*
yâz-d-ı	*yâz-ar* eig. „(er) schreibend"
yâz-d-ık	*yâz-ar-ız*
yâz-d-ınız	*yâz-ar-sınız*
yâz-d-ı-lar	*yâz-ar-lar* eig. „(sie)schreibende"

Und im Magyarischen:

Einfache Conjugation	Objective Conjugation (mit der dritten Person als Object)
vár-ok „ich warte"	*vár-om* „ich warte ihn, sie"
vár-sz	*vár-od*
vár	*vár-ja*
vár-unk	*vár-juk*
vár-tok	*vár-játok*
vár-nak.	*vár-ják.*

Während die erste Reihe prädicative Verbal-Suffixe an sich trägt, ist die zweite von einem mit Possessiv-Suffixen bekleideten Nominal-Ausdrucke nicht verschieden. Man vergleiche:

nap-om „mein Tag"
nap-od
nap-ja
nap-unk
nap-otok
nap-jok.

C) Verbum.

Dasjenige, wodurch sich das eigentliche Verbum vom Nomen-Verbum unterscheidet, sind die Personal-Suffixe und das Verhältniss, in welchem diese zu dem vorangehenden, von der Wurzel aus gebildeten Stamme stehen. Während nämlich beim Nomen-Verbum die Pronominal-Elemente possessiver Natur waren, sind sie innerhalb des Verbalausdruckes rein persönlich und während dort das Verhältniss beider Elemente zu einander das der Abhängigkeit war, ist es hier das der prädicativen

Ueber- und Unterordnung. Und zwar stellt das pronominale Element das Subject, der vorangehende Nominalstamm das Prädicat dar. Man vergleiche osmanisch-türkisch *yâz-d-ı* „du hast geschrieben" = „dein Geschriebenes"; dagegen *yâz-ar-sın* „du schreibst" = „schreibend — du."

Unter den Sprachen, welche den Verbal-Ausdruck in seiner ganzen Reinheit entwickelt haben, stehen die beiden Stämme der indo-germanischen und semitischen Sprachen obenan. Beide gehen in der Bildung des Verbums von einem Gegensatze aus, welcher in dem Umstande besteht, ob der prädicative Nominaltheil ein Thätiges bezeichnet, welches die Thätigkeit bereits vollbracht hat, oder ob dieses Thätige in der Vollbringung derselben noch begriffen ist. In den indo-germanischen Sprachen sind beide Ausdrücke lautlich dadurch unterschieden, dass das die Thätigkeit bereits vollbracht habende Agens durch eine primitive, in der Regel an die Wurzel selbst sich lehnende kurze Bildung ausgedrückt erscheint, während das mit der Thätigkeit noch beschäftigte Agens durch eine mehr abgeleitete, längere Form bezeichnet wird. In den semitischen Sprachen werden beide Bildungen einerseits durch die verschiedene, aber im Princip gleichwerthige Gestaltung des prädicativen Wurzeltheiles, andererseits durch die Stellung des im pronominalen Elemente steckenden subjectiven Theiles unterschieden.

Bis dahin gehen die indo-germanischen und semitischen Sprachen mit einander parallel, von da an beginnt ihre Trennung von einander. Die semitischen Sprachen lassen es bei diesen beiden Formen bewenden, indem sie alle ferneren Bestimmungen am Verbum dem Satze überlassen, die indo-germanischen Sprachen dagegen nehmen alle ferneren Bestimmungen der Zeit (vergangen, gegenwärtig, zukünftig) und der Art (unbedingt, bedingt, befohlen, gewünscht u. s. w.) in das Verbum selbst auf. Dadurch erscheint die indo-germanische Conjugation gegenüber der semitischen ungemein reich entwickelt, obwohl sie im Grunde genommen, wenn man die äusseren Mittel des semitischen Verbums mit in Anschlag bringt, nicht mehr als diese zu leisten im Stande ist.

Der wichtigste Theil des Verbal-Ausdruckes ist unstreitig sein subjectiver Bestandtheil, die sogenannten Personal-Suffixe. Durch sie wird erst das indifferente Nominal-Verbal-Thema zum eigentlichen Verbum, ebenso wie es durch die angefügten

Numerus-Casus-Suffixe zum Nomen wird. Die Verwachsung der Personal-Suffixe mit dem Stamme muss in einer sehr frühen Zeit stattgefunden haben, da einerseits die Numerus-Bezeichnung an dem letzteren ganz fehlt (was also eine Periode vor Entwicklung der Numeri und Casus am Nomen voraussetzt), andererseits die Bezeichnung des Numerus an dem subjectiven Pronominal-Elemente (mit ähnlichen Mitteln wie am Nomen) nur dann sich erklären lässt, wenn der prädicative und subjective Bestandtheil des Verbal-Ausdruckes bereits zu einer ungetrennten Einheit vereiniget waren. Dies bestätigen die semitischen Sprachen in der Pluralbildung ihrer Dauerformen. In den Formen arab. *ta-qtul-ûna* „ihr tödtet", *ya-qtul-ûna* „sie tödten", ist das Plural-Suffix *ûna* nicht auf den prädicativen Theil *qtul*, sondern vielmehr durch *ta* (wodurch *ta* + *ûna* = *antum* „ihr") auf das Ganze *ta-qtul* zu beziehen. Es wird also dem entsprechend auch im indogermanischen *bharâ-mas-i*, „wir tragen" das Plural bildende Suffix *as* nicht auf *m* allein, sondern auf das Ganze *bharâ-m-i* zu beziehen sein.

Mit Bezug auf diese alterthümlichen, vor Entwicklung der grammatischen Kategorien des Nomens fixirten Verbalformen haben die übrigen Sprachen nichts aufzuweisen, was diesen an die Seite gestellt werden könnte. Wenn wir auch nicht, wie es A. Schleicher gethan hat,*) allen Sprachen, mit Ausnahme der indo-germanischen, einen echten Verbal-Ausdruck absprechen können, so müssen wir doch gestehen, dass die Kraft der prädicativen Aussage ihrer Verbalbildungen sich höchstens mit den späten Formen der indogermanischen Sprachen, wie sie das Sanskrit und Latein in ihrem Futurum periphrasticum besitzen (Skr. *dâtâsmi* = *dâtâ* + *asmi*, latein. *daturus sum*), einigermassen vergleichen lässt, da in dem prädicativen Bestandtheile des Verbal-Ausdruckes die nominale Bedeutung deutlich durchzufühlen ist.

So in den osmanisch-türkischen Verbalformen *yâz-ar-ịm* „ich schreibe", *yâz-a-dž̌aγ-ịm* „ich werde schreiben", wo die Prädicattheile *yâz-ar* „schreibend", *yâz-a-dž̌aq* „schreiben werdend", als echte Nomina (Participia) gebraucht werden können. Andererseits ist, wie uns die älteren türkischen Dialekte zeigen,

*) Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form. Leipzig. 1865. 4. (Abhandlungen der philolog. historischen Classe der k. sächsischen Gesellschaft d. Wissenschaften. Bd. IV.)

die Flexion aus einer rein äusserlichen Verbindung nach und nach hervorgegangen. Z. B.

Osmanisch-türkisch	Uigurisch-tschagataisch
vâr-ı-m „ich gehe“	*bar-ir men*
vâr-ı-sın	*bar-ir sen*
vâr-ı	*bar-ir*
vâr-ı-z	*bar-ir miz*
vâr-ı-nız	*bar-ir siz*
vâr-ı-lar.	*bar-ir-lar.*

§. 5. Die Form der Worte im Allgemeinen.

Je nach der Stellung des Beziehungs-Ausdruckes zur Wurzel oder zum Stamme ist die Form der Worte in den einzelnen Sprachen, sofern sie nicht der isolirenden Richtung (gleich dem Chinesischen und den einsilbigen Sprachen überhaupt) angehören, eine verschiedene. Im Ganzen sind nur drei Fälle möglich:

1. Die Wurzel geht voran, der Beziehungs-Ausdruck folgt nach (Suffigirung). In diesem Falle werden die Beziehungs-Elemente Suffixe genannt.

In den griechischen Formen λόγ-ο-ς, λογ-ικό-ς (= λογ-ο-ικος), λέξις (= λεγ-τι-ς), λεξικόν (= λεγ-τι-ικο-ν) stellen λογ, λεγ die Wurzel, die suffigirten Elemente ο, ικο, τι, ς, ν dagegen die Beziehungs-Ausdrücke dar.

2. Der Beziehungs-Ausdruck geht der Wurzel voran (Präfigirung). In diesem Falle heissen die Beziehungs-Elemente Präfixe.

Die arabischen Formen *ya-qtul*, *ta-qtul* enthalten in dem Elemente *qtul* den aus der Wurzel durch inneren Lautwandel gebildeten Stamm, dagegen in den diesem vorangehenden Elementen *ya*, *ta* die Beziehungs-Ausdrücke.

3. Der Beziehungs-Ausdruck wird der Wurzel eingefügt (Infigirung). In diesem Fall nennt man die Beziehungs-Elemente Infixe.

Aus der Wurzel *kan* „essen“ bildet das Dayak den Stamm *k-um-an*, das Malayische durch Reduplication zunächst *ka-kan* und aus diesem durch denselben Process wie das Dayak den Stamm *k-um-akan*, der durch Abfall des Anlautes zu *makan* verstümmelt wird. — In den beiden Formen Dayak *kuman*,

malayisch *makan* (für *kumakan*) stellt *kan* die Wurzel und das Element *um* den Beziehungs-Ausdruck dar.

Die Suffigirung ist das in den Sprachen am meisten zur Anwendung kommende Wortbildungs-Princip. Sie beherrscht manche Sprachstämme ausschliesslich (den indo-germanischen, den uralaltaischen, den dravidischen) und kommt in jedem Sprachstamme überhaupt vor. Dagegen ist die Präfigirung viel seltener; sie beherrscht, obwohl sie manchen Sprachen, wo sie das Grundprincip bildet, ein ganz eigenthümliches Aussehen verleiht (z. B. den Bantu-Sprachen in Süd-Afrika), keine vollkommen, da neben ihr immer die Suffix-Bildung zur Anwendung kommt. Die Infixbildung ist nur eine Abart der beiden vorhergehenden (z. B. Tagala: *b-in-atin*, entstanden aus *in-batin*, altindisch *yu-na-ǵ*, entstanden aus *yuǵ-na*) und scheint grösstentheils rein lautlichen Momenten ihre Entstehung zu verdanken (in den semitischen, malayischen Sprachen), wenn sie nicht (wie in den nord-amerikanischen Sprachen) aus einer Zusammenschweissung der Satztheile hervorgegangen ist.

§. 6. Die Sprachformen im Dienste des Gedankens.

Es ist für die Fortentwicklung der Sprache als Ausdruck des Gedankens von der grössten Wichtigkeit, ob sie gleich beim Beginn ihrer Bildung die den Formen zu Grunde liegenden Anschauungen ungetheilt, als reine Individualitäten erfasst oder aber, sie in ihre Theile zerlegend und nach gewissen Momenten gruppirend, mittelst der inneren Sprachform zum Bewusstsein bringt. Es ist dieser Unterschied insofern wesentlich, als die Sprache in dem ersteren Falle in der Regel bei den Anschauungen stehen bleibt, während sie sich im letzteren Falle den Fortschritt zur Vorstellung und zum Begriffe offen gelassen hat.

Sprachen, welche den ersten Weg verfolgen, sind wohl äusserst malerisch und poetisch, da sie einen ungemein reichen Vorrath an concreten, charakteristischen Ausdrücken für die einzelnen Anschauungen besitzen, sie sind aber für die Darstellung des begrifflichen, reinen Denkens vollkommen ungeeignet, da ihnen die Fähigkeit die von allen Zufälligkeiten entkleideten Abstractionen wiederzugeben mangelt. Diese Richtung der Sprache wirkt wiederum auf den Geist zurück, der, in dieser Art und Weise die Dinge zu betrachten aufgewachsen, für das begriffliche Denken vollkommen unempfänglich ist.

Es gibt Sprachen, die eine Menge Ausdrücke besitzen, um die Varietäten der verschiedenen Thiere eigens zu bezeichnen; es fehlt ihnen aber dafür der Ausdruck für Thier. Dieselben können die verschiedenen Arten des Sitzens malerisch wiedergeben, dagegen unser Sitzen auszudrücken ihnen unmöglich*) ist. Solche Sprachen zeigen bei dem Mangel an Formverständniss eine vollkommene Unfähigkeit die Gedanken-Ausdrücke in gehöriger Weise zu gruppiren und mit einander zu verknüpfen. Daran ist namentlich der Mangel an Partikeln Schuld, Worten allgemeiner Bedeutung, die gleich den algebraischen Zeichen das Denken unterstützen. Wenn diese Sprachen es uns nachzuthun versuchen, was namentlich bei Uebersetzungen der Bibel stattfindet, so gehen sie gleich im Stoffe unter, d. h. sie fassen das, was uns als Form erscheint, gleich als Stoff.

Einen nicht geringen Antheil an der Schwerfälligkeit solcher Sprachen hat der Umstand, dass ihnen ein echter Verbal-Ausdruck fehlt und die ganze Ausdrucksweise von nominalen Verhältnissen beherrscht wird. Dadurch kann die Anordnung der einzelnen Theile der Rede nur sehr mangelhaft werden und wird der Geist, statt über die Form der Rede zu gebieten, von ihr gefangen genommen. Man lasse sich nicht durch die Reichhaltigkeit und anscheinend vielen Scharfsinn verrathende Eigenthümlichkeit der Formen täuschen! Es kann eine Sprache sechsmal so viel Casus- und zweimal so viel Numerus-Formen als das Griechische besitzen, sie kann selbst eine äusserlich mehr verwickelte Conjugation als das moderne Englisch entwickelt haben, sie hat damit noch nicht diese beiden Sprachen übertroffen, wenn sie nicht die Kraft besitzt, alle diese Formen im Dienste des Denkens zu verwenden, d. h. im Dienste des Gedankens zu differenziren und gleich algebraischen Formeln zu verwerthen.

Wie man mit gleichen Mitteln durch das Einschlagen verschiedener Richtungen zu wesentlich anderen Zielen gelangt, dies zeigt uns ein Vergleich der griechischen Sprache mit ihren Verwandten, namentlich den hochorganisirten Idiomen der arischen

*) Das Lappische hat für Schwager zwei verschiedene Ausdrücke, nämlich: *maka*, wenn einer des anderen Schwester zur Ehe hat, *sville*, wenn beide zwei Schwestern zu Frauen haben. Es fehlt ihm aber unser allgemeiner Ausdruck „Schwager".

Familie. Das Griechische hat in seinen Formen durch die um sich greifende Lautzersetzung manches Wesentliche eingebüsst, was diese Sprachen, die hierin glücklicher waren, erhalten haben. Es hat sie aber in Folge dessen in anderer Richtung weit überholt. Durch die soeben erwähnte Anlage der Sprache gezwungen, zu äusseren Mitteln (Partikeln) seine Zuflucht zu nehmen, hat es diese Richtung mit einer Meisterschaft ausgebildet, die uns förmlich in Erstaunen setzt. Dadurch schuf es sich eine Syntax und eine Prosa, welche unübertroffen und mustergiltig dastehen. Während alle ihre Schwestern über die einfachsten Formen der Satzverbindung: Parallelismus und Antithese nicht hinausgekommen sind, also ihr Satzgefüge immer ein poetisches geblieben ist, hat das Griechische zuerst jene Formen, welche eine freiere Bewegung und Anordnung der Satztheile zulassen, eingeführt. Dies wäre aber ohne die Partikeln, welche den Glanzpunkt hellenischer Redeweise bilden, nicht möglich gewesen — ohne jene Ausdrücke, deren ursprüngliche Bedeutung eben so wenig fühlbar ist als ihre Verwendung eine Fassung in allgemein giltige Regeln je zulassen wird.

§. 7. Das Wesen der Form.

Wir haben schon zu wiederholten Malen auf den Gegensatz zwischen Stoff und Form in der Sprache aufmerksam gemacht und die tiefgreifende Bedeutung desselben für das Wesen der Sprache hervorgehoben. Wir wollen nun noch sehen, in welcher Weise das Vorhandensein des Gefühles für Form in der Sprache sich bethätigt, und von welchen Folgen für die Weiter-Entwicklung der Sprache es begleitet ist.

Wir bemerken gleich hier, dass nur Sprachen, welche wirklich Sinn für Form haben, wahre Formen erzeugen, d. h. Bildungen, die in ihrer Ganzheit abgeschlossen sich darstellen, während Sprachen, die keinen Sinn für Form zeigen, auch keine wahren Formen hervorbringen können. Da der Gegensatz zwischen Stoff und Form dort nicht existirt, so ist auch ein Unterschied zwischen Stamm und Form nicht vorhanden. Das was uns auf den ersten Anblick als wirkliche Form erscheint, ist es bei näherer Untersuchung dennoch nicht, da es weiterhin als Stamm behandelt werden kann.

Während die indogermanischen Ausdrücke *dêvas*, *dêvasya*, *dêvêbhyas*, θεόν, θεούς, *deorum*, *diis* wirkliche Formen sind, da

sie nicht gleich den Stämmen *dêva-*, θεο-, *deo-* zu weiteren Bildungen verwendet werden können, ist dies mit dem osmanisch-türkischen *el-im* „meine Hand" nicht der Fall, denn man kann von demselben mittelst des Casus-Suffixes *de* das Wort *el-im-de* „in meiner Hand" bilden und von diesem mittelst des Relativ-Suffixes *ki* das Wort *el-im-de-ki* „in meiner Hand befindlich", welches wiederum wie jedes Nomen eine Flexion zulässt, also Genitiv: *el-im-de-ki-niñ* „des in meiner Hand befindlichen" u. s. w.

Das magyarische *hal-am* „mein Fisch", ist eben so wenig eine Form als die Wörter *névnap* „Namenstag", *hazafi* „Landsmann" Composita sind. Gleichwie hier beim Hinzutritt des Pronomens (mein Namenstag = *névemnapja* „meines Namens sein Tag", mein Landsmann = *hazámfia* „meiner Heimath ihr Sohn") die lose Zusammenfügung alsogleich hervortritt, ebenso zeigt sich dort bei der Casusbildung die rohe Anschweissung der Elemente an einander. So lautet der Illativ nicht etwa *halbam* sondern *halamba*, der Inessiv nicht *halbanam* sondern *halamban* u. s. w. Wie ganz anders sind dagegen die semitischen Ausdrücke *'abduka* „dein Diener", *'abdika* „deines Dieners", *'abdaka* „deinen Diener", *'abduhu* „sein Diener", *'abdihi* „seines Dieners", *'abdahu* „seinen Diener" u. s. w.

Noch deutlicher zeigt sich der Mangel an Form trotz einem echten Verbal-Ausdruck im Tamil, wo das Verbum gleich jedem Nomen mit Casus-Suffixen bekleidet werden, also zum Nominal-Stamme degradirt werden kann. Von *naḍandên* „ich wandelte", bildet man mittelst des Suffixes *ei* einen Accusativ *naḍandên-ei* „mich, der ich wandelte", gerade so wie *palan-ei* „die Frucht", von *palan* (= altind. *phalam*), mittelst des Suffixes *âl* einen Instrumental *naḍandên-âl* „durch mich der ich wandelte", ebenso wie *palan-âl* „durch die Frucht", und mittelst des Suffixes *uḍeiya* einen Genetiv *naḍandên-uḍeiya* „meiner, der ich wandelte", eben so wie *palan-uḍeiya* „der Frucht" u. s. w.

§. 8. Entwicklung der Sprache.

Gleich jedem Organismus, der belebt in die Erscheinung tritt, muss die Sprache zwei Sphären der Entwicklung durchlaufen, nämlich jene, in welcher wir sie unter unsern Augen heranwachsen und sich entfalten sehen, und jene, in welcher sie zu dem, als was sie uns erscheint, sich heranbildete. Da wir die

erste Entwicklung an den Formen, welche die Sprache in ihren Besonderungen und Phasen uns darbietet, beobachten können, so werden wir sie die historische Entwicklung nennen, während wir die letztere eben deswegen, weil wir die Zustände durch Analyse der Formen einer Sprache oder durch Vergleichung mit anderen Sprachen erschliessen müssen, mit dem Ausdrucke der praehistorischen oder richtiger embryonalen Entwicklung bezeichnen.

A) Historische Entwicklung der Sprache.

Alle Sprachen, die wir überhaupt kennen, haben den Zustand des embryonalen Wachsthums überschritten und treten uns als fertige, mit Organen, die ihren Funktionen adäquat sind, versehene Organismen entgegen. Sowohl das lautliche Material als auch die Formen, wenigstens in ihren Anlagen, sind fertig, es wird weder eine neue Wurzel erzeugt, noch eine Form, die der allgemeinen Anlage der Sprache incongruent wäre, neu gebildet. Und zwar machen wir diese Wahrnehmung zunächst an den uns sowohl räumlich als auch zeitlich am genauesten bekannten Sprachstämmen, dem indo-germanischen, hamito-semitischen, ural-altaischen, dravidischen und malayo-polynesischen, was uns vollkommen berechtigt sie auch auf die übrigen Sprachstämme, deren historische Entwicklung wir theils aus Mangel an vergleichbarem Material, theils wegen gänzlichen Fehlens älterer Sprachdenkmäler nicht genau verfolgen können, auszudehnen.

Im Verhältniss zur jedesmaligen Ursprache, d. h. jener Sprache, die den Sprachen einer bestimmten Gruppe als zu Grunde liegend angenommen werden muss, zeigen aber alle Sprachen nicht dasselbe Verhältniss. Die einen (z. B. die indo-germanischen, die semitischen, die Dravida-Sprachen) lassen uns je eine Ursprache voraussetzen, welche damals, als sie aus ihr hervorgingen, in ihrem Bau bereits abgeschlossen war. Dadurch bietet die Entwicklungsgeschichte dieser Sprachstämme, von der Besonderung derselben zu den uns bekannten Sprachen an bis auf die Jetztzeit herab, nichts anderes als lautliche Differenzirungen einer und derselben Form, wobei nur die grössere oder geringere Summe der erhaltenen Formen einen weiteren Unterschied unter den einzelnen Sprachen begründet. Die anderen dagegen (die ural-altaischen, die malayo-polynesischen Sprachen) weisen auf je eine

Ursprache zurück, welche damals, als sie aus ihr hervorgingen, in ihrem Ausbau noch nicht abgeschlossen war. Dadurch bildet die Entwicklungsgeschichte dieser Sprachstämme, von der Besonderung derselben zu den uns bekannten Sprachen an bis auf die Jetztzeit herab, nicht Differenzirungen einer und derselben Form (da ja eine solche einheitliche Form noch nicht existirte), sondern sie zeigt uns das Schauspiel, wie aus denselben Elementen (Wurzeln) in den verschiedenen Abzweigungen verschiedene, aber nach einem und demselben Princip entstandene Bildungen erwachsen.

Dadurch ist das Verhältniss der einzelnen Sprachen zur supponirten Ursprache hier ein ganz anderes als dort. Während dort nicht nur Uebereinstimmung der Sprachen in den Wurzeln sondern darüber hinaus selbst in den Stämmen und der Flexion dieser stattfindet, kann hier nur Wurzel-Identität und Form-Gleichheit nachgewiesen werden. Man benennt die erstere Entwicklungsform, da sie blos lautliche Veränderungen und Zersetzungen darbietend die Sprachen in ihrem lautlichen Verfalle zeigt, mit dem Ausdrucke der absteigenden Entwicklung, die letztere dagegen, da sie den zum Abschlusse schreitenden Ausbau der Sprache uns darbietet, mit dem Ausdrucke der aufsteigenden Entwicklung.

Wie man merken wird, hängt es nicht von inneren, sondern mehr von äusseren Verhältnissen ab, ob ein Sprachstamm in seiner Entwicklung dieser oder jener Richtung angehört. Es hängt einzig und allein von dem Zeitpunkte ab, wann der Sprachstamm in mehrere Einzeln-Sprachen, die dann jede ihre eigene Entwicklung verfolgte, sich auflöste. Trat diese Auflösung zu einer Zeit ein, wo der Ausbau des Organismus bereits abgeschlossen war und dann nur rein lautliche Momente zu wirken begannen, so ist damit die absteigende Entwicklungs-Richtung vorgezeichnet; löste sich dagegen die Sprache schon in jener Zeit in mehrere gesonderten Idiome auf, als ihr Ausbau noch flüssig, d. h. noch nicht vollendet war, so ist damit die aufsteigende Entwicklungsrichtung gegeben, womit nicht ausgeschlossen ist, dass daneben auch lautliche Momente ihren Einfluss auf die Gestaltung der Sprache ausüben können.

Man ersieht aus diesem deutlich, dass der Beweis für die Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachzweige mit einander

nicht auf eine und dieselbe Weise geführt und auch nicht mit demselben Massstabe beurtheilt werden darf. Während man, wie schon aus unserer Darstellung auf S. 57 ff. hervorgeht, überall die Einheit der grammatischen Form als massgebend und unerlässlich für die Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachzweige betrachten muss, kann man nur innerhalb der Sprachen absteigender Entwicklungsrichtung auch grössere oder geringere Uebereinstimmung im lexicalischen Wortvorrathe fordern. Aber auch in der letzteren Beziehung erfüllen die Sprachen die Anforderungen in verschiedenem Masse. So zeigen z. B. die semitischen Sprachen in dieser Beziehung eine viel grössere Uebereinstimmung als die indo-germanischen, so dass man sie eher für Dialekte als für einzelne Sprachen halten möchte.

Ein lehrreiches Beispiel für die aufsteigende Entwicklungsrichtung bieten uns die malayo-polynesischen Sprachen. Wohl selten vermag eine ursprüngliche Einheit der Sprachen aus der Einheit ihrer grammatischen Formung mit solcher Evidenz nachgewiesen werden wie in dem weitverzweigten malayo-polynesischen Sprachstamme. Und umgekehrt wird sich selten eine so grosse Mannigfaltigkeit in der grammatischen Ausbildung und eine so grosse Abweichung im Wortvorrathe finden lassen, als sie zwischen den armen polynesischen Idiomen und dem zu prachtvollen poetischen Darstellungen verwendeten Kawi oder den hoch-entwickelten Tagala-Sprachen auf den Philippinen besteht.

Dasselbe Schauspiel aufsteigender Entwicklung bieten uns jene Sprachen dar, die man unter dem Ausdrucke der hamito-semitischen zusammenfasst.*) Diese Sprachen sind, wie ihr grammatischer Bau zeigt, aus einer Ursprache hervorgegangen, dieselbe befand sich aber noch in einem flüssigen Zustande und war in ihren Bildungen noch nicht abgeschlossen. Es scheint, dass zunächst eine Spaltung dieser Sprache in zwei Abtheilungen, nämlich 1. semitische und 2. hamitische Sprachen stattfand. Von diesen beiden schlug jede mit den überkommenen Mitteln ihren eigenen Weg der Ausbildung ein. Weiterhin bildeten die semitischen

*) Der von L. Reinisch in seinem Buche „Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt.“ Wien. 1873. 8. vorgeschlagene Ausdruck „erythraeische Sprachen“ scheint uns nicht passend, da unter dem erythraeischen Meere die ältesten und besten Gewährsmänner der Alten nicht das heutige rothe Meer, sondern das persisch-indische Meer verstanden.

Sprachen durch viel längere Zeit eine ungetrennte Einheit als die hamitischen, schon durch das Terrain ihrer Ausbreitung hierin begünstigt. Dadurch erklärt sich ihre grosse Uebereinstimmung unter einander, die sich selbst über die jüngsten Ableitungen erstreckt. Von den hamitischen Sprachen hängen die libysche und äthiopische Gruppe viel inniger mit einander zusammen, als dies mit beiden im Verhältnisse zum Aegyptischen der Fall ist. Das Aegyptische erweist sich schon durch seinen Sitz an der Schwelle Asiens als die jüngst nach Afrika eingewanderte Hamitin, abgesehen davon, dass es durch seinen Mangel an einem echten Verbalausdrucke in der alten Sprache gegen die anderen hamitischen Idiome, die einen solchen besitzen, auffallend absticht.

Wenn man nun den soeben geschilderten Sachverhalt kennt, so wäre es im höchsten Grade unbillig, den Beweis für die Einheit der hamito-semitischen Sprachen mit demselben Massstabe messen zu wollen wie jenen, der für die Einheit der semitischen Sprachen unter einander geführt wird. Es wäre beinahe gerade so unbillig, als wollte Jemand für die Einheit der indo-germanischen Sprachen unter einander dieselbe Evidenz verlangen, als sie für die Verwandtschaft des indischen Zweiges mit dem eranischen, des lateinischen mit dem hellenischen oder des slavo-lettischen mit dem germanischen oder gar der romanischen Sprachen unter einander erreicht werden kann.

B) Embryonale Entwicklung der Sprache.

Unter der embryonalen Entwicklung der Sprachen begreifen wir jene Periode, welche sich von der Verwendung der Laute im Dienste des menschlichen Denkens (der Schöpfung der Wurzeln) bis zu jenem Punkte erstreckt, wo wir eine bestimmte Sprache als von einem bestimmten Volke gesprochen beobachten können. Wir können uns nur durch Analyse der Bestandtheile der Sprachen, nämlich der Worte, einerseits und durch Vergleichung der höher organisirten Sprachen mit den niedriger organisirten andererseits ein ungefähres Bild derselben entwerfen.

Wenn wir annehmen, dass die Sprache aus einsilbigen Lautcomplexen (Wurzeln) entstanden ist, ein Axiom das wohl allgemein als richtig angenommen wird, so kann der Weg der Entwicklung nur der des Wachsthums durch Zusammensetzung der Wurzeln mit einander gewesen sein. Innerhalb dieses allgemeinen

Rahmens der Entwicklung können wir aber insofern gewisse Phasen derselben unterscheiden, als zunächst die Zusammensetzung eine nur lose (Neben-Satzung) gewesen sein muss und erst nach und nach eine Verbindung der Elemente mit einander eintrat. Natürlich wurde dort, wo man einerseits Stoff und Form von einander schied, andererseits die Verbindung frühzeitig eintrat, das Product ein viel innigeres, als dort wo Stoff und Form nicht von einander geschieden wurden und die Verbindung in eine relativ spätere Zeit fiel. Dadurch bekam die echte Form jenen Typus, den wir insgemein Flexion zu nennen pflegen, während dort, wo keine echte Form sich entwickelte und der Stoff im Sprachbewusstsein als solcher sich behauptete, jener Typus zum Vorschein kam, den man mit dem Ausdrucke der Agglutination zu bezeichnen pflegt.

Man wird daraus zur Genüge entnehmen, worin wir den eigentlichen Unterschied zwischen Agglutination und Flexion suchen; es ist offenbar, dass unsere Auffassung von jener Schleicher's und seiner Richtung ganz verschieden ist. Während nach Schleicher blos die losere oder engere Verbindung zwischen Wurzel und Affix den Unterschied zwischen Agglutination und Flexion begründet, finden wir den eigentlichen Kern dieser Erscheinung vielmehr in der principiellen Scheidung von Stoff und Form gelegen.

Diese Scheidung bringt es mit sich, dass die Form-Elemente, die nur Ergänzungen der schon in der Anlage der Wörter ausgedrückten Form repräsentiren,*) einerseits mit den Stoff-Elementen innig verwachsen, andererseits ohne Schaden für das Ganze der lautlichen Zerrüttung anheim fallen können. Dies ist dagegen dort, wo nur Stoff gefühlt wird, ebenso unmöglich als sich z. B.

---

*) Die Stämme *diś* und *dêśa* „Richtung, Gegend, Ort", haben im Altindischen ursprünglich gleiche Geltung. Davon ist *diś* nachweislich älter als *dêśa*, welches in der ältesten Sprache gar nicht vorkommt. (Böhtlingk-Roth, Sanskrit- W. B. unter *dêśa*.) Das Suffix *a* in der Form *dêś-a* (mit welchem Steigerung des Vocals der Wurzel sich verbindet) ist formbildend, es erzeugt aber nicht an und für sich die Form, da diese mit eben solcher Kraft in dem ohne alles Suffix gebildeten und mit der Wurzel identischen *diś* wirkt. Würde erst durch das Suffix *a* die Form erzeugt werden, so wäre dann die alterthümliche Form *diś* vollkommen unbegreiflich.

in Formsprachen aus einer Wort-Zusammensetzung allein durch lautlichen Zerfall eines Gliedes keine Form zu bilden vermag.*)

Andererseits spielt auch die Zeit selbst, die den Sprachen zu ihrer Entwicklung vergönnt ist, eine grosse Rolle. Während innerhalb der indo-germanischen und semitischen Sprachen schon in ihrer uns erreichbaren ältesten Periode, also mindestens 2000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, die Formen nach demselben Princip gebildet erscheinen (nämlich der Flexion), welches diese Sprachen noch immer beherrscht, zeigen uns andere Sprachen z. B. die ural-altaischen, die dravidischen, ein successives Entstehen ihrer Bindungen, derart, dass während in der einen Sprache bereits eine der Flexion analoge Bildung sich entwickelt hat, in der anderen Sprache noch die dieser letzteren zu Grunde liegende Zusammensetzung oder richtiger Zusammenstellung vorliegt. Wir haben oben (S. 128) einen solchen Process an dem Präsens der osmanisch-türkischen Sprache zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Doch haben selbst einzelne Sprachen dieser Richtung, wenn die Ausbildung ihrer Worte eine frühzeitige Anregung empfing, Bildungen erzeugt, welche selbst an die Formen der höher organisirten Sprachen mahnen. So z. B. könnte die Conjugation des Suomi, der Dravidasprachen, namentlich des Tamil, Manchen zur Ansicht verleiten, es lägen hier wirklich flectirte Formen vor, was, wie man aus dem Charakter dieser Sprachen darthun kann, nicht der Fall ist.

Was nun das Wachsthum der Bildungen aus einsilbigen Wurzeln anlangt, so hat man sich dasselbe als ein successives zu denken, d. h. der Process der näheren Bestimmung der Wurzel bildete sich nach und nach aus. Wir wollen gerne zugestehen, dass die Sprache Anfangs analog dem einsilbigen Chinesischen, wenigstens dort wo eine Scheidung zwischen Stoff und Form eingetreten war, die Form durch rein syntaktische Mittel andeutete, wie wir es an den alterthümlichen Bildungen der Composita innerhalb der indo-germanischen Sprachen wahrnehmen können.

*) Wie man merken wird, hat Schleicher die nach aussen hin sichtbare Wirkung für die Ursache gefasst und die dem ganzen Processe thatsächlich zu Grunde liegende Ursache ganz übersehen. Und er musste so thun, nachdem ihm das in der Grammatik und im Lexicon aufbewahrte lautliche Inventar der Sprache für die Sprache selbst galt und die innere Seite der Sprache für ihn gar nicht existirte.

Dort muss bekanntlich die Bedeutung der Abhängigkeit aus der Bedeutung beider Glieder und der speciellen Rection des folgenden (regierenden) Gliedes erkannt werden.*) Auf ähnliche Weise nun konnte die Ursprache das Bewusstsein der Form vermittelt haben. Dieser Process wird aber nicht lange bestanden haben, da er ausser in diesem einen Falle sonst keine Spuren zurückgelassen hat, und, wie eben die Formen durchwegs zeigen, von dem anderen Processe, nämlich der Bezeichnung der Form durch eigene Laut-Elemente, überwuchert wurde.

Nach diesem wird man ersehen, wie wir — wenn man unter den jetzt vorhandenen Sprachen Anologa für die Entwicklungsgeschichte sich zurechtlegen will — wie wir das Verhältniss der indo-germanischen (flectirenden), ural-altaischen (agglutinirenden) und hinter-indischen Sprachen mit dem Chinesischen (isolirend) unter einander uns vorstellen. Nach unserer Ansicht sind die isolirenden und formlosen Sprachen Barmanisch, Siamesisch u. s. w. die embryonalen Verwandten der ural-altaischen und überhaupt aller agglutinirenden formlosen Sprachen, während das isolirende aber formunterscheidende Chinesisch als der embryonale Verwandte der flectirenden Form-Sprachen betrachtet werden kann. Hiemit können wir auf die Frage, welche so oft schon gestellt worden ist, ob nämlich, da man irrthümlich voraussetzte, dass die flectirenden Sprachen die Stufe der agglutinirenden überschritten haben müssen, die agglutinirenden Sprachen (wie die ural-altaischen)

---

*) In den altindischen Ausdrücken *râǧa-putra* „Königs-Sohn“ *manuǧêndra* (= *manuǧa-indra*) „Menschenfürst“, steht das erste Glied in Bezug auf das zweite im Verhältnisse des Genitivs, im ersten Falle des Singulars, im zweiten des Plurals. In den Ausdrücken dagegen *dharmavid* „Pflichtkundig“, *bhû-dharu* „Erde tragend“, haben wir ein Accusativ-Verhältniss vor uns. In den Ausdrücken *dêva-datta* „Gott-geschenkt“ (= *θεό-δοτος*), *svayam-bhû* „Durch sich selbst seiend“, ist das erste Glied im Sinne eines Instrumentals zu fassen. Die Ausdrücke *mahi-ṣupta* „auf der Erde schlafend“, *vana-vâsin* „im Haine wohnend“, bieten uns das erste Glied im Sinne eines Locals, während in dem Ausdrucke *nabhaś-ćyuta* „vom Himmel gefallen“, dasselbe im Sinne eines Ablativs gefasst werden muss. In allen diesen Fällen ist das Casusverhältniss lautlich nicht ausgedrückt, sondern muss theils aus der Stellung der beiden Glieder zu einander (das abhängige Glied geht dem regierenden stets voran — bis auf die jungen Partipialbildungen, welche die umgekehrte Stellung erfordern) theils aus der ihnen inwohnenden Bedeutung heraus ergänzt werden.

jemals zu flectirenden sich entwickeln können, eine bestimmte Antwort geben. Wir müssen dies entschieden verneinen, da wir nicht glauben, dass eine Sprache, die für den Unterschied von Stoff und Form kein Bewusstsein hat, je zur Auffassung desselben kommen kann, da ja kein treibender Grund, der nur wieder aus der Sprache kommen könnte, dazu vorliegt. Eine solche Sprache müsste ihre Formen von Grund aus aufbauen, was eine eben so grosse Unmöglichkeit ist, als dass ein Mensch je sich selbst umzeugen könnte.

III. Der Laut.

Phonologie.

Die menschlichen Sprachorgane lassen sich am besten mit einem Orgelwerke vergleichen. Die Lunge bildet dabei den Blasbalg, die Luftröhre mit dem Kehlkopfe und den Stimmbändern (zwei elastischen, im Kehlkopfe von vorn nach hinten ausgespannten Bändern) einerseits und der Mund mit seinen einzelnen Organen andererseits bilden die Pfeifen und Tasten.

Der durch die Luftröhre aus der Lunge herausgestossene Luftstrom tritt entweder frei hervor, oder es bildet sich vom Kehlkopf an bis zu den Lippen entweder ein Verschluss oder eine Enge, welche neben dem Tone zur Erzeugung eines Geräusches Anlass geben.

Es entsteht dann im ersteren Falle ein Vocal, in dem letzteren Falle ein Consonant.

I. Vocale.

Der Unterschied zwischen den einzelnen Vocalen beruht auf dem Unterschiede ihrer Klangfarbe. Diese wird, wie H. Helmholtz in seiner „Lehre von den Tonempfindungen", Braunschweig. 1863. 8. gezeigt hat, in der Regel aus einem starken Grundton und mehreren mitklingenden Nebentönen zusammengesetzt. Die Klangfarbe der Vocale ist wiederum von der grösseren oder geringeren Länge des Ansatzrohres, also der eigenthümlichen Beschaffenheit des Schallraumes, abhängig.

Befindet sich das Ansatzrohr d. h. der Raum vom Kehlkopfe an bis zu den Lippen in der ruhenden regulären Lage, so entsteht der Vocal *a*.

Wird dagegen das Ansatzrohr verlängert, d. h. werden die Mundwinkel mit den Lippen vorgeschoben und gleichzeitig der Kehlkopf nach unten gesenkt, wobei eine Verengerung der Mundöffnung, des offenen Endes des Ansatzrohres, stattfindet, so entsteht der Vocal *u*; wird endlich das Ansatzrohr verkürzt, d. h. werden die Lippen mit den Mundwinkeln aus einander und nach rückwärts gezogen und gleichzeitig der Kehlkopf gehoben, so entsteht der Vocal *i*.

Die Vocale:

a

i *u*

sind die drei **Urvocale**, zwischen welchen eine bedeutende Menge Zwischenvocale erzeugt werden kann, deren einfachste Form also lautet:

a

e *ö* *o*

i *ü* *u*

Jeder einfache Vocal kann, in Betreff seiner Zeitdauer, in die Länge gezogen (producirt) werden, wodurch, im Gegensatze zu den ursprünglichen kurzen, die **langen** Vocale entstehen

â

ê *ô* *ô*

î *û* *û*

„Geht man aus der Stellung für einen Vocal in die für einen anderen über und lässt während der Bewegung, und nur während derselben, die Stimme lauten, so entsteht bekanntlich keiner der beiden Vocale, sondern ein neuer Laut, ein **Diphthong**.“ *)

Z. B. *ai*, *au*, *ei*, *oi* u. s. w.

Der Diphthong als solcher kann **nicht**, gleich einem einfachen Vocale, verlängert werden, da dann zwei von einander **vollkommen getrennte** Laute entstehen.

Sämmtliche Vocale lassen eine Gutturalisation zu, welche darin besteht, das die hintere Zunge bei der Articulation des Lautes zurückgezogen und dadurch eine Verengerung zu Wege gebracht wird. Die so entstandenen harten Laute sind namentlich

*) **Brücke, Ernst**, Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien. 1856. 8. S. 27.

den semitischen Sprachen eigen, wo sie im Verein mit gewissen (sogenannten emphatischen) Consonannten auftreten; also:

$$\underline{a}$$
$$\underline{e} \quad \underline{\ddot{o}} \quad \underline{o}$$
$$\underline{i} \quad \underline{\ddot{u}} \quad \underline{u}$$

Lässt man die tönende Luftsäule, statt durch den Mund, durch die geöffnete Nasenhöhle streichen, was durch Oeffnung des sogenannten velum palati mollis geschieht, so bekommen die Vocale einen nasalen Nachklang (werden nasalirt), also:

$$\tilde{a}$$
$$\tilde{e} \quad \tilde{\ddot{o}} \quad \tilde{o}$$
$$\tilde{i} \quad \tilde{\ddot{u}} \quad \tilde{u} \quad \text{u. s. w.}$$

II. Consonanten.

Die Consonanten entstehen, im Gegensatze zu den Vocalen — wie schon bemerkt worden — dadurch, dass im Mundcanale entweder Verschlüsse oder Engen gebildet werden, durch welche der Luftstrom hindurchbricht.

Dabei sind, was den Ursprung des die Verschlüsse oder Engen passirenden Luftstromes anbelangt, zwei Fälle möglich, nämlich der Luftstrom tritt entweder von der Lunge aus dem Mundcanal heraus (was der gewöhnliche Fall ist), oder aber der Luftstrom wird von Aussen durch Verdünnung der im Mundcanal befindlichen Luft hineingelassen (ein Fall der nur in den Hottentoten- und Buschmannssprachen vorkommt). Es entstehen dann im ersteren Falle Exspiratae, im letzteren Falle Inspiratae.

A) Exspiratae.

Bei Erzeugung dieser Laute sind, was ihre allgemeine Natur betrifft, folgende drei Fälle möglich:

1. Die Nasenhöhle ist geschlossen und der Mundcanal wird an einer Stelle gesperrt. Wenn in diesem Falle der Verschluss geöffnet wird, um dem Luftstrome den Eintritt zu gestatten, so tritt derselbe mit einem Geräusch plötzlich hervor. Es entstehen sogenannte Verschlusslaute, (Momentaneae, Explosivae).

2. Die Nasenhöhle ist wie im ersten Falle geschlossen, aber der Mundcanal ist nur an einer Stelle verengt. In diesem Falle wird durch die Luft, welche durch die Verengerung hindurchströmt, ein Reibungsgeräusch hervorgebracht. Es ent-

stehen dann Reibungslaute, (Continuae, Fricativae) im weiteren Sinne. War die Verengerung in der Mittelebene des Mundcanals bewerkstelligt, so entstehen Reibungslaute im engeren Sinne bei vollständiger, dagegen Zitterlaute (*r*) bei unvollständiger (zitternder) Reibung; war dagegen die Verengerung zu beiden Seiten der Mittelebene eingetreten, so entstehen die L-Laute. Je nachdem bei der Erzeugung der Verschluss- und Reibungslaute

A) die Stimmritze weit geöffnet ist, so dass die Stimmbänder beim Passiren des Luftstromes unbewegt bleiben, oder

B) die Stimmritze sich verengt, so dass die Stimmbänder durch den passirenden Luftstrom in Schwingungen versetzt werden, entstehen

A) Stummlaute (*k*, *t*, *χ*, *s*, *š* u. s. w.)

B) Tönende Laute (*g*, *d*, *γ*, *z*, *ž* u. s. w.)

Bei weit geöffneter Stimmritze ohne Verschluss und ohne Enge entstehen durch den Anprall des Luftstromes gegen die Rachenhöhle die Hauchlaute. Durch Verengerung der Stimmritze kann die Kraft des Luftstromes gesteigert werden, wodurch die Hauchlaute der Semiten (*Hha* und *Ain*) entstehen.

3. Die Nasenhöhle ist offen und der Mundcanal ist gesperrt. Es werden dann durch den Luftstrom, welcher durch die Nase entweicht, sogenannte Resonanzlaute, Nasale gebildet.

Je nach den Organen des Mundcanals, durch welche Verschluss oder Enge hervorgebracht werden, theilt man die Consonanten in mehrere Gruppen, als deren hauptsächlichste drei:

1. Gutturale (Gaumen + hintere oder mittlere Zunge),

2. Dentale (Zähne + vordere Zunge),

3. Labiale (Unterlippe + Oberlippe od. obere Schneidezähne) angenommen werden müssen.

Diese drei Gruppen umfassen die Articulation vom weichen Gaumen an bis zu den Lippen und sind als drei Absätze innerhalb dieser Sphäre zu betrachten, von denen namentlich der erste (Guttural) vom zweiten (Dental) nicht so scharf geschieden ist, als man glaubt, da einerseits physiologisch ein Uebergang von dem einen zum anderen sich leicht bewerkstelligen lässt, andererseits die Sprachgeschichte Beispiele dieses Ueberganges darbietet.

„Es ist bekannt, dass sich das *k* vom *t* dadurch unterscheidet, dass hier nicht der vordere Theil der Zunge mit dem

vorderen Theile des Gaumens, sondern der mittlere oder hintere Theil der Zunge mit dem mittleren oder hinteren Theile des Gaumens den Verschluss bildet. Man kann also im Allgemeinen sagen, die Articulation des *k* beginnt da, wo die für das *t* aufhört und umgekehrt. Doch ist hiebei zu bemerken, dass man bei der Bildung des cacuminalen (cerebralen) *t* weit über die vordere Grenzlinie des *k* hinaus nach rückwärts greifen kann und doch immer noch ein *t* hervorbringt. Wenn man dagegen das dorsale *t* hervorbringt, welches in Rücksicht auf die Zungenlage dem *k* am nächsten steht, und nun mit dem Verschlusse langsam nach rückwärts fortschreitet, so lautet, nachdem man über eine gewisse Grenze hinausgekommen ist, unvermeidlich ein *k*." (Brücke, Grundzüge. 43.)

Es gibt also mehrere Guttural- und Dental-Laute.

Zunächst sind unter den Gutturalen zweierlei Laute zu unterscheiden, eine Art, welche am weichen und eine andere Art, welche am harten Gaumen gebildet wird. Man kann sie in Folge dessen hintere und vordere Gutturale nennen.

Zu den hinteren Gutturalen gehört das Qof der Semiten, zu den vorderen Gutturalen gehört unser gewöhnliches *k* und das Kaf der Semiten.

Auch unter den Dentalen gibt es mehrere Arten von Lauten, die sich mit Brücke in vier Reihen bringen lassen. Die erste Reihe bezeichnet Brücke (Grundzüge, 36) als alveolare, da die Seitenränder der Zunge an die oberen Backenzähne gepresst und der vordere Theil derselben sammt der Spitze an das hintere Zahnfleisch der oberen Schneidezähne so angelegt wird, dass ein luftdichter Verschluss gebildet wird. Dahin gehören die sogenannten emphatischen Dentallaute der Semiten. Die zweite Reihe ist die cacuminale oder cerebrale, „bei der die Unterseite der Zunge nach vorne convex wird und theilweise den Gaumen berührt." Dahin gehören die sogenannten Cerebrallaute der Inder (*ṭ*). Die dritte Reihe ist die dorsale. Ihre Articulation besteht darin, dass man mit dem vorderen convex gemachten Theile des Zungenrückens gegen den vorderen Theil des Gaumens schliesst, während die Zungenspitze nach abwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezähne gestemmt ist. Dahin gehört das *t* der Slaven, Grusinen u. s. w. so wie auch das *t* im Deutschen vor und nach *s* (*s-t*, *t-s*). Die vierte Reihe ist die dentale im engeren Sinne. Diese Art von Den-

talen wird dadurch erzeugt, dass die Zunge den Verschluss nur mit den Zähnen und nicht auch mit dem Gaumen bildet. „Man kann diese Dentale bilden, indem man die Zahnreihen ein wenig von einander entfernt und den Spalt mit dem Zungenrande verstopft, oder indem man den Rand der flachliegenden Zunge ringsum an die obere Zahnreihe anpresst, oder endlich indem man die Spitze der flachliegenden Zunge nach abwärts biegt und hart über derselben durch festes Aufdrücken der oberen Schneidezähne den Verschluss bildet.“ *)

Consonanten-Diphthonge.

Zu den drei einfachen Laut-Reihen, welche wir bisher erörtert haben, treten noch zwei weitere Reihen, die einerseits durch die sogenannte Muillirung, d. h. den Einfluss eines *j* oder *i* auf einen vorhergehenden Guttural oder Dental,**) theils durch die Verbindung eines Momentan-Lautes mit nachfolgendem *h* hervorgebracht werden, und die wir deswegen Consonanten-Diphthonge nennen wollen.

Was nun den ersten Fall, nämlich die Affection eines Gutturals oder Dentals durch folgendes *j* oder *i* betrifft, so sind hier zwei Richtungen möglich. Es wird nämlich entweder der Consonant vor dem folgenden J-Laute derart afficirt, dass dieser in ihm aufgeht und eine Erweichung desselben hervorbringt (muillirte Laute im engeren Sinne), oder der J-Laut wandelt sich durch Kräftigung seiner Articulation in einen Zischlaut (*ž*), der den vorhergehenden Consonanten immer mehr in seine Sphäre hinüberzieht (assimilirt) und sich mit ihm endlich derart verbindet, dass der betreffende Consonant den Ansatz, der darauf folgende Zischlaut den Auslauf der Consonanten-Verbindung darstellt (Palatale). In diesem Falle wird der Guttural vom Zischlaute (nach dem über die Verwandtschaft der Gutturale und Dentale oben Bemerkten) immer mehr nach vorne gezogen, so dass er endlich in einen Dental umspringt. Natürlich wird dabei, wenn ein Stummlaut vorangeht, das *ž* selbst in einen Stummlaut (*š*) verwandelt.

---

*) Brücke Grundzüge. 37.

**) Das Slavische, welches auch Labiale muillirt, erzeugt nach denselben ein *l'*, z. B. *lovl'jõ* = *lov-jõ*, *kupl'jõ* = *kup-jõ* u. s. w.

In die erste Reihe, die muillirten Laute im engeren Sinne, gehören Laute wie die tschechischen *t'*, *d'*, *n'* und die magyarischen *ty*, *gy*, *ny*.

Den Uebergang von der ersten zur zweiten Reihe, nämlich den Palatalen, bilden die malayischen Laute *tj* (*t'*), *dj* (*d'*), *nj* (*n'*), in welchen der erste Bestandtheil *t*, *d*, *n* den oben angeführten tschechischen Lauten *t'*, *d'*, *n'* gleicht und ihm das *j* als schwaches Reibungsgeräusch nachklingt.

In die zweite Reihe fallen die indischen Palatal-Laute *tš*, *dž*, *ň* (*ć*, *ǵ*, *ń*), denen sämmtlich ältere Gutturale zu Grunde liegen. Von der ursprünglichen Aussprache *kj*, *gj*, *nj*, ist dort keine Spur mehr vorhanden.*) In einigen Fällen (es sind die ältesten) ist der feste (explosive) Bestandtheil des Consonanten-Diphthongs (der Dental) ganz verloren gegangen und nur der auf ihn folgende Zischlaut (*ś*) ist übrig geblieben. Z. B. altindisch *śatam* = griechisch *ἑ-κατόν*, lateinisch *centum* u. s. w.

Ferner gehören in diese Reihe die altslavischen Laute *št*, *žd*, welche aus *tš*, *dž* entstanden**) und aus *tj*, *dj* hervorgegangen sind.

Im Laufe der Zeit greift die Anähnlichung der Laute *š*, *ž* an den vorhergehenden Bestandtheil *t*, *d* immer mehr um sich, so dass erstere förmlich in die dentale Classe übertreten. Es sind dann aus den Gruppen *tš*, *dž* die Gruppen *ts*, *dz* geworden. Auch das aus ursprünglichem *tš* entstandene *š* geht dem entsprechend in *s* über.

In die erste Reihe gehört das Avghanische mit seinen Lauten *ts* und *dz* und das Armenische mit seinen Lauten *tso* und *dza*.

In die zweite Reihe fällt das eranische *s*, welches dem indischen *ś* entspricht.

---

*) Dies geht namentlich daraus hervor, dass nicht die Gutturalen sondern die Dentalen folgenden Palatalen assimilirt werden. Man sagt *pṛthag-ǵana*, aber *suhṛǵ-ǵana*, *tać-ća* für *suhṛd-ǵana*, *tat-ća* u. s. w. Dass *ć*, *ǵ* wirklich wie *tš*, *dž* gesprochen wurden, beweist die Behandlung des *ǵ* in der Pausa, indem es in *ṭ* (*ḍ*) übergehen muss. Dieser Uebergang erklärt sich nur dann, wenn man annimmt, *ǵ* sei in der That als Doppellaut, d. h. als *dž* gesprochen worden und das zweite Element dieses Doppellautes, nämlich *š*, sei nach dem Gesetze, wornach im Altindischen nur einfache Consonanten im Auslaute gestattet sind, regelrecht abgefallen.

**) Vgl. im Griechischen *σδ* = *ζ* (*δσ*), *συρίσδω* = *συρίζω*.

Wenn das Griechische Guttural oder Dental mit darauffolgendem *j* in σσ, ζ (ττ, δδ) verwandelt, so muss es die von uns so eben beschriebene Entwicklung durchgemacht haben. Es ist dort, wo wir es beobachten können, bereits bei *ts*, *ds* angelangt, welche es, je nach den Dialekten (bald das *t* dem *s*, bald das *s* dem *t* assimilirend) bald in σσ, ζ, bald in ττ, δδ umgestaltete. Also aus μέλιτjα entstand in der vorhellenischen Zeit successive μελιτ̆α, μελιτ̆α, μελιτσα. Letztere Form, welche wir als palaeohellenische betrachten können, wandelte sich einerseits durch vorwärts greifende Assimilation in die allgemeine griechische Form μέλισσα, während aus ihr, parallel mit der vorigen, durch rückwärts greifende Assimiliation die sogenannte attische Form μέλιττα hervorging.

Der zweite Fall, in welchem Consonanten-Diphthonge erzeugt werden, betrifft die Verbindung eines Momentan-Lautes mit nachfolgendem *h*. Dieses *h* kann sich einerseits mit dem vorhergehenden Momentan-Laute im Laufe der Zeit so innig verbinden, dass es mit ihm in einen Reibelaut aufgeht, andererseits kann das ganze Product durch Ueberhandnehmen des Hauchlautes sich wieder zu *h* verflüchtigen.

In die erste Reihe fallen vor allem die altindischen Aspiraten *kh*, *gh*, *th*, *dh*, *ph*, *bh*, in denen wirkliche Consonanten-Diphthonge vorliegen.

In die zweite Reihe gehören die altgriechischen Laute χ, θ, φ, in denen der stumme Hauchlaut die vorangehenden tönenden Elemente *g*, *d*, *b* in seine Sphäre hinübergezogen (sich assimilirt) hat, so dass aus älteren *gh*, *dh*, *bh* schliesslich χ, θ, φ wurden.

Eine gänzliche Verflüchtigung des explosiven Elementes der Consonanten-Diphthonge *gh*, *dh*, *bh* bietet uns das Altindische in seinem *h*.*)

---

*) Dass dieses *h* im Altindischen neben der Aussprache eines Hauchlautes noch eine zweite, dem eranischen *ž* ähnliche Lautung gehabt habe, ist eine grundlose Annahme Ascoli's, die ihm allgemein nachgebetet wird. Wenn im Altindischen von *duh* des Participium perfecti passivi *dugdha* für *dugh-ta*, dagegen von *lih* dieselbe Form *liḍha* für *lih-ta* gebildet wird, so liegt darin kein Moment für das *h* in *lih* die Lautung *ž* anzunehmen. In *dugdha* ist eben das *h* noch als *gh* (aus dem es entstanden ist) festgehalten worden, während in *liḍha* (für *liḍḍha*) die Verflüchtigung des *gh* (vgl. griech. *λείχω*, latein. *lingo*, gotisch *laigon*) zu *h* durchgedrungen ist. Ob aber aus *lih-ta*

In einzelnen Sprachen (z. B. im Altindischen) werden Verbindungen von Palatalen mit folgendem *h* zugelassen (also *t-š-h*), wodurch Consonanten-Triphthonge entstehen.

B) Inspiratae.

Diese Classe von Lauten, welche dadurch gebildet wird, dass der Luftstrom bei Passirung der im Mundcanal gebildeten Verschlüsse oder Engen nicht aus dem Munde herausgestossen, sondern eingezogen wird, sind den Sprachen der Hottentoten-Rasse (dem Hottentotischen und den Buschmannsprachen) eigenthümlich, und sind von da in einzelne Kafir-Dialekte (z. B. Zulu) übergegangen. Im Hottentotischen, das wir näher kennen, kommen vier Laute solcher Art vor, die man wegen der Aehnlichkeit mit unserem Schnalzen auch Schnalzlaute genannt hat.

Es sind folgende:

1. Der dentale,
2. der palatale,
3. der cerebrale,
4. der laterale.

Dieselben werden von Theophil Hahn*) folgender Massen beschrieben:

„Der dentale Laut entsteht, wenn man die Zunge gegen die oberen Vorderzähne setzt und, die Luft einziehend, sie zurückschnellt. Der Klang des dentalen Schnalzes lässt sich mit der Interjection des Bedauerns vergleichen.

Der palatale Laut entsteht, wenn man die Zunge kurz oberhalb der Vorderzähne an den vorderen Gaumen setzt, gleichsam als wollte man ein recht weiches *d* sprechen, und zieht dann die Zunge mit einem Luftzug nach innen zurück.

---

oder aus *liž-ta* ein *liḍḍha* (*ḍḍh* statt des sonst gewöhnlichen *ddh* z. B. *taddhi* für *tad-hi* beruht auf der Assimilationskraft der beiden Laute *h* und *t*, *d*, da *ṭ*, *ḍ* dem *h* näher liegen als *t*, *d*), und endlich *liḍha* herauszubringen leichter ist und ob nicht *liž-ta* vielmehr zu *liṣ-ṭa* oder *lis-ta* geworden sein müsste, dies zu entscheiden dürfen wir Anderen getrost überlassen, können aber nicht umhin zu bemerken, dass das Altindische, hätte es den Laut *ž* besessen, diesen auch gewiss in der Schrift ausgedrückt haben würde, umsomehr als der von Ascoli postulirte Laut *ž* (= *h*) häufig vorkommen müsste.

*) Die Sprache der Nama. Leipzig. 1870. 8. S. 15.

Der cerebrale Laut wird erzeugt durch Ansatz der Zunge gegen den mittleren oberen Gaumen ungefähr da, wo man sie ansetzt bei der Aussprache des *l*. Wenn man die Luft und Zunge einwärts zieht, so entsteht ein Laut, der dem Knall einer entkorkten Champagnerflasche gleicht.

Der laterale Schnalz spottet jeder Beschreibung. Er wird mit Zunge, Seitenzähnen und Gaumen durch Einziehen der Luft gebildet. Akustisch ist er einem gemeinen Schmatzen vergleichbar, wie es Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen."

Uebersicht der Consonanten.

A) Expiratae.

		Explosivlaute				Fricativlaute		Zitterlaute	l-Laute	Resonanzlaute
Faucale	hintere					ʿh	ɔ			
	vordere					*h*	ɔ			
Gutturale	hintere	*k̇*	*ġ*			*x̣*	*ɣ̣*			
		(*q*)						*ṛ*	*ʿl*	*ṅ*
	vordere	*k*	*g*	*kh*	*gh*	*χ*	*ɣ*			
Palatale		*tš*	*dž*	*tšh*	*džh*	*š*	*ž*	*ř*		*n̈*
		(*ć*)	(*ǵ*)	(*ćh*)	(*ǵh*)	(*ś*)	(*ź*)			(*ṅ*)
Linguale		*ts*	*dz*	*tsh*	*dsh*					
Palato-Dentale		*t'*	*d'*			*j*	*y*		*l'*	*n'*
Dentale	alveol.	*t̲*	*d̲*	*t̲h*	*d̲h*	*s̲*	*z̲*			
	cacum.	*ṭ*	*ḍ*	*ṭh*	*ḍh*	*ṣ*	*ẓ*	*r*	*l*	*ṇ*
	dors.	*t̲*	*d̲*	*t̲h*	*d̲h*	*s̲*	*z̲*			
	dent.	*t*	*d*	*th*	*dh*	*s*	*z*			*n*
Labio-Dentale						*f*	*v*			
Labiale		*p*	*b*	*ph*	*bh*	*φ*	*w*			*m*

B) Inspiratae.

Die Schnalzlaute der Hottentotten-Buschmannsprachen.

Anmerkung. *ʿh* = arab. *hha*, ɔ = arab. *Ain*, ɔ = Aleph, *χ̣* = arab. *cha* (*hha* mit dem Punkte), *ɣ̣* = arab. *Ghain*, *ṛ* das gutturale *r* des Armenischen, *ʿl* = das *l* der Russen, *ř* das *l* des Tamil und *ř* des Tschechischen, *t̲*, *d̲* u. s. w. die jedes Hauches ermangelnden Dentalen der kaukasischen Sprachen.

D) Darstellung des Gedankens durch die Schrift.

Als den Hauptzweck der Schrift bezeichnen wir die mittelst des Gesichtsinnes auf den Gehörsinn berechnete Mittheilung des Gedankens durch das Mittel der Sprache. Jene Schrift, welche diesen Zweck mit den einfachsten Mitteln erreicht, ist die vollkommenste, da sie dem Wesen der Schrift am besten entspricht.

Diesen Zweck zu erreichen ist nur wenigen Völkern mit ihrer Schrift wirklich gelungen; man kann sagen, dass nur die Inder im Osten und die beiden Culturvölker des Westens, nämlich die Griechen und Römer, ihn wirklich erreicht haben. Auf der Geistesarbeit der beiden letzteren ist, wie bekannt, unsere Cultur, unser geistiger Fortschritt gegründet.

Wie alles Andere entwickelt sich auch die Schrift aus unscheinbaren Anfängen und geht mit der ganzen Entwickelung des Menschen, vor allem jedoch seiner auf die Begriffsbildung gerichteten Geistesthätigkeit und seiner Sprache Hand in Hand. Ein Volk, welches zwischen Satz und Wort nicht zu unterscheiden vermag, welchem die Auffassung und scharfe Unterscheidung der einzelnen Elemente des Wortes, der Laute, fremd ist, kann auch keine Schrift in dem oben von uns angedeuteten Sinne besitzen.

Die ersten Anfänge der Schrift müssen wir dort suchen, wo wir im Laufe der Zeit eine Schrift wirklich entspringen sehen, nicht aber dort, wo wegen Mangel an einer weiteren Entwicklung der Faden abgerissen und neuerdings von einem anderen Punkte ausgegangen werden muss. Dadurch, dass viele sonst verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der Schriftgeschichte die letztere Richtung nicht von vorne herein aus dem Umfange der Schrift ausgeschlossen und z. B. die sogenannte Knotenschrift der alten Chinesen und Peruaner auch zur eigentlichen Schrift gerechnet haben,

konnten sie die Idee der Schrift auch nicht richtig erfassen und das innere Getriebe ihrer Entwicklung vollständig begreifen.

Wirkliche Schrift entspringt aus der Malerei und wir müssen dem zu Folge die Anfänge der Schrift in den Malereien suchen, welchen wir so ziemlich bei allen Naturvölkern begegnen.

Irgend eine dem Stamme oder einer einzelnen Familie wohlbekannte Begebenheit wird aufgezeichnet. Ort und Personen werden in der bekannten Weise charakterisirt, wobei es ohne Symbole, zur Bezeichnung gewisser über die unmittelbare Anschauung hinausgehender Vorstellungen, nicht abgeht. Jeder in die Tradition des Stammes Eingeweihte vermag diese Schrift zu lesen, während sie dem Fremden mehr weniger unverständliche Hieroglyphen darbietet.*)

Dadurch, dass es der Schrift-Malerei in ihren Darstellungen nicht auf ästhetische Schönheit, sondern Treue ankommt, und sie nicht so sehr die Erweckung eines ästhetischen Gefühles mittelst der Form, als vielmehr einfache Belehrung bezweckt, unterscheidet sie sich von der eigentlichen Malerei als Kunst. Gerade aber in dem Momente, dass diese Gattung der Schrift an die Malerei, also etwas allgemein Verständliches anknüpft, und das Verständniss derselben als an keine bestimmte Sprache geknüpft, als ein allgemeines bezeichnet werden, diese Schrift mithin eine Universalschrift genannt werden kann, liegt wiederum ihr empfindlicher Mangel, da sie an und für sich ihren Zweck nicht erfüllt, sondern zu ihrem vollen Verständniss noch etwas ausser ihr Liegendes, nämlich die mündliche Erklärung bedarf.

Nebstdem enthält diese Art von Schrift noch zwei andere empfindliche Mängel, insofern sie erstens nicht an die Sprache, den durch den Laut successive in seiner Entwicklung ausgedrückten Gedanken, sondern an den Gedanken selbst und zweitens an den Gedanken in seiner Ganzheit, ohne Auflösung desselben in die ihn constituirenden Bestandtheile, anknüpft.

Einen merklichen Fortschritt gegenüber der Schrift-Malerei bezeichnet schon die Bilderschrift. Damit man diese nicht mit der Schrift-Malerei verwechsle bemerken wir, dass wir darunter

---

*) Vgl. Steinthal, Heinr., Die Entwicklung der Schrift. Berlin. 1852. 8. S. 63.

jene Art von malender Schrift verstehen, in welcher von einer Darstellung der Vorstellung als Ganzes abgesehen wird, dagegen die einzelnen Bestandtheile der Vorstellungen durch die ihnen entsprechenden sinnlichen Bilder repräsentirt werden. Während die Schrift-Malerei einem Satze entspricht, welchem eine Theilung in einzelne Worte fremd ist (wie solche innerhalb der nordamerikanischen Indianer-Sprachen in der That vorkommen), entspricht die Bilderschrift den einzelnen Worten, in welche der Satz aufzulösen ist.

Wir können nicht umhin, gleich hier die Bemerkung zu machen, dass schon auf der ersten Stufe der Schriftbildung die Abhängigkeit der Schrift von der Beschaffenheit der Sprache und Vorstellungsmasse, zu deren Darstellung sie verwendet werden soll, ganz offen zu Tage tritt. Gleichwie der Indianer Nord-Amerika's eine Sonderung des Satzes in seine einzelnen Bestandtheile nicht kennt, ist er auch nie über die Schrift-Malerei hinausgekommen. Seine Vorstellungsmassen sind derart organisirt, kleben noch derart an der ihnen zu Grunde liegenden Anschauung, dass sie zu einer Scheidung in die Elemente allgemeinerer Natur, wodurch eben ihr Charakter verloren gehen würde, keine innere Veranlassung geben. Und was nicht im Inneren gelegen ist, kann erfahrungsgemäss auch nicht nach aussen hervortreten.

Während die Schrift-Malerei an die eigentliche Malerei sich noch einiger Massen anlehnt und eine gewisse Treue der Darstellung zu bewahren sucht, löst sich die Bilderschrift von der Malerei ganz los, indem sie die verschiedenen Theile der der Darstellung zu Grunde liegenden Vorstellungsmassen, welche in der Malerei zu einer Einheit zusammengehalten werden, einen nach dem anderen ausführt. Während in der Schrift-Malerei die Technik noch immer eine gewisse Rolle spielt, und der Haupteffect in der Verbindung der einzelnen Theile zu einem Ganzen erstrebt wird, wird in der Bilderschrift diese Einheit in kleine Theilchen zerschlagen und werden diese Theilchen eines an das andere ohne besondere technische Mittel angereiht.

Das Faktum z. B.: „Wir haben im Walde gejagt und dabei drei Hirsche getödtet. Darauf lagerten wir am Teiche und zogen von da auf der Strasse weiter," würde in der Schrift-Malerei durch ein Bild wiedergegeben, welches einen Wald enthielte, in dessen Nähe ein Teich sich befände. Im Walde oder nahe an

demselben würde man drei todte Hirsche, am Teiche einige aufgeschlagene Zelte wahrnehmen und von diesen aus würde ein Weg mit Fussspuren, welche von da abführen, wahrzunehmen sein.

In der Bilderschrift dagegen würde das Bild aufgelöst und die einzelnen Bestandtheile desselben der Reihe nach hingestellt werden. Die Anordnung derselben würde etwa folgende sein: Wald (3 Bäume), schiessen (Bogen mit angelegtem Pfeil), drei Hirsche, Teich (Wasserbecken mit gekräuselten Wellen), Lager (zwei Zelte), gehen (gehender Mensch), Weg.

Beide Fälle haben das Gemeinsame, dass *direct* an den *Gedanken* angeknüpft wird, sie unterscheiden sich aber insofern von einander, als in dem ersten Falle der Gedanke in seiner *Ganzheit*, in dem letzteren dagegen in seine einzelnen *Bestandtheile getheilt* zur Darstellung gebracht wird.

Abgesehen nun von der Unklarheit, die in dem gänzlichen Mangel an Form des Gedankens in den beiden Fällen gelegen ist, ist namentlich die *Modalität* des Gedankens vollkommen unbestimmt. Man weiss nicht, ob das Factum, welches in den beiden obigen Fällen uns vorgeführt wurde, der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft angehört, ob es schlechtweg als Factum hingestellt worden, ob es gewünscht, befohlen wird u. s. w.

Trotz den bedeutenden Mängeln, welche die Bilderschrift mit der Schrift-Malerei theilt, nimmt sie gegenüber dieser doch einen viel höheren Rang in der Entwicklungsgeschichte der Schrift ein und steht der eigentlichen Schrift viel näher. Während nämlich zum Verständnisse der Schrift-Malerei die Kenntniss der Familien- oder Stamm-Tradition erforderlich ist, steht das Verständniss der Bilderschrift Jedermann offen, der mit der Gefühls- und Denkweise des Darstellers einiger Massen vertraut ist, d. h. auf derselben niederen Stufe gleich ihm sich befindet.

Dennoch steht die Bilderschrift der eigentlichen Schrift noch ziemlich fern. Sie geht eben so wenig wie die Schrift-Malerei von der Sprache aus, der lautlichen Darstellung des Gedankens, sie bringt gleich dieser *nicht den Laut*, sondern *den Gedanken selbst* zur Darstellung.

Dadurch aber, dass die Bilderschrift nicht den Gedanken in seiner Ganzheit, also nicht ganze Sätze, sondern die einzelnen Bestandtheile des Gedankens, also einzelne Worte zur Darstellung

bringt, ist in ihr ein Moment gegeben, von welchem uns ein Fortschritt in der Entwicklung zur eigentlichen Schrift möglich ist.

Dieser Fortschritt besteht kurz ausgedrückt in der Ablösung des Lautes von der durch ihn repr"sentirten Anschauung auf sprachlicher Seite und in der Substituirung eines bestimmten leicht zu erkennenden Bildes für den einer Reihe von Vorstellungen gemeinsamen Laut auf Seite der Schrift.

Für diesen Fortschritt müssen aber in der durch die Schrift darzustellenden Sprache selbst die Bedingungen vorhanden sein.

Man denke sich eine Sprache, welche reich an Homophonien ist, in welcher ein bestimmter Laut gleich dem französischen *sã* (= *sens*, *sent*, *cent*, *sang*) eine Reihe von einander verschiedener Anschauungen repräsentirt. Es drücke also der Laut x die Anschauungen a, b, c, d, e, f u. s. w. aus.

Sobald nun das sprechende und schreibende Individuum wahrnimmt x sei $= a$, ebenso $x = b$, $x = c$, $x = d$, $x = e$, $x = f$ u. s. w. so wird es unwillkührlich auch a dem b gleichsetzen und ebenso $a = c$, $a = d$, $a = e$, $a = f$ u. s. w. fassen. Es wird in Folge dessen das Bild für die Anschauung a welches den Laut x wachruft, in Folge der Laut-Gleichheit mit den Anschauungen b, c, d, e, f u. s. w. für jede derselben substituiren, wodurch das Bild für a dann nicht mehr als der Repräsentant für a, sondern für x gefühlt und das Bild nicht mehr als Bild, sondern als Repräsentant eines Lautes im Bewusstsein festgehalten wird.

Soll also in einer bestimmten Sprache der Fortschritt von der Bilderschrift zur Lautschrift sich vollziehen, so muss diese diverse Reihen von Homophonien besitzen, die wiederum nur in einer Sprache möglich sind, in welcher der grösste Theil der Wörter oder wenigstens der Wurzel-Wörter im Zustande der Einsilbigkeit sich befindet.

Diese Bedingungen erfüllen unter den Sprachen der alten Cultur-Völker blos zwei, nämlich die Sprache China's und die Sprache des alten Aegyptens. Beide Sprachen, sowohl das Chinesische als auch das Alt-Aegyptische, haben es auch wirklich zu einer Lautschrift gebracht, die ihren Bedürfnissen vollkommen angemessen ist.

Wir wären somit auf dem Gebiete China's und des alten Aegyptens bei der Lautschrift angelangt. Diese Lautschrift ist zunächst Wortschrift, d. h. sie bringt die ganzen den Anschauungen entsprechenden Worte zur Darstellung und hat vor der Hand von der Zusammensetzung der Worte aus einfacheren Elementen (Silben und Lauten) kein Bewusstsein. Dieses Bewusstsein muss wiederum, gleich dem Bewusstsein des Lautes im Allgemeinen, das wir oben berührt haben, an der Hand der Sprache geweckt werden.

Im Chinesischen war dies vermöge des eigenthümlichen Charakters desselben (die Sprache kennt zwar einsilbige Lautcomplexe, aber keine aus einfachen Consonanten bestehenden Elemente) unmöglich; der Fortschritt zur Silbenschrift wurde aber dort, wo das Material der Lautschrift von einer Sprache aufgenommen wurde, die mehrsilbigen Baues und gesetzmässig gebauter Silbe (ausser einfachem Vocal blos nur Consonant + Vocal, nie aber Vocal + Consonant duldend) den Anlass zur Auffassung der Silbe darbot (im Japanischen nämlich), auch wirklich vollzogen. Ja der Fortschritt zur reinen Lautschrift (Buchstabenschrift) hätte auch dort, gleichwie im Westen bei den Völkern indo-germanischen Stammes, nicht ausbleiben können, wenn die japanesische Silbenschrift von einem Volke aufgenommen worden wäre, dessen Wort-Silben nicht nur auf den einfachen Vocal und Consonant + Vocal beschränkt sind, sondern auch nebst Vocal + Consonant und Consonant + Vocal + Consonant auch eine Zusammenfassung mehrerer Consonanten zulassen.

Dem Chinesischen gegenüber, das selbst über die Lautschrift im Allgemeinen (Wortschrift) nicht hinauskommen konnte und den Fortschritt zur Silbenschrift blos mit Hilfe des Japanesischen gemacht hat, ist es dem Aegyptischen gelungen den Fortschritt von der Wortschrift zur Silbenschrift und Buchstabenschrift auf seinem eigenen Gebiete zu vollziehen.

Da dieser Fortschritt für die Geschichte der Schrift d. i. der aus der aegyptischen hervorgegangenen Schrift aller Culturvölker der alten Welt von der grössten Wichtigkeit ist, so werden wir auf die Beleuchtung desselben näher eingehen müssen, werden aber vorher eine Classification der Schriften aller Völker der Erde hier niederlegen und einen kurzen genealogischen Ueberblick dieser Schriften daran reihen.

I. Classification der verschiedenen Schrift-Arten.

I. Gedankenschrift.

A) Schrift-Malerei. (Der Gedanke als Ganzes.) Schrift-Malerei der Indianer Nord-Amerikas.

B) Bilderschrift. (Der Gedanke in seinen Bestandtheilen.) Schrift der Mexikaner und zu Grunde liegend der Schrift der Chinesen und Aegypter.

II. Lautschrift.

A) Wortschrift. (Substituirung des Bildes einer Vorstellung für eine andere, welche im Laute mit der ersten zusammentrifft.) Schrift der Chinesen und alten Aegypter.

B) Silbenschrift. Japanische Schrift. Keilschrift der Völker semitischer Abstammung.

C) Indifferente Silben-Buchstaben-Schrift. (Schrift, in welcher ein bestimmtes Zeichen weder eine Silbe, noch einen einzelnen Laut bezeichnet, aber beides bezeichnen kann.) Schrift der semitischen Völker.

D) Buchstabenschrift. (Schrift, in welcher ein bestimmtes Zeichen einen bestimmten Laut bezeichnet.) Persische Keilschrift. Aegyptische, indische, griechisch-römische Schrift.

II. Genealogischer Ueberblick der verschiedenen Schrift-Arten.

I. Neue Welt.

A) Schrift-Malerei der Indianer Nord-Amerika's.

B) Schrift der Mexikaner. Damit verwandt die Schrift der Maya-Völker.

II. Alte Welt.

A) Schrift der Chinesen. Davon abgeleitet die Schriften der Annamiten und Japanesen.

B) Keilschrift, zunächst die sog. scythisch-turanische; davon abgeleitet die babylonisch-assyrische und persische.

C) Aegyptische Schrift. Davon abgeleitet die Schrift der Semiten.

Von der altsemitischen (babylonisch-phönicischen) Schrift stammen ab:

1. Die Schriften der semitischen Völker: die hebräisch-samaritanisch-aramäische Schrift. Auf die alte Form der letzteren, deren jüngste in der neusyrischen Schrift vorliegt, gehen die himjarisch-äthiopische Schrift einer- und die arabische Schrift andererseits zurück. Mit dem Islam findet die arabische Schrift bei den Persern (Taliq, Schikastah), Türken, Indern und Malayen Eingang.

Eine alte Abzweigung der phönicisch-punischen Schrift ist die Schrift der Imoscharh (Berber) in Nord-Afrika (das sogenannte Tafinaq).

Ein Seitenzweig der älteren aramäischen Schrift liegt uns vor in der sogenannten Pahlawi- (mit semitischem Charakter) und der daraus abgeleiteten Zend-Schrift (mit indo-germanischem Charakter). Auch die Schriften der Armenier und Georgier (gleichfalls mit indo-germanischem Charakter) sind hieher zu beziehen, wenn auch das ihnen zu Grunde liegende Proto-Alphabet uns unbekannt ist.

Von der jüngeren syrischen Schrift (mit cursivem Charakter) stammen ab (durch Vermittlung der Nestorianer) die Schriften der Uiguren, Mongolen, Kalmüken und Mandschu.

2. Die Schriften der indischen Völker. Der älteste in der Form der Consonanten und der Art der Vocalbezeichnung an die semitische Schrift noch ganz deutlich sich anlehnende Typus liegt uns in den Inschriften des buddhistischen Königs Aśoka (aus dem dritten Jahrhundert vor Christus) vor. Daraus stammen einerseits die Schriften der nördlichen (arischen), andererseits die Schriften der südlichen (dravidischen) Völker Indiens. Von der Telugu-Malayala-Schrift ist die Schrift der Singhalesen (Hodiya) und von dieser die Schrift der Bewohner der Malediven abgeleitet.

Auf ein nördliches Alphabet des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung geht die tübetische Schrift zurück.

Auf eine alte, mit den Aśoka-Inschriften parallel laufende Form des indischen Alphabets sind die Schriften der Battak,

Redschang und Lampung auf Sumatra, der Bugi und Makassaren auf Celebes und der Tagala's auf den Philippinen zu beziehen, während den Schriften der Javanen, der Barmanen und der Siamesen sowie den damit verwandten Schriftarten der hinterindischen Völker ein altes Pali-Alphabet zu Grunde liegt.

Ungewissen Ursprunges ist die Schrift der Koreaner. Aus der Weise der Vocalbezeichnung zu schliessen dürfte ihr ein altes japanisches Alphabet zum Vorbilde gedient haben, welches im Geiste der indischen Schrift umgestaltet wurde.

3. Die Schriften der indo-germanischen Völker des Abendlandes. Zunächst die Schrift der Griechen und durch Vermittlung dieser die Schriften der italischen Völker (Etrusker, Umbrer, der oskischen Völker und Römer). Aus der griechischen Schrift erwachsen die Schriften der Nationen christlich-griechischen Glaubensbekenntnisses (Süd-Ost-Slaven), während die Schriften der Nationen christlich-römischen Glaubensbekenntnisses (der Kelten, Germanen, Romanen und West-Slaven) auf die römische Schrift zurückgehen.

Noch nicht genügend aufgehellten Ursprunges ist die glagolitische Schrift der Süd-Slaven; während die Einen sie nur für eine Verschnörkelung der cyrillischen Schrift halten, glauben die Anderen die directe Fortsetzung eines uns nicht näher bekannten phönicischen Alphabets in ihr erkennen zu müssen.

Unter dem Einflusse der griechischen-römischen Schrift sind die Runen der germanischen Völker entstanden.

Aus dieser genealogischen Uebersicht der Schriften sämmtlicher Völker der Erde ergibt sich uns nun die gewiss interessante Thatsache, dass die Erfindung der Schrift (indem wir von den für die Geschichte der Schrift unbedeutenden Schrift-Malereien der Indianer Nord-Amerika's und den Schriften der mittel-amerikanischen Culturvölker absehen) höchstens nur dreimal (falls die mesopotamische Keilschrift der Akkadier nicht irgendwie mit Central-Asien und China zusammenhängt), nämlich in China, auf der mesopotamischen Ebene und im Nilthal gemacht worden ist. Und zwar hat sich durch eine eigenthümliche Verkettung der Verhältnisse vor allem die Erfindung auf dem letzten Punkte für die Weiterentwicklung und — wir können wohl sagen — für die Vollendung dieser äusserlich unscheinbaren, in der That aber glänzendsten Leistung des menschlichen Geistes fruchtbringend

erwiesen. Jegliche Schrift, deren sich die Völker der Jetztzeit bedienen, mit Ausnahme der Schriften jener Völker, die sich auf die Cultur des Reiches der Mitte stützen, führt ihren Stammbaum auf die ehrwürdige Schrift des alten Aegyptens zurück.

Und innerhalb der zahlreichen Schaar der Abkömmlinge der ägyptischen Schrift zeigen uns die drei im Vorhergehenden aufgestellten Gruppen jede ein eigenthümliches in ihr zur Erscheinung kommendes Princip sowie den von diesem abhängigen Fortschritt in der Geschichte der Schrift-Entwicklung. Während die Schriften der ersteren Gruppe (die semitischen Schriftarten) grösstentheils ein Mittelding zwischen Silben- und Buchstabenschrift repräsentiren, zeigen uns die Schriften der zweiten Gruppe zwar das Streben nach genauer Scheidung und ausdrücklicher Bezeichnung der Vocale, sie kommen aber in Bezug auf die Form der Darstellung nicht weit über das in den semitischen Sprachen von den Sprachgelehrten eingeführte System hinaus. Erst die Schriften der dritten Gruppe zeigen uns sowohl eine vollkommene Scheidung der beiden Elemente Vocal und Consonant als auch ein in der Form der Darstellung zu Tage tretendes Bewusstsein dieses Unterschiedes. Erst diese Schriften erfüllen die von uns an die Schrift gestellte Bedingung, nämlich den lautlichen Repräsentanten des Gedankens, das Wort, in seinen einzelnen Bestandtheilen, den Lauten, zum vollen und unverfälschten Ausdrucke zu bringen.

Indem wir nun im Nachfolgenden der näheren Betrachtung der Thatsachen uns zuwenden, werden wir uns, da die Schriften der neuen Welt hier, wo es blos um einen Ueberblick der Schrift-Entwicklung sich handelt, gar nicht in Betracht zu kommen brauchen, auf eine Erörterung der Schriften der alten Welt beschränken.

A) Chinesische Schrift.

Die chinesische Schrift war ursprünglich eine Bilderschrift, in welcher die verschiedenen Anschauungen durch die entsprechenden Bilder dargestellt wurden. Am deutlichsten zeigt sich dieser Charakter noch jetzt in der Darstellung sinnlicher Anschauungen wie Sonne, Mond, Berg, Baum u. s. w.*)

*) Proben dieser Art Schrift findet man bei Klaproth, Jul. Aperçu de l' origine des diverses écritures de l' ancien monde. Paris. 1832. 8. (Separatabdruck aus Courtin's Encyclopédie moderne.) S. 4 ff.

Die abstracten Anschauungen oder Vorstellungen wurden durch diejenigen sinnlichen Anschauungen wiedergegeben, von denen sie durch den sprachbildenden Geist abstrahirt worden waren. So z. B. die Vorstellung des Wachsens durch eine aus dem Boden herauswachsende Pflanze, die Vorstellung des Hörens durch ein an die Thür angelegtes Ohr, die Vorstellung der Finsterniss durch die verdeckte Sonne u. s. w.*)

Um nun den weiteren Fortschritt der Schrift von diesen bildlichen Elementen aus zu begreifen, erscheint es nothwendig einen Blick auf den Charakter der chinesischen Sprache selbst zu werfen.

Die chinesische Sprache ist in gewisser Beziehung eine einsilbige,**) d. h. die einfachsten Satz-Elemente derselben bestehen durchgehends aus einsilbigen Lautcomplexen. Der Bau dieser einsilbigen Lautcomplexe weicht jedoch in der Schriftsprache, dem sogenannten Kwan-hoa (Sprache der Mandarinen), von dem innerhalb der Volksdialekte geltenden ab. Während hier Stummlaute im Ausdrucke geläufig sind, sind dieselben im Kwan-hoa nicht zulässig. Der Auslaut kann dort nur ein vocalischer oder nasaler sein.

Es begreift sich, dass bei der engen Begrenzung (Einsilbigkeit) der einfachsten Satz-Elemente und der ebenso beschränkten Auslautfähigkeit derselben eine grosse Varietät dieser gar nicht gedacht werden kann. Man vermag, sobald man die Anzahl der anlautenden Consonanten und der in der Sprache vorkommenden Vocale und Diphthonge kennt, beinahe mit mathematischer Sicherheit den Umfang des chinesischen Wortvorraths auf nicht mehr als 500 bis 600 Lautcomplexe zu berechnen.

Die Anzahl dieser Lautcomplexe erhöht sich, wenn man die verschiedene Betonung hinzurechnet (das Kwan-hoa kennt fünf verschiedene Betonungen) auf 1200 bis 1300, welche den eigentlichen Grundstock der Sprache bilden.

Es beläuft sich in der That, vom phonetischen Standpunkte betrachtet, die Zahl der chinesischen Satz-Elemente auf nicht

---

*) Vgl. Klaproth a. a. O. S. 10 ff.

**) Wie diese Einsilbigkeit zu verstehen ist, darüber vergleiche man Summers, James, The rudiments of the Chinese language. London. 1864. 8. Introduction.

mehr als höchstens 600 und mit Hinzurechnung der verschiedenen Betonung auf höchstens 1800. Dabei finden wir, wie dies natürlich ist, an einen und denselben Laut eine Reihe von Bedeutungen geknüpft, welche mit einander in keinem inneren, ursprünglichen Zusammenhange stehen.

So bedeutet z. B. der Lautcomplex *huā* nicht weniger als 26 verschiedene Vorstellungen,*) nämlich: „Kaiser, kaltes Wasser, sich fürchten, furchtsam, traurig, Glanz des Feuers, Klang eines musikalischen Instrumentes, Redeweise, eine Krankheit, Reis, der beim Opfer gebraucht wird, ein falbes Pferd, altes Haus, einen ausgetrockneten Sumpf, einen Acker, worauf Rohr wächst, Schall der Trommel, getrocknete Victualien, eine Art Schiff, eine Art Fisch, sich irren, Adler, Musse, einen Ort, einen fabelhaften Vogel, eine Beischläferin des Königs, Kindergeschrei, eine Heuschrecke.“

Diese Vieldeutigkeit des Lautes brachte es mit sich, dass man frühzeitig den Laut von der durch ihn repräsentirten Vorstellung loszulösen begann und nach und nach denselben Laut für eine durch ihn repräsentirte zweite, von der ersten ganz verschiedene Vorstellung und ebenso das für die erste Vorstellung geltende Bild für die zweite Vorstellung substituirte.

Damit wäre nun zwar eine Lautschrift geschaffen; dieselbe wäre aber ebenso vieldeutig und unbestimmt wie die phonetische Seite der chinesischen Sprache. Man hätte dann, den Umfang der in der Sprache vorhandenen wurzelhaften Lautcomplexe auf 600 veranschlagt, eben so viele, nämlich 600 Lautzeichen, die mit den Bildern, welche den durch die 600 Lautcomplexe repräsentirten Anschauungen entsprechen, identisch wären.

Um nun dem in dieser Art Lautschrift gelegenen Mangel abzuhelfen, bedient sich das Chinesische unter Anderem eines sehr scharfsinnigen Mittels. Dasselbe bezieht sich zwar nicht auf den Laut als solchen, sondern auf die durch den Laut repräsentirte Vorstellung. Es ist daher für das Auge allein berechnet und in dieser Beziehung einseitig.

Um nämlich die im Laute an und für sich liegende Vieldeutigkeit aufzuheben, fügt man dem Ausdrucke für den Laut, nämlich dem Bilde der den Laut repräsentirenden Anschauung,

*) Callery, J. M., Systema phoneticum scripturae Sinicae. Macao. 1841. 8. II, 280.

ein zweites Bild hinzu, welches den vieldeutigen Laut auf eine ganz bestimmte Vorstellungs-Sphäre begrenzen soll. Dadurch wird ein Schriftbild geschaffen, welches aus zwei Elementen besteht, nämlich einem phonetischen, welches die Aussprache des Schriftbildes bestimmt, und einen begrifflichen, welches den Kreis bestimmt, auf den der im Schriftbilde liegende vieldeutige Laut bezogen werden soll.

So werden beispielsweise von den oben citirten Fällen, welche sämmtlich unter dem Laute *huã* befasst werden, „kaltes Wasser" durch die Bilder Wasser + Fürst, „Furcht, Schrecken," durch die Bilder Herz + Fürst, „Glanz des Feuers" durch Feuer + Fürst, „Redeweise" durch Mund + Fürst, „Krankheit" durch Leiche + Fürst, „Reis zum Opfern" durch Reis + Fürst u. s. w. wiedergegeben. Es ist darin das Bild für Fürst zum einfachen Lautzeichen herabgesunken, während die Bilder für Wasser, Herz, Feuer, Mund, Leiche, Reis u. s. w. die Vorstellungssphären bezeichnen, auf welche der vieldeutige Laut *huã* bezogen werden soll.

Vermöge des einsilbigen Baues der chinesischen Sprache ist innerhalb derselben ein Fortschritt von der Wortschrift zur Silben- und Buchstabenschrift nicht möglich. Er wurde ausserhalb derselben und zwar nur in der ersteren Richtung, nämlich zur Silbenschrift, auf dem Gebiete des Japanesischen vollzogen.

B) Japanesische Schrift.

Die erste Kunde vom chinesischen Schriftthum soll um das Jahr 284 unserer Zeitrechnung durch einen koreanischen Prinzen nach Japan gelangt sein. Seit jener Zeit datirt die nähere Bekanntschaft und das Studium der chinesischen Literatur unter den Japanern. Dieses fand immer grössere Verbreitung nach der Einführung des Buddhismus, welche in das 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt. Von da an wurde Chinesisch förmlich die Gelehrtensprache Japans.

Diesem Umstande hat Japan seine aus der chinesischen Wortschrift gebildete Silbenschrift zu verdanken.*)

*) Ueber den Zusammenhang der japanesischen Zeichen mit den entsprechenden chinesischen vgl. Hoffmann, J. J., A Japanese grammar. Leiden. 1868. 8. S. 7 ff.

Den nächsten Anlass zur Bildung einer Silbenschrift bot jedoch die Sprache selbst. Diese ist im Gegensatze zum einsilbigen Idiom China's eine mehrsilbige, auf der Suffixbildung beruhende Sprache, deren Silben stets offen sein müssen (d. h. blos aus Vocal oder aus Consonant + Vocal bestehen können.*)

Die Erfindung des japanesischen Syllabars, das aus 47 Zeichen besteht (nach dem Muster des indischen Alphabets (Bon-zi), welches 12 Vocale und 35 Consonanten umfasst), wird dem Bonzen Ku-bu-dai-si zugeschrieben, der im Jahre 804 in China die Sanskritsprache erlernt hatte. Es ist also wahrscheinlich eine Einwirkung der stammfremden Sanskritschrift auf die Ausbildung des japanesischen Syllabars anzunehmen.

Das gegenwärtige Lautsystem des Japanesischen umfasst 5 Vocale (*a*, *e*, *i*, *o*, *u*) und 16 Consonanten (*k*, *g*, *t*, *d*, *p*, *b*, *m*, *n*, *y*, *r*, *f*, *w*, *ts*, *dz*, *s*, *z*). Die Phonetik der Sprache des neunten Jahrhundertes, welche dem japanesischen Syllabar zu Grunde liegt, war jedoch einfacher, indem sie blos aus 10 Consonanten bestand (*k*, *t*, *f*, *n*, *m*, *y*, *r*, *w*, *ts*, *s*).

Die Uebersicht des alten aus 47 Zeichen bestehenden Syllabars ist folgende:

a	*i*	*u*	*e*	*o*
ka	*ki*	*ku*	*ke*	*ko*
ta	*ti*	*tu*	*te*	*to*
	(*tsi*)	(*tsu*)		
na	*ni*	*nu*	*ne*	*no*
fa	*fi*	*fu*	*fe*	*fo*
(*va*)	(*vi*)	(*vu*)	(*ve*)	(*vo*)
ma	*mi*	*mu*	*me*	*mo*
ya	*yi*	*yu*	*ye*	*yo*
sa	*si*	*su*	*se*	*so*
ra	*ri*	*ru*	*re*	*ro*
wa	—	—	—	*wo*

*) So wenigstens in der älteren Sprache; in der neueren stellt sich in Folge der Verschleifung und des Abfalles der Vocale die Sache anders. Man schreibt z. B. *itsu-kóku* und spricht *ikkok*, man schreibt *itsu-sen* und spricht *issen*, man schreibt *nitsu-pon* und spricht *nippon*, man schreibt *sita* und spricht *sta*, man schreibt *tatsu* und spricht *tâts* u. s. w.

Dazu treten im neuen Syllabar folgende 5 Reihen, die in *i x* Schrift durch diaktrische Zeichen von den Reihen *ka*, *ta*, *fa*, *sa* abgeleitet werden:

ga	*gi*	*gu*	*ge*	*go*
da	*di*	*du*	*de*	*do*
	(*dsi*)	(*dsu*)		
pa	*pi*	*pu*	*pe*	*po*
ba	*bi*	*bu*	*be*	*bo*
za	*zi*	*zu*	*ze*	*zo*

Demnach ist das moderne japanesische Syllabar gegenüber dem alten, aus 47 Zeichen bestehenden, aus 72 Silbenzeichen zusammengesetzt.

Man bezeichnet das japanesische Syllabar mit dem Ausdrucke Irova, einem Worte, das die versus memoriales einleitet, in welche dieses Syllabar von den Sprachgelehrten zusammengefasst wird.*)

Man findet in den japanesischen Büchern vornemlich eine zweifache Schrift angewendet, nämlich eine sorgfältig ausgeführte, unserer Druckschrift entsprechend (genannt Katakana), und eine nachlässigere, die etwa unserer schnell geschriebenen Currentschrift analog ist (genannt Firagana).**)

C) Aegyptische Schrift.

Die ägyptische Schrift ist von Haus aus Bilderschrift, gleich der chinesischen, in welcher die einzelnen Figuren die durch sie repräsentirten Vorstellungen bezeichnen. So bezeichnet z. B. auf den ägyptischen Denkmälern die Figur eines Krokodils die Vorstellung des Krokodils selbst. Da nun das Krokodil im Alt-Aegyp-

---

*) Diese Versus memoriales, deren Erfinder der oben erwähnte Bonze Ku-bu-dai-si sein soll, lauten nach Hoffmann (a. a. O. S. 10):

Iro vá nivotetó tsirinuruwó
Wága-yó daré zo tsuné narám
U-wi no óku-yáma kevu koyéte
Asaki yumémisi, évi mó sézu.
„Color and smell (love and enjoyment) vanish!
In our world who (or what) will be enduring?
If this day passes away into the deep mount of is existence
Ther it was a faint vision; it does not even cause giddiness (it leaves you cold).

**) Hoffmann, a. a. o. S. 22 ff.

tischen sowohl *emsahu* als *atu* heisst, so kann auch die Figur des Krokodils sowohl *emsahu* als auch *atu* gelesen werden.

Diese Art von Bilderschrift findet sich aber nur selten verwendet, da sie damals, als die Denkmäler aufgezeichnet wurden, bereits von der Lautschrift verdrängt wurde. Wir finden diese Bilder in späterer Zeit nur noch als sogenannte Determinativa in Fällen, wo, gleichwie im Chinesischen, ein vieldeutiger phonetischer Lautcomplex auf eine bestimmte Vorstellung bezogen werden soll.

Gleich dem Chinesischen ist das Aegyptische an Homophonien ziemlich reich. Ein und derselbe Lautcomplex kann verschiedene mit einander in keinem inneren Zusammenhange stehende Vorstellungen bezeichnen.

Der Lautcomplex *nefer* z. B. bezeichnet „junges Pferd, Jüngling, Laute, Krone, Thor, Phallus" also Vorstellungen, die mit einander in keinem begrifflichen Zusammenhange stehen.

Gleichwie im Chinesischen mögen auch im Altägyptischen die Homophonien frühzeitig den Sinn des Schreibenden auf die Ablösung des Lautes von den mit ihm verbundenen Vorstellungen geführt und aus der Bilderschrift eine Lautschrift — in welcher ein bestimmtes Bild nicht mehr die ihm entsprechende Vorstellung, sondern den auch anderen Vorstellungen gemeinsamen Laut bezeichnet — geschaffen haben.

Wie wir oben gesehen haben, war es dem Chinesischen unmöglich, über die Wortschrift hinauszukommen, da es vermöge seines eigenthümlichen grammatischen Baues keinen Anlass dazu bot. Anders das Altägyptische. Dieses besitzt eine Flexion, d. h. es besitzt eine Reihe von Laut-Elementen, welche zur Bezeichnung sowohl der inneren Modificationen der Vorstellungen als auch der Verhältnisse der verschiedenen Vorstellungen zu einander dienen. Und zwar sind diese Laut-Elemente sowohl Praeals Suffixe, beschränken sich einerseits auf einzelne Vocale oder Consonanten, und sind andererseits zu vollen Silben erweitert.

Nehmen wir nun an, der Schreibende habe eine Reihe zusammengehöriger Formen wie *son* „Bruder", *son-t* „Schwester", *son-u* „Brüder", *pa-son* „der Bruder", *ta-son-t* „die Schwester", *son-a* „mein Bruder", *son-k* „dein Bruder", *son-f* „sein Bruder", *son-an* „unser Bruder", *son-ten* „euer Bruder", *son-sen* „ihr Bruder" u. s. w. im Gedächtnisse, so werden wir leicht begreifen, dass ihm die selbsständige Auffassung der dem Worte *son* an-

hängenden Elemente *-t*, *-u*, *pa-*, *ta-*, *-a*, *-k*, *-f*, *-an*, *-ten*, *-sen* geläufig werden wird, namentlich wenn er wahrnimmt, dass die Worte *rot* „Mensch", *nofer* „Jüngling", *nuter* „Gott" u. s. w. mit denselben Elementen bekleidet werden können. Es wird also auf diese Weise eine selbstständige Auffassung sowohl der einzelnen Silbe *(pa, ta, an, ten, sen)* als auch des einfachen Lautes *(a, u, t, f* u. s. w.) im Bewusstsein des Schreibenden sich festsetzen und ihn veranlassen auf die Mittel zur Darstellung dieser einfachen Laut-Elemente zu sinnen.

Natürlich werden diese Mittel dem bereits zur Darstellung der Worte verwendeten Material entnommen werden.

Auch hier wird dem Schreibenden bald die Gleichheit gewisser Wortreihen in Bezug auf den Anlaut im Bewusstsein aufsteigen, so dass er nach und nach veranlasst werden wird, den Anlaut dieser Worte abkürzungsweise für den bereits in seinem Bewusstsein befestigten einzelnen Laut zu substituiren. Er wird in Folge dessen auch weiter veranlasst werden, die für diese Worte geltenden Bilder den anlautenden Elementen gleich zu achten, also das Bild abkürzungsweise für den Anlaut jenes Wortes zu setzen, welches sprachlich dem betreffenden Bilde entspricht.

Er gelangt auf diesem Wege von der Wortschrift zur Silben- und Buchstabenschrift.

Und in der That zeigt uns die altägyptische Schrift den von uns kurz geschilderten Entwicklungsgang, indem von allen Phasen ihrer Entwicklungsgeschichte in dem System der sogenannten Hieroglyphenschrift zahlreiche Belege aufbewahrt worden sind. So finden wir neben der bereits oben erwähnten Bilderschrift die Wortschrift, wenn z. B. das Bild des Hauses *(per)* für den Lautcomplex *per*, das Bild des Widders *(ba)* für den Lautcomplex *ba*, das Bild der Laute *(nefer)* für den Lautcomplex *nefer* u. s. w. verwendet erscheint. Dagegen ist es schon Buchstabenschrift, wenn wir das Bild der Eule *(mulaf)* für den Laut *m*, das Bild des Mundes *(ro)* für den Laut *r*, das Bild des Löwen *(laboi)* für den Laut *l*, das Bild des Berges *(tou)* für den Laut *t* u. s. w. verwendet antreffen.

Beide Systeme, sowohl das System der Wort- als auch das System der Buchstabenschrift bestehen nebeneinander und scheinen

vollkommen dem Ermessen des Schreibenden überlassen zu werden.

Dazu tritt noch ein Punkt, nämlich das Hineinragen der Bilderschrift in die Lautschrift und zwar als determinatives Element. Wie im Chinesischen werden auch im Aegyptischen Laut- und Begriffszeichen mit einander combinirt, namentlich deswegen, um die dem sprachlichen Ausdrucke anklebenden Homonymien vollkommen zu beseitigen. So malt man zu dem durch die Bilderzeichen *s* + *a* + *u* dargestellten Lautcomplexe *sau* im Sinne von „trinken", das Bild des Wassers allein oder mit dem Bilde eines den Finger zum Munde führenden Mannes verbunden hinzu; der Ausdruck *χet* „herabfahren", hat das Bild einer Barke mit beigelegtem Segel, der Ausdruck *χonti* „hinauffahren" dagegen das Bild einer Barke mit geschwelltem Segel bei sich, da das Schiff den Nil abwärts vom Strom, dagegen den Nil aufwärts vom Winde getrieben wurde.

Aus dem Vorhergehenden dürfte genugsam der Charakter der altägyptischen Schrift klar geworden sein. Die altägyptische Schrift ist in ihrer Conception gewiss genial und in ihrer Entwicklung äusserst fruchtbar, sie ist aber deswegen, weil sie alle Phasen ihrer Entwicklung neben einander beibehielt,*) unrein und ermangelt eines einheitlichen Princips. Dieses einheitliche Princip kommt erst in der aus der altägyptischen hervorgegangenen Schrift der Semiten zum Durchbruche.

D) Schrift der Semiten.

Bei den Semiten finden wir zwei von einander unabhängige Schriftsysteme im Gebrauche, nämlich 1. ein syllabisches System, die sogenannte Keilschrift, und 2. ein Schriftsystem, welches ein Mittelding zwischen der Silben- und der Buchstabenschrift darstellt, jene Schrift, deren älteste Form man gewöhnlich die phönicische nennt, die aber mit grösserem Rechte die babylonisch-phönicische genannt werden kann. Das

*) In der altägyptischen Schrift finden sich demnach folgende Elemente:

1. Bilderschrift.	*a*) Reine Bilderschrift.
	b) Als Determinativzeichen.
2. Lautschrift.	*a*) Wortschrift.
	b) Silben- und Buchstabenschrift.

erste Schriftsystem finden wir nur von den Semiten der mesopotamischen Ebene (Assyrer, Babylonier) angewendet, während das letztere bei allen Völkern semitischer Zunge sich wiederfindet.

1. Die Keilschrift.

Die Erfinder der Keilschrift (so genannt, weil ihre einzelnen Charaktere aus einfachen keilförmigen Elementen zusammengesetzt sind) war höchst wahrscheinlich ein Volk unbekannter ethnologischer Stellung, nämlich das Volk Akkad. Man hat ihm den turanischen, oder, bestimmter ausgedrückt, den ural-altaischen Charakter zugesprochen und an eine nähere Verwandtschaft mit dem finnischen Zweige gedacht. Wir halten diese Ansicht, abgesehen von der hiebei geübten mangelhaften Methode, schon vom Standpunkte der Schichtung der Völker jener Gegenden für bedenklich und mit unseren Erfahrungen auf dem Gebiete der hochasiatischen Ethnologie für unvereinbar.

Der Ursprung der Keilschrift liegt wie jener der altägyptischen Schrift, in der Schrift-Malerei und der Bilderschrift.*) Obschon diese Stufe in dem von den Semiten adoptirten Systeme bereits überwunden und der Volksgeist über die Wortschrift hinaus beim Syllabar angelangt ist, so sind dennoch bis in die späteste Zeit Spuren der Bilderschrift aufbewahrt. Wir meinen die sogenannten ideographischen Zeichen, nämlich Zeichen, die nicht gleich den übrigen einen bestimmten begriffslosen Silbenwerth besitzen, sondern bestimmte öfter wiederkehrende Vorstellungen, wie König, Himmel, Land, Haus u. s. w. repräsentiren **)

Unter den Charakteren der Silbenschrift stehen jene der Wortschrift am nächsten, welche eine consonantisch anlautende geschlossene Silbe (also einen Complex, der aus Consonant + Vocal + Consonant besteht) repräsentiren. Sie scheinen auch zunächst aus der Wortschrift hervorgegangen zu sein, wurden aber später durch die reinen Silbencharaktere zurückgedrängt, die sich auch in vielen Fällen ihrer zur Darstellung des eigenen Werthes bemächtigten. Daher kommt es nun, dass ein bestimmtes Keilschriftzeichen neben dem syllabischen Werthe im engeren Sinne (nämlich Vocal oder Consonant + Vocal oder Vocal +

*) Vgl. Oppert, Jules, Expédition scientifique en Mesopotamie. Paris. 1859—1863. 4. Vol. II. pag. 59 ff.

**) Oppert, a. a. O. pag. 43 ff.

Consonant) auch die Geltung als volle geschlossene Silbe in sich vereinigt. So z. B. wird der Charakter für die Silbe *ku* auch noch *tus*, *hun*, *dur*, der Charakter für die Silbe *li* auch noch *gip* oder *him* ausgesprochen.*)

Was nun die eigentlichen Silbencharaktere betrifft, so repräsentiren sie entweder reine Vocale (*a*, *i*, *u*) oder auch zugleich die mit ihnen verbundenen einfachen Consonanten (*ka*, *ki*, *ku* und *ak*, *ik*, *uk*). Soll nun eine mit einem Consonanten beginnende geschlossene Silbe dargestellt werden, so geschieht dies in der Art, dass man jene Silben, deren erste den Vocal der darzustellenden Silbe im Auslaute, deren zweite denselben im Anlaute enthält, mit einander combinirt. So wird z. B. die Silbe *man* durch die beiden Charaktere *ma-an*, die Silbe *nis* durch die beiden Charaktere *ni-is* dargestellt. In manchen Fällen wird der Vocal noch ausdrücklich hinzugefügt, so dass er dann eigentlich dreimal ausgedrückt erscheint. In unseren beiden Fällen würde man *ma-a-an*, *ni-i-is* schreiben müssen.

Dieser in kurzem geschilderte Werth der Keilschrift als einer Silbenschrift wird von den semitischen Sprachen, die sich derselben zu ihrer Darstellung bedienen, nämlich dem Babylonischen und Assyrischen, festgehalten. Dagegen hat das Altpersische, welches in den Denkmälern der achämenidischen Könige uns vorliegt, aus der Silbenschrift eine Buchstabenschrift sich entwickelt. Und zwar zeigt uns diese Buchstabenschrift in ihrem Systeme noch ganz deutlich den Gang der Entwicklung insofern als bei gewissen Consonanten je nach dem darauffolgenden Vocale drei (so bei *d*, *m*), oder zwei (so *k*, *t*, *g*, *ǵ*, *n*, *v*) verschiedene Schriftzeichen zur Anwendung kommen. Man muss annehmen, dass diese Zeichen ursprünglich die Geltung von Silben hatten (also *d-i* ursprünglich *di-i*, *d-u* ursprünglich *du-u* galt) und dass erst nach und nach der Vocal von dem Consonanten, welchem er inhärirte, abgelöst, und in Folge des nachfolgenden gleichen Vocals als überflüssig erkannt wurde.

Aber noch ein Punkt ist vorhanden, der, gleichwie im Indischen, das ehemalige Vorhandensein eines Syllabars deutlich verräth. Bei dem Umstande nämlich, dass der Vocal *a* der häufigste unter den in der Sprache vorkommenden Vocalen ist, wird

*) Oppert, a. a. O. pag. 51.

derselbe nicht, gleich den übrigen Vocalen, in der Schrift durch ein eigenes Zeichen wiedergegeben, sondern es ist, sobald kein bestimmter Vocal ausgedrückt erscheint, stets der Vocal *a* zu verstehen. Man schreibt also *d-i* (ursprünglich *di-i*) und *d-u* (ursprünglich *du-u*), aber blos *da* (ohne jegliches Vocalzeichen).

2. Die semitische Silben-Buchstabenschrift.

Die semitische Schrift, welche wir oben bestimmter die babylonisch-phönicische genannt haben, hat, wie durch die neuesten Untersuchungen darüber dargethan worden ist, in der Schrift der alten Aegypter ihre Wurzel.*) Sie weicht von der letzteren in zwei wesentlichen Punkten ab, nämlich einerseits darin, dass sie ein einheitliches Princip, nämlich das der Akrophonie durchführt, andererseits darin, dass sie innerhalb dieses Princips durch Ausscheidung aller Varianten für jeden Laut nur ein bestimmtes Zeichen zur Anwendung bringt.

In dieser Begränzung und Vereinfachung ist ein unendlicher Fortschritt gelegen, indem die Bilder auf dieser Stufe schon nicht mehr als solche, sondern als Repräsentanten bestimmter Laute gefühlt werden. Sie werden auch in Folge dessen den ursprünglichen Bildern immer unähnlicher und sinken endlich zu Zeichen herab, die mit den Bildern eine nur ganz entfernte, in den meisten Fällen aber gar keine Aehnlichkeit haben.

Aber auch in anderer Beziehung nimmt die Schrift der Semiten in der Geschichte der Schrift-Entwicklung eine hervorragende Stellung ein, indem sie uns den Uebergang von der Silbenschrift zur Buchstabenschrift so recht deutlich zeigt. Sie selbst ist weder reine Silbenschrift, noch auch reine Buchstabenschrift, sondern ein Mittelding zwischen beiden. Dass sie zu einer solchen Schrift wurde und dass auf Grund dieses Charakters der Indogermane die reine Lautschrift aus ihr entwickelte, dies verdankt sie einzig und allein der Sprache, zu deren Fixirung sie bestimmt war. Es ist dies wieder ein Punkt, der den innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Schrift offenbart und uns darthut, dass Sprache und Schrift in ihrer Weiter-Entwicklung sich gegenseitig bedingen.

Um diesen Process genauer einzusehen, erscheint es nothwendig einen Blick auf die semitischen Sprachen selbst zu werfen.

---

*) Vgl. Rouge, Em. vicomte de, Memoire sur l'origine egyptienne de l'alphabet phénicien. Paris. 1874. 4.

Die semitischen Sprachen zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Bau vor allen bekannten Idiomen der Erde aus. Jene Elemente, welche den Stoff zu den Sprachformen liefern, die sogenannten Verbalwurzeln, bestehen hier durchgehends aus drei consonantischen Elementen, und wurden ursprünglich stets auch dreisilbig ausgesprochen. Sie sind im strengeren Sinne des Wortes keine Wurzeln, sondern vielmehr Stämme, in denen die Wurzeln bereits verarbeitet vorliegen.

Von diesen dreiconsonantischen Lautcomplexen wurden durch Zuhilfenahme von ein- bis zweisilbigen Elementen, den sogenannten Pronominalwurzeln, welche ihnen bald vor- bald nachgesetzt erscheinen, die fertigen Worte gebildet. Daneben kommt aber, namentlich bei Bildung jener Kategorien, die ausserhalb der Flexion im engeren Sinne liegen (den Ausdrücken innerer Bestimmung), ein Princip zur Anwendung, welches den semitischen Sprachen in diesem Umfange ganz eigenthümlich ist, nämlich die Vocalveränderung im Inneren des Verbalstammes.

Der Lautcomplex, welcher an die drei Consonanten *k t b* geheftet ist, bedeutet im Allgemeinen „ritzen, schreiben." Dreisilbig gesprochen, mit dem Vocal *a* auf allen drei Consonanten (*kataba*) bedeutet derselbe „er hat geschrieben," mit dem Vocal *u* dagegen auf der ersten Silbe gesprochen (*kutaba* vgl. arabisch *kutiba* für *kutaba*, da arabisch *kuttiba* gleich dem hebräischen *Pu'al*) „er ist geschrieben worden." Mit einem langen *a* auf der ersten Silbe (*kâtab-u* vgl. arabisch *kâtib-ũ* für *kâtab-ũ*) bedeutet derselbe Lautcomplex „schreibend," mit langem *u* auf der zweiten Silbe dagegen (*katûb-u* vgl. hebräisch *kâthûbh* und arabisch *ma-ktûb-ũ*) bedeutet er „geschrieben."

Es begreift sich nun leicht, dass eine Sprache, deren Kern vornehmlich am Consonanten haftet, und deren Formen nach gewissen festen Regeln mit der grössten Consequenz gebildet werden, mit einer Schrift, welche nur den Consonanten fixirt, vollkommen ausreicht. Dem Semiten, dessen Sprache die eben angedeuteten Bedingungen erfüllt, genügt es vollkommen, nur — so zu sagen — die Umrisse des Wortes in der Schrift wiederzufinden, da der Zusammenhang der Rede und die lebendige Kenntniss der Sprache alles dasjenige, was der Schrift mangelt, dem Verständnisse ersetzen.

Wann daher der Semite die drei Zeichen für *k t b* vor sich sah, so nahm er sie, je nach dem Sinne des Ganzen, bald für *kataba*, bald für *kutaba*, bald für *kâtabu*, bald für *katûbu*. Das Zeichen für *k*, der erste Laut des Complexes *k t b*, war ihm bald *ka*, bald *ki*, bald *ku*; an und für sich war es keines von allen dreien, da ihm die nähere Bezeichnung des den Consonanten begleitenden Vocales fehlte, es war aber auch nicht reines *k*, da ihm neben dem, dass es reines *k* bezeichnen konnte, auch noch ein Vocal inhärirte.

Diese Unbestimmtheit der semitischen Schrift leuchtete auch dem Semiten selbst ein, da er, nachdem er über die ersten Anfänge des Schriftthumes hinausgekommen war, selbst auf die Mittel und Wege sann, derselben zu begegnen. So finden wir denn von den Semiten zuerst den Versuch gemacht, Zeichen für die genaue Bezeichnung der langen Vocale (*â*, *î*, *û*) und Diphthonge (*ai*, *au*), welche für die Auffassung der Formen wichtig waren, einzuführen (durch Verwendung des Aleph, Jod und Waw); später, nachdem es sich immer mehr und mehr um diplomatisch treue Aufzeichnung und Ueberlieferung der Formen handelte, wurden auch Zeichen für die Vocale überhaupt erfunden.

Diese Vocalzeichen werden aber nicht als gleichwerthig mit den Consonantenzeichen betrachtet, indem sie in der Schrift diesen nicht parallel gehen, sondern ihnen theils über- theils untergeschrieben werden. Uebrigens sind auch diese Vocalzeichen eine rein gelehrte und auch nur von den Sprachgelehrten gehandhabte Erfindung. Das Volk nimmt im bürgerlichen Verkehr keine Notiz von ihnen, da die lebendige Sprache derselben gar nicht bedarf.

E) Schrift der Indo-Germanen.

Jene alt-semitische Schrift, in welcher von einer näheren Bezeichnung der Vocale völlig abgesehen wurde, ist es, welche die Indo-Germanen, sowohl die östlichen, namentlich die Inder, als auch die westlichen, die Griechen und Italer, zur Darstellung ihrer Sprachen übernahmen. Während diese Schrift aber für den Zweck der semitischen Sprachen vollkommen ausreichte, erwies sie sich für die indo-germanischen Sprachen wegen des ganz verschiedenen Charakters und Baues derselben als vollkommen ungenügend. Abgesehen davon, dass die Zahl der indo-germanischen Sprachlaute im Ganzen eine viel grössere ist, als dass

diese durch die semitischen Schriftzeichen fixirt werden könnten, spielen in den indo-germanischen Sprachen die Vocale nicht jene untergeordnete Rolle wie in den semitischen Idiomen, als dass von ihrer schriftlichen Darstellung ohne vollständige Zerstörung des Wortsinnes abgesehen werden könnte.

Man war also im vorhinein gezwungen, jene Unbestimmtheit, welche in der semitischen Schrift gelegen ist, aufzugeben und den Vocal ebenso genau wie den Consonanten zu bezeichnen. Dadurch, dass man in jedem einzelnen Falle zum Ausdrucke des Vocales gedrängt wurde, wurde man zur Abtrennung des Vocals vom Consonanten, daher zur genauen Auffassung der einfachen Laute und dem entsprechend zu einer reinen Buchstabenschrift hingeführt.

Das Problem der Entwicklung der semitischen Silben-Buchstabenschrift zur reinen Buchstabenschrift wurde aber von den beiden indo-germanischen Völkern, welche diese Entwicklung vollzogen, nämlich den Indern und den Griechen, verschieden gelöst. Und zwar ist es, streng genommen, nur dem letzteren Volke gelungen, eine reine Buchstabenschrift zu schaffen, während die Inder durch Vermischung des alten Princips mit dem neuen und die daraus hervorgegangene Form der Schrift eine reine Buchstabenschrift zu schaffen nicht im Stande waren.

1. Indische Schrift.

Obgleich die indische Schrift mit Fug und Recht als Buchstabenschrift bezeichnet werden kann, so trägt sie dennoch in zwei wesentlichen Punkten den Charakter jener Schrift, aus welcher sie hervorgegangen, nämlich der unbestimmten altsemitischen Schrift, ganz deutlich zur Schau. Diese zwei Punkte sind erstens die Art und Weise, in welcher der Vocal im Verhältnisse zum Consonanten bezeichnet wird, und zweitens der Umstand, dass jener Vocal, welcher im Indischen beinahe 40 Percent des gesammten Vocalismus ausmacht, nämlich der Vocal *a*, in der Schrift gar nicht näher bezeichnet wird.

Was das Verhältniss des Vocals zum Consonanten anbelangt, so stimmt in Betreff der Form der Darstellung die indische Schrift mit der semitischen vollkommen überein. Wie dort schreibt man auch hier einen Consonanten neben dem anderen, aber in umgekehrter Richtung, hin. Während aber in der semitischen Schrift, wenigstens jener, welcher das Volk sich bedient, der

Vocal gar keinen Ausdruck findet, muss er in der indischen (bis auf jenen Fall, wo *a* zu lesen ist) stets ausdrücklich bezeichnet werden. Man bedient sich zu diesem Zwecke eines ebenso einfachen Mittels, wie die semitischen Sprachgelehrten, nämlich eines Punktes oder eines Striches (der erstere ist noch in den Alphabeten auf den Philippinen und auf Celebes, die aus der indischen Schrift stammen, erhalten), welche über den jeweiligen Consonanten gesetzt *i*, unter denselben gesetzt dagegen *u* bedeuteten. Später bezeichnete man durch doppelte Schreibung dieser Zeichen die Längen, ebenso wurde *â* durch einen neben dem Consonanten stehenden senkrechten Strich angedeutet. Auf ähnliche Weise fanden *ê* und *ô* sowie *ai* und *au*, jene Diphthonge, welche im Altindischen vorkommen, ihren lautlichen Ausdruck.

2. Griechisch-italische Schrift.

Einen ganz anderen Charakter zeigt die griechische Schrift sammt jenen Schriften, welche aus ihr hervorgegangen sind. Hier ist einerseits von der Unbestimmtheit der altsemitischen Schrift nichts mehr wahrzunehmen, andererseits stehen Vocal und Consonant nicht wie dort in dem Verhältnisse der Subordination, sondern in dem der Coordination. Alle innerhalb der Sprache vorkommenden Vocale werden gleichmässig ausgedrückt (*a*, *i*, *u*, *e*, *o*), wenn auch deren Kürzen und Längen Anfangs indifferent erscheinen, und erst später zuerst *ê* von *e* und dann *ô* von *o* geschieden werden. Der Vocal erscheint hier nicht über oder unter dem Consonanten, der demselben vorhergeht, sondern neben ihm, kurz: jedes den Luftstrom während des Processes der Lautbildung modificirende Moment erscheint in der Schrift mit grosser Sorgfalt wiedergegeben — ein Ideal der reinen Buchstabenschrift.

E) Verhältniss der Schrift zur Entwicklung der Sprache.

Unter den im vorangehenden Abschnitte aufgezählten Schriftsystemen verhalten sich sowohl die Ideenschrift als auch die Wortschrift zur Entwicklung der Sprache indifferent, d. h. die auf dem Gebiete der Sprache vor sich gehende lautliche Entwicklung nimmt auf das Verhältniss der Sprache zur Schrift gar keinen Einfluss. Dem entgegen sind die anderen Schriftarten, namentlich aber die Buchstabenschrift, von der Entwicklung der Sprache abhängig und es ergeben sich aus diesem Verhältnisse nach den beiden Richtungen der inneren Form und der äusseren lautlichen Seite der Sprache, zu deren Darstellung die Schrift dient, nicht unbedeutende Schwierigkeiten.

Da die Buchstabenschrift an die einfachsten Elemente der Sprache, die einzelnen Laute anknüpft, diese aber im Fortlaufe der Entwicklung einer Sprache nicht unbedeutenden Veränderungen unterworfen sind, so begreift es sich, dass die Schrift, soll sie nicht je nach den verschiedenen Dialekten und Zeit-Epochen variiren, d. h. soll sie nicht ihre Einheit einbüssen, die ein wesentliches Moment ihres allgemeinen Verständnisses bildet, blos eine bestimmte, als allgemein giltig angenommene Form der Sprache zur Darstellung bringen muss. Sie gibt also streng genommen die Sprache nur wieder, wie sie in einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte gesprochen wurde.

Nun können im Laufe der Entwicklung einer Sprache zwischen jenem Zustande, welcher in der Schrift vorliegt und dem Zustande, welcher in der gesprochenen Sprache uns entgegentritt, derartige Differenzen sich ergeben, dass Schrift und Aussprache mit einander in gar keinem inneren Zusammenhange zu stehen scheinen. So wenn man z. B. im Englischem *knight*

eigentlich „Knecht", dann „Ritter, Kämpfer" schreibt, dagegen dafür *nait* spricht, oder wenn innerhalb derselben Sprache *nature* „Natur, Beschaffenheit" geschrieben, dagegen *nätšr* gesprochen wird. Es ist sicher, dass man im Englischen einmal *knight* und *nature* ebenso sprach wie sie geschrieben werden und dass erst nach und nach die Aussprache *nait*, *nätšr* aus der alten in der Schrift aufbewahrten Aussprache sich entwickelte.

Aus diesem Verhältnisse zwischen Sprache und Schrift resultirt nun der Widerspruch, der in der schriftlichen Darstellungsweise mancher Sprachen gelegen ist, indem die Schrift, da sie nicht die jetzt geltende Aussprache der Laute, sondern die einer älteren Sprachperiode angehörende zum Ausdrucke bringt, den lautlichen Anforderungen der jetzt gesprochenen Sprache nicht gerecht wird. Es muss daher, soll die Schrift jene Anforderung erfüllen, die man an sie stellt, nämlich die Sprache mittelst der Laute zur Darstellung bringen, die eigenthümliche Aussprache der einzelnen Lautzeichen mit dem Ohre hierzu erlernt werden — ein Punkt, der den Mangel dieser Art von Schrift von selbst offenbart.

Andererseits hat diese Art der Darstellung bei ihrer grossen Schwäche auf der phonetischen Seite für die innere Form, nämlich das Verhältniss der Schrift zur Sprache und zum Denken, einen grossen Vortheil. Sie lässt uns nämlich bei der grossen lautlichen Zerrüttung, welche sich mancher Sprachen bemächtigt hat, den Process dieser deutlich verfolgen und geht uns bei der Ergründung der Etymologie mancher bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpfter Formen an die Hand.

Ueberdies hat diese Art noch einen weiteren Vortheil, der bei der oft hervortretenden Unbestimmtheit der lautlichen Seite mit den ideographischen Zeichen des Chinesischen und den Determinativbildern des Alt-Aegyptischen verglichen werden kann. Gleichwie der Chinese nicht anzugeben vermag, welche bestimmte Bedeutung dem Lautcomplexe *tšeu* zukommt, ausser man weist mittelst eines Satzes, in welchem *tšeu* vorkommt (wo der Zusammenhang zeigt, welches *tšeu* man gemeint hat), oder mittelst der Schrift (in welcher dem Lautzeichen *tšeu* ein ideographisches Zeichen beigegeben ist) auf dieses eine bestimmte *tšeu* hin, ebenso vermag der Franzose nicht anzugeben, was z. B. *sã* bedeutet, ausser man nennt ihm einen Satz, wo dieses *sã* vorkommt oder

man schreibt ihm dieses *sã* hin, woraus er entnehmen kann, welche Form, ob *sent* oder *sens* oder *cent* oder *sans* oder *sang* oder *cens*, diesem unbestimmten Lautcomplexe *sã* zu Grunde liegt.

Wir nennen jene Darstellungsform der Lautschrift, welche von der gegenwärtig gesprochenen Sprache ausgeht, die phonetische, im Gegensatze zu jener, welche eine bestimmte zu einer früheren Zeit festgesetzte Form der Laute verwendet und die wir deshalb als die historische bezeichnen. Der Gegensatz zwischen beiden Formen ist kein so strikter als man glaubt, da ja jede historische Darstellungsform damals, als sie entstand, eine phonetische gewesen sein muss.

Natürlich lässt sich von diesen beiden Formen nur bei Idiomen sprechen, die eine unter unseren Augen vor sich gehende historische Entwickelung durchgemacht haben, während bei Sprachen wilder Stämme, die uns blos in ihrer letzten Entwicklungsphase bekannt geworden sind, von einem solchen Unterschiede keine Rede sein kann.

Diese Erwägungen werden uns in dem Streite, der sich beinahe aller Orten um die Art und Weise der lautlichen Darstellung der Sprache entsponnen hat, das Richtige finden lassen. Ueberall, wo der betreffende Streit ausgebrochen ist (der Streit um die Orthographie), liegen für uns nur zwei Möglichkeiten vor, d. h. man kann entweder die historische oder die phonetische Schreibweise acceptiren. Erstere scheint uns bei Sprachen so zerrütteten Laut-Charakters, wie beim Französischen und Englischen, unabweisbar, letztere dagegen bei Natursprachen die einzig richtige. Auch bei unserer Muttersprache ist unstreitig die historische Orthographie der phonetischen vorzuziehen (namentlich wenn letztere nicht consequent durchgeführt wird und man nicht, gemäss der Aussprache, z. B. *main*, *kain*, *tsait*, *bîne*, *rôze*, *fraüde*, sondern *mein*, *kein*, *Zeit*, *Biene*, *Rose*, *Freude* schreibt), aber sie soll auch streng durchgeführt sein und muss dann alles das, was der Unverstand und Pedantismus der früheren Jahrhunderte eingeführt haben, über Bord geworfen werden.

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.

Druckfehler und Berichtigungen.

Seite 18, Zeile 1 von oben, lies *knězĭ*.
„ 19, „ 12 „ unten lies: hebr. *nepheš* arab. *nafs-ū* oder hebr. *rûʿχ* arab. *rûʿh-ū*.
„ 40, „ 2 „ unten statt *žln̄čĭ* lies *žlŭčĭ*,
„ 45, „ 5 „ oben statt §. 10. Stoff und Form in der Sprache lies §. 12. Stoff und Form u. s. w.
„ 48, „ 2 „ oben statt *dêva-mahya-i* lies *dêva-madhya-i*.
„ 56, „ 27 „ „ „ von der anderen lies von den anderen.
„ 62, „ 19 „ „ lies:

Das Altindische der späteren Zeit (das sogenannte Sanskrit) verwandelt, in Folge des Umstandes, dass es den ganzen Satz als eine phonetische Einheit auffasst (es mag dies mit der poetischen Neigung der Sprache zusammenhängen) nach allen Vocalen ausser nach *ă* (diese Beschränkung scheint sich erst später festgesetzt zu haben, da sie in den Veda-Hymnen vielfach nicht Anwendung findet) am Schlusse der Formen (und am Schlusse der Stämme vor Compositionsgliedern, die mit tönenden Lauten beginnen, und von den Suffixen *bhis, bhyas, bhyâm*) ein *s* in *r* u. s. w.

„ 110, „ 6 „ unten und
„ 111, „ 6 „ oben statt *χarf* lies *ʿharf*.